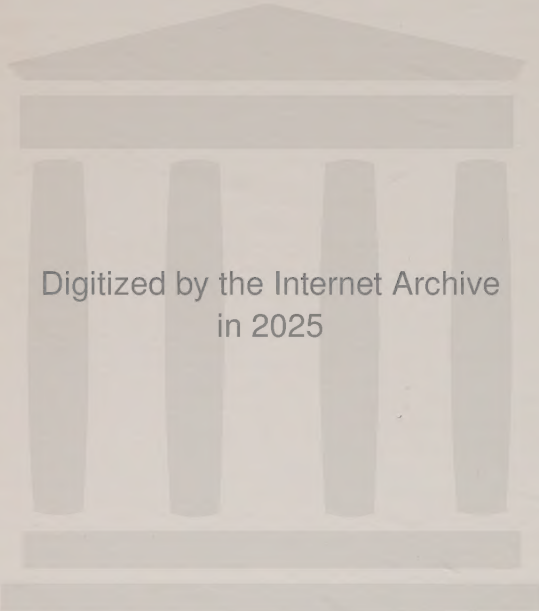




Digitized by the Internet Archive
in 2025

Otto Zierer Geschichte Amerikas

DRITTER BAND

WELTGESCHICHTE

FÜNFUNDZWANZIGSTES BUCH

Otto Zierer

GESCHICHTE AMERIKAS

DRITTER BAND

DER FERNE WESTEN

Von 1800 bis 1870

BUCHGEMEINSCHAFTS-AUSGABE

Lizenzausgabe

mit Genehmigung des Sebastian Lux Verlages, Murnau

für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh

Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh

Printed in Germany · Buch Nr. 5325/6

DER FERNE WESTEN

Von 1800 bis 1870

Die Ideen der großen französischen Theoretiker der Aufklärung, eines Montesquieu und Rousseau, die Forderung nach Freiheit und Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz und nach wahrer Menschenwürde haben auch den Kontinent jenseits des Ozeans aufgerührt. Die amerikanische Union erkämpft sich die Unabhängigkeit vom englischen Mutterland und errichtet die erste Demokratie der Neuzeit. Der Rebellion der Weißen folgt der Aufstand der Farbigen. Es erscheint wie eine schicksalhafte historische Vergeltung, daß sich auf Haiti, der ersten Kolonie der Weißen auf amerikanischem Boden, die Negersklaven gegen ihre weißen Bedrücker erheben und in einem blutigen, schreckensvollen Krieg ein eigenes freies Staatswesen gründen. Ihr Beispiel erweckt den Widerstandswillen im Süden des Festlandes. Bolivar, der »Libertador«, marschiert mit seinem Freiwilligenheer gegen die alten Kolonialmächte Spanien und Portugal.

Der Schwerpunkt des Kontinents aber liegt im Norden. Die junge Kraft der Vereinigten Staaten bricht sich unter Niederwerfung des französischen Kolonialreiches freie Bahn nach dem Westen. Ein Strom von Siedlern, Jägern und Abenteurern ergießt sich in die Wälder und Savannen und erobert mit Büchse und Pflug die ungeheure Weite des Kontinents. Noch einmal scheint die Zukunft der Vereinigten Staaten in Frage gestellt, als sich der Norden und Süden im Sezessionskrieg bis zur gegenseitigen Erschöpfung bekämpfen. Aber aus dem Zusammenbruch, aus Bruderhaß und Korruption entsteht ein neuer, machtvoller Staat, der die alleinigen Besitzrechte der amerikanischen Nationen auf den gesamten Kontinent, vom Atlantik bis zum Pazifik, von Alaska bis Feuerland, feierlich verkündet.

DER FERNE WESTEN

»Hinter uns liegt das Vergangene.
Wir betreten eine neue, endlos weite Welt,
und frisch und stark
ergreifen wir von ihr Besitz,
Welt der Mühsal und des Marsches.
Pioniere! Pioniere!«
Walt Whitman

Vision in Schwarz

Haiti, das spanisch-französische Tropenparadies im Inselbogen der Großen Antillen, befindet sich in Aufruhr. Die Negersklaven der großen Plantagen haben sich gegen ihre Herren erhoben und schlagen jeden Weißen, der ihnen in die Hände fällt, gnadenlos tot...

Ringsum liegen wie eine Horde Wölfe die Großmächte und beobachten mit wachsamen Augen die Vorgänge seit Ausbruch der Negerrevolution. Das mächtige England steht mit seinen Geschwadern, Truppen und gefüllten Waffenarsenalen auf der benachbarten Insel Jamaika bereit und hofft, daß ihm die Beute zufällt. Die jungen Vereinigten Staaten von Amerika schicken ihre Handelsschiffe in die Häfen von Haiti und verdienen an dem großen Geschäft des Verkaufs alter, unmoderner Waffen gegen gutes Zuckerrohr. Sorgenvoll sieht das bourbonische Spanien von dem ihm verbliebenen Ostteil der Insel aus dem um sich greifenden Brand zu.

Spanien fühlt sich zu schwach, in dieser seiner ältesten überseeischen Kolonie die Ordnung wiederherzustellen. Frankreich aber, noch von den letzten Zuckungen der Revolution geschüttelt, rüstet sich, jene Freiheit und Gleichheit, die es der Welt verkündet hat, in seiner eigenen Kolonie zu unterdrücken.

Die Brandröte des Aufstandes ist nur der Widerschein jenes Fanals, das vor einer Generation die ehemals englischen Kolonien Amerikas im Namen der Freiheit entzündet hatten, als sie sich

unabhängig vom Mutterland machten. Der Aufstand der schwarzen Sklaven ist mehr als nur die Revolte von Plantagennegern. Es ist die Erhebung versklavter Afrikaner, mit dem Ziele, im Kampf gegen die weißen Unterdrücker die Sklavenketten abzustreifen und für sich die Menschenrechte zu erringen.

Die Insel Haiti ist reich. Die Plantagen des französischen Westteils liefern im Jahre für mehr als vierzig Millionen Goldfranken Rohrzucker in die Raffinerien des Mutterlandes. In Französisch-Haiti leben etwa 570 000 Menschen: 40 000 weiße Pflanzer, 500 000 Schwarze und 30 000 Halcasts. Die Schattierungen zwischen Weiß und Schwarz sind vielfältigster Art. Noch nach sechs Generationen macht ein Tröpfchen schwarzes Blut den Menschen in den Kolonien gesellschaftlich minderwertig. Die Kreolen, reinblütige Nachkommen weißer Auswanderer, haben auf diesem Gebiet einen unerschütterlichen Ehrenkodex entwickelt.

Dort drüben in der Kolonialwelt des Westens gilt der Mensch nur, wenn er von weißer Hautfarbe ist und wenn er Geld und Besitz sein eigen nennt. Das schnelle Zusammenraffen von Reichtümern ist deshalb die erste der Lebensregeln der französischen Pflanzer und Geschäftsleute geworden. Nach der Moral der Geschäfte wird nicht viel gefragt. Es gibt Weiße, die einen schwunghaften Handel mit Mulatten- und fast weißhäutigen Quarteronenmädchen treiben und sie gegen Entgelt an ihre wohlhabenden Kunden ausleihen; andere vermieten die Arbeitskraft ihrer Neger an Plantagen und Zuckerpressen, oder sie verschaffen sich ein müheloses Einkommen, indem sie ihre Sklaven als Handwerker arbeiten lassen und die Löhne für sich beanspruchen.

Anno 1791 werden die ersten Negerunruhen auf Haiti verzeichnet.

»Unter den Schwarzen Haitis ging eine Sage: Der König der Aradas, eines Stammes der Kongoneger, lag in Fehde mit einem anderen jener zahlreichen Fürsten, die einander seit Jahrtausenden unter Afrikas Gluthimmel bekämpften, ohne daß ihre Namen in das Buch der Geschichte eingetragen worden wären. Sein Sohn Gaou Guinou geriet dabei in Gefangenschaft, wurde an das Meer verschleppt und an die Weißen verkauft, die ihn von der Goldküste nach Haiti brachten. Aus seinem Stamme, so sollen die Zauberpriester der Schwarzen geweissagt haben, werde der Retter und Rächer der afrikanischen Menschen hervorgehen. In Gestalt seines



François Dominique Toussaint (1743–1803), Führer der Neger auf Haiti

am 20. Mai 1743 als Sklave geborenen ältesten Sohnes namens François Dominique Toussaint ist diese Prophezeiung Fleisch und Blut geworden¹.«

Dominique Toussaint wird indes erst zu einem späteren Zeitpunkt die Führung der Rebellen übernehmen. Den Aufstand entfesselt ein aus dem englischen Jamaika entflohener Neger namens Boukman. In jenen von Unruhe und revolutionären Ideen gärenden Tagen des Jahres 1791 sammelt er eine Anzahl Sklaven im Dschungel der »Roten Morne« – eines Urwaldgebirges im Innern der Insel – um einen Zauberstein und ruft unter dämonischen

Beschwörungen seine Rassegenossen auf, Rache zu nehmen und das Sklavenjoch abzuschütteln.

Während ein regenloses Tropengewitter unter grellen Blitzen und rollenden Donnerschlägen über die Baumwipfel fegt, tanzen die Schwarzen in rasender Ekstase und singen Boukmans Freiheitslied:

»Der liebe Gott, der die Sonne macht und uns erleuchtet von oben,
der Meer und Ozean erhebt und läßt die Wetter toben,
er thront im hohen Sturmgewölk, auf uns gelenkt die Blicke,
und alles sieht er hier bei uns: der Weißen ganze Tücke.
Uns heißt er immer Gutes tun, den Weißen nur Verbrechen.
Doch Gott ist gut, und er gebeut, wir sollen's endlich rächen,
drum wird er führen unsern Arm und Hilfe uns gewähren.
So stürzt das Bild des weißen Gott's, der nichts als bitt're Zähren
in unser aller Augen preßt, und hört, wie diese Stunde
die Herzen höher schlagen läßt durch ihre Freiheitskunde!«

Aus der kleinen Flamme der Revolte Boukmans und seiner Verschworenen schlägt bald die Lohe eines alles verzehrenden Feuers empor. Die Nächte Haitis sind hell geworden vom Brand der Plantagen und Zuckerraffinerien. Unter unerhörten Greueln und Grausamkeiten wälzt sich die ständig anschwellende Flut der Schwarzen gegen die weißen Städte und die Pflanzungen der Europäer. Fünfhunderttausend Afrikaner stehen gegen eine Handvoll weißer Herren. Schwarze Strategen und Häuptlinge treten an die Spitze der Aufrührer; einer von ihnen, der lesen und schreiben gelernt hat, ist der ehemalige Haussklave François Dominique Toussaint, der von den Priestern vorausgesagte Freiheitsheld der Schwarzen von Haiti. Vor Jahren entdeckte er in der Bibliothek der Plantage das Buch des Abbé Raynal »Histoire philosophique et politique des deux Indes«, ein typisches Buch der Aufklärungs- und Vorrevolutionszeit; und er las darin eine Stelle, in der es heißt:

»Es fehlt den Negern nur ein mutiger Führer.
Er wird eines Tages erscheinen und die geheiligte Standarte der Freiheit erheben.«

Von diesem Tage an war François Dominique Toussaint entschlossen, seinem Volke die Freiheit zu bringen.

Da er außergewöhnlich schreibgewandt ist und seine Worte klug zu setzen weiß, beauftragen ihn die Negergeneräle, Verhandlungen mit den auf die Küstenplätze zurückgeworfenen Weißen zu eröffnen. Seine Briefe unterzeichnet er jetzt mit dem Namen Toussaint-Louverture – der »Eröffner«, der eine neue Zeit heraufführt.

Acht Jahre später ist er der Diktator Französisch-Haitis, dem nur noch ein neugegründeter Mulattenstaat im Süden der Insel Widerstand leistet.

Im November 1799 setzt der »Général en chef« Toussaint-Louverture seine ausgezeichnet gerüstete und organisierte Armee von Negern zum letzten Angriff auf die festen Plätze der feindlichen Mulattenrepublik an. Hier – auf der südwestlichen Halbinsel – hat der aus den Wirren der Revolution emporgestiegene Mulattengeneral Rigaud einen Staat gegründet, der sich hauptsächlich auf die Mischlinge unter den Offizieren, Pflanzern und Beamten Haitis stützt und die reinen Neger mit Verachtung und Abscheu verfolgt. Toussaints militärische Überlegenheit ist jedoch so eindeutig, daß die Niederwerfung Rigauds nur eine Frage der Zeit ist. Der größte Teil der Insel, auch der spanische Ostteil, befindet sich in seiner Gewalt. Nur um den Schein der Anhänglichkeit an das Mutterland Frankreich zu wahren, beläßt der schwarze Diktator den politischen Kommissar des Pariser Direktoriums, Citoyen Roume, in seinem Amt in der Hauptstadt Cap Français; in Wirklichkeit ist alle Macht in der Hand des Negergenerals vereint.

Aber noch immer sind die Verhältnisse auf Haiti höchst unsicher. Das Innere der Insel, das von Urwäldern und schluchtenzerrissenen Gebirgen, den »Mornen«, bedeckt ist, bietet genug Schlupfwinkel für die »Maronenbanden« – dunkelhäutige Räuberscharen, die nach Hunderten zählen und kleinere Orte und die wenigen, bisher von Plünderung und Brand verschonten Plantagen terrorisieren. Im Norden ist vor kurzem ein Aufstand gegen die Negerherrschaft losgebrochen; im Osten stehen, schwankend zwischen Furcht und Haß, die Spanier im Schatten der schwarzen Truppen Toussaint-Louvertures; der Süden ist erfüllt vom Kampflärm des Krieges gegen General Rigaud. Die Reste der ehemals herrschenden weißen Bevölkerung, Beamte, Offiziere und Pflan-

zer, dienen in untergeordneten Stellungen und sehen sich überall Schmähungen, Angriffen und Beleidigungen ausgesetzt.

Der Kampf zwischen Negern und Mulatten konzentriert sich schließlich auf die Festung Jacmel, einen kleinen, stark gesicherten Hafen der Südküste, der durch steile Waldberge gegen das übrige Land abgeschlossen ist. Hier führt der junge Mulattengeneral Pétion, ein Anhänger Rigauds, den Oberbefehl über vier-tausend Mann. Am 22. November 1799 erscheinen auf den schwarzen Felsen der zerklüfteten Gebirge die Spitzen der Infanteriekolonnen des Negerdiktators Toussaint-Louverture. Der gefürchtetste seiner schwarzen Truppenführer, General Dessalines, ist abgesandt, Jacmel zu nehmen. In langen Wellen fluten die Negerregimenter von den Berghöhen zu Tal und schlagen im Busch und unter den Wänden des Dschungels ihre Laubhütten auf. In der Nacht zieht sich ein Kranz roter, flackernder Feuer rings um die belagerte Stadt.

Drei Abende später, als der Mond wie eine riesige, blutrote Scheibe durch die windzerzausten Wolkenbänke über den Urwäldern schwimmt, beginnen im Negerlager die Radas – die heiligen Trommeln – zu dröhnen. Zuerst klopfen die kleinen Bulas, dann setzen die mittelgroßen Seconds ein, ausgehöhlte Stämme aus Eichenholz, die mit Fellen bespannt sind. Als die Nacht höhersteigt, hallen die Wälder wider vom Grollen der großen Mamans, in die sich zuletzt der dumpfe Schlag der mächtigen Vodutrommel mischt. Die Mulattensoldaten auf den Mauern von Jacmel starren mit ängstlichen Augen in die unruhige, von Mondlicht und Feuer-schein erhellte Nacht. Die wenigen Weißen sitzen furchterfüllt in ihren Häusern. Sie wissen, daß da draußen die gespenstischen Zeremonien des Vodukultes vor sich gehen. Das Wort Vodou bedeutet im afrikanischen Dahomedialekt soviel wie Geister.

Selbst unter den ebenholzfarbenen Soldaten General Dessalines' sind nur wenige in die Mysterien eingeweiht. Die Priester des Vodou umgeben die Kultfeiern mit dem Schleier des Geheimnisses, um die Scharen der ehemaligen Sklaven, die Senegalneger, Bantus, Basutos, Kongoleute, Dahomenigger und Sudanesen um so sicherer in ihre Gefolgschaft zu zwingen. Den über ganz Haiti verbreiteten Vodukult haben die Dahomemänner aus ihrer afrikanischen Heimat eingeführt; aber auf der langen Wanderung

von Zentralafrika bis Westindien sind die Mysterien mit manchen christlichen und europäischen Elementen vermischt worden.

Als die Tamtams zu trommeln beginnen und ihre aufpeitschenden Rhythmen immer stärker und drohender werden, hebt im Lager der schwarzen Truppen fieberhafte Unruhe an. Die Uneingeweihten stehen aufgeregt und ängstlich vor ihren Laubhütten oder drängen sich in den Lagergassen, während immer mehr Wissende, in weite, rote Tücher gehüllt, dem nächtlichen Dschungel zueilen.

Die Wanderung in der Finsternis ist wie ein Gang zur Unterwelt. In solchen Nächten sind alle Gespenster unterwegs.

Im Wind, der in den Zuckerrohrfeldern rauscht, hören die Neger deutlich das Schnauben der ungesattelten, wilden Rosse, auf denen sich die Geister der ungetauft verstorbenen Kinder dem Menschen nähern. Erde, Gebüsch, Felsen und die riesigen Bäume scheinen zu leben. Die Trupps der Voduanhänger glauben die lautlosen, schattenhaften Kolonnen der Zombies zu erkennen – Gespensterprozessionen von Seelen, die, von Zauberern beherrscht, unter der Erde einherkriechen und dienen müssen, bevor sie zu Gott heimkehren dürfen.

»Die Haitineger glauben, daß die Zombies in den stillen Stunden der Nacht die Arbeit wiederaufnehmen, die sie zu Lebzeiten versehen haben. So versichern Haitineger, daß mehr als einmal ganze Zuckerfabriken von Zombies in Betrieb gehalten wurden, zu schweigen von den ›alltäglichen‹ Fällen, in denen Zombies auf den Feldern arbeiten ...²«

Auf engen, waldumrauschten Pfaden erreichen die Vodugläubigen den Platz der nächtlichen Feier, eine Lichtung mit erhöht liegenden Felstafeln, die von gewaltigen Nagapalmen und Trompetenbäumen abgegrenzt werden. In barbarischem Schmuck stehen die Houngans – die Zauberpriester – vor dem Felsenaltar und warten auf das Erscheinen des Papaloi, des Vaters der Heiligen, und der Mamaloi, der Mutter der Heiligen.

Auch General Dessalines mit den Offizieren seines Stabes steht unter den Wartenden – alle im farbenbunten Prunk ihrer ordensübersäten Uniformen.

»Dessalines ist ein Mann mit einem Stiernacken, und auch sein Kopf hat etwas Stiermäßiges. In seinen Zügen malt sich ein abschreckender Zug von Brutalität und Wildheit³.«

Er ist klein und untersetzt, sein lauernder Blick geht unstet hin und her. Mit rauher, befehlender Stimme spricht er mit einem der Vodupriester, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugt haben. Man flüstert sich zu, der General habe den Fetischpriestern befohlen, ihn angesichts der kommenden Schlachten gegen Kugeln zu feien.

Eine plötzliche Bewegung geht durch die wartende Menge. Papaloi und Mamaloi sind auf den Tempelplatz getreten, und jäh schweigen die Tamtams.

»Das Königspaar nimmt Platz vor dem Altar, auf dem eine Kiste mit der heiligen Schlange liegt. Die Zeremonien beginnen mit der Anbetung der heiligen Schlange und dem Schwur der Geheimhaltung. Dann bringt jeder Eingeweihte der Gottheit seine Anliegen vor und legt sein Opfer nieder...⁴«

In Bündeln werden Hühner geopfert. Die Vodupriester schneiden ihnen die Köpfe ab, Weiber rupfen sie schnell und mischen Blut und Fleisch in großen Tonschüsseln mit Maismehl. Andere bringen Mais, Zucker, Lämmer oder Früchte als Gaben für Papaloi und Mamaloi.

»Bei jedem Anruf Bittender konzentriert sich der Papaloi, und der Geist handelt durch ihn. Plötzlich ergreift er die Schachtel, in der sich die Schlange befindet, stellt sie auf den Boden und läßt die Mamaloi daraufsteigen. Sowie die Königin das geheiligte Asyl unter den Füßen hat, fühlt sie sich als Seherin, von der Gottheit durchdrungen. Ihr Leib beginnt zu zucken, verkrampft sich, und das Orakel spricht aus ihrem Munde... Bald schmeichelt sie und verspricht Gnade, bald bricht sie in Vorwürfe aus...⁵«

Der Papaloi – ein Dahomeneger mit einem Diadem auf dem Haupt und einer blauen Schärpe um das purpurrote Kleid – schreitet um den Altar und zieht mit einer schwärzlichen Masse einen großen Kreis, in den er General Dessalines und seine Offiziere einzutreten befiehlt. Unter geheimnisvollen Gesten überreicht er jedem

von ihnen ein Päckchen aus Kräutern, Haaren, Hornstücken und anderen Zutaten, klopft ihnen mit einem Stab leicht auf die Köpfe und stimmt die Hymne der Freiheitskämpfer an:

»Eh! Éh! Bomba, Hen! Hen!

Canga, Cafio té

Canga mouné délé

Canga doki la

Canga li!«

»Lieber sterben, als weiterhin Sklave sein...!« ist der Sinn der geheimnisvollen Worte.

Die Strophen werden von der Menge im Umkreis wiederholt, wieder beginnen die Tamtams zu dröhnen. General Dessalines und seine Offiziere sind die ersten, die sich im Takte zu wiegen und stampfend zu tanzen beginnen. Immer wilder und schneller werden die Tanzschritte, die Füße der Neger trommeln den Urwaldboden. Schwankend und im Kreise bewegt sich rasend die Masse. Irre Schreie gellen durch die Nacht, Männer und Weiber umschlingen sich, schon verfallen einige Vodupriester in Krämpfe und Verzückungen. Es ist ein Hexensabbat verschlungener, sich windender, taumelnder Gestalten, der die Waldlichtung anfüllt. Der Mond hinter den Bäumen überschüttet die Szene mit fahlem Schein. Auf dem Höhepunkt des Tanzes reißt jählings der Rhythmus der Trommeln ab. Wie von Blitzen getroffen stürzen die Tänzer zu Boden. Die Satansfeier endet in einer wilden Orgie.

Später wird ein rotbebänderter Ziegenbock gebracht, den die Mamaloi, eine gertenschlanke, schöne, nackte Negerin von der Guineaküste, besteigt und dem Papaloi zuführt.

»Der Papaloi hält dem Tier einen belaubten Zweig vor, entreißt ihm diesen aber, sowie es daran zu fressen beginnt. Das wiederholt er dreimal. Dann bindet er dem Bock Vorder- und Hinterbeine zusammen, die je ein Gehilfe ergreift. Die beiden Gehilfen schaukeln den Bock nach dem Takt eines monotonen Gesanges. Schließlich wird das Opfer auf den Boden gelegt, sein Kopf auf einen Holzklotz gehoben, und mit einem kurzen Schlag enthauptet der Opferer das Tier. Das Blut fängt man in einem Gefäß auf, das auf den Altar gestellt wird. Aus dem Blut, aus Mais und Zuckerrohrschnaps wird ein Getränk gemischt...⁶«

Lieder erklingen zu Ehren des heiligen Jakob, des heiligen Joseph und der heiligen Anna. Inzwischen werden die geopfert Hühner, das blutvermischte Maismehl und die halbgaren Fleischstücke des Bockes zubereitet und an die Geweihten verteilt. Schnapskrüge machen die Runde. Und wieder trommeln die Tamtams, schrillen die Knochen- und Rohrflöten, stampfen die Füße der fast besinnungslosen Tänzer.

Das rote Rund des Mondes ist über die Wipfel emporgestiegen und starrt wie das Auge eines kosmischen Zyklopen vom windgepeitschten Himmel.

Zwei Wochen später trifft der »Général en chef«, Toussaint-Louverture, im Süden der Insel ein und führt die schwere Artillerie – Mörser, Haubitzen und Kanonen, die von den Nordamerikanern geliefert worden sind – durch die fast unwegsamen Urwälder und über schroffe Gebirgspfade heran. Auf den Wällen von Jacmel schanzen neben den Soldaten Frauen und Kinder. Sie wissen, was ihnen bevorsteht, wenn die schwarze Armee Sieger bleibt.

Mit Salvenfeuer setzt die Kanonade ein, man erwartet stündlich den Generalsturm. Am Abend jedoch schweigen die Belagerungsgeschütze. Jacmel atmet auf. Es verbreitet sich das Gerücht, der schwarze Diktator habe eine Schlappe erlitten; ein vom Nordufer der Insel ausgesandtes Geschwader seiner Flotte, das die Einschließung Jacmels von See her vollenden sollte, sei bei Kap Tiburon von englischen Kriegsschiffen aufgebracht und gekapert worden. Das ist die Antwort des Britischen Weltreiches auf die Torheit, die der Kommissar der französischen Revolutionsregierung, Citoyen Roume, begangen hat, als er Agenten auf das benachbarte englische Jamaika schickte, um auch dort die Revolution zu entfesseln. Die Engländer, die sich freuen, wenn sich Frankreich selber durch Revolutionen schwächt oder wenn es zusieht, wie seine letzten Kolonien durch die Ideen der Gleichheit und Freiheit verlorengehen, schätzen die Übertragung solcher Experimente auf ihre eigenen Besitzungen nicht. Die Gnadenfrist für Jacmel währt bis zum März des Jahres 1800. Dann erfüllt sich das Schicksal der Festung.

Verzweifelt jagt General Pétion alle Frauen, Kinder und Greise aus den Mauern, sie fallen in die Hände der Neger. Aber auch

diese grausame Maßnahme rettet Jacmel nicht mehr; die Vorräte sind erschöpft, es gibt keine Hoffnung auf Entsatz.

In der Nacht vom 10. auf den 11. März versucht Pétion den Ausbruch. Bei dem sich entspinnenden Gefecht wird der schwarze General Dessalines trotz seines Voduzaubers von einer Kugel verwundet. Wütend verprügelt er mitten im Getümmel den Papaloi und verflucht seinen unwirksamen Zauber. Während sich Jacmel und mit ihm der gesamte Süden der Insel den Negern ergeben, gelingt es Pétion, mit einigen hundert Mulatten zu entkommen.

Kurz nach seinem Einmarsch in Jacmel beginnt Dessalines, »der schwarze Attila«, ein furchtbares Strafgericht. Mehr als zehntausend Mulatten und Weiße werden grausam hingerichtet.

»Stets sieht man in seiner Begleitung ein halbes Dutzend riesiger Kongoneger mit mehrschwänzigen Peitschen. Wo ein Farbiger sich bei seinem Erscheinen nicht rasch genug in den Staub wirft, läßt er ihn bis aufs Blut auspeitschen, und die Art und Weise, wie er seine große, goldene Tabaksdose in den Händen dreht, gibt den von ihm bestellten Henkern zu wissen, wie viele Schläge sie auszuteilen haben . . .⁷«

Toussaint-Louverture, der eigentliche Machthaber Haitis, rührt keinen Finger, um den unerhörten Greueln Einhalt zu gebieten. Er wahrt lediglich die äußere Form und tut, als wisse er nichts. Als er in der kleinen Stadt Léogane weilt, läßt er seine Leibwache hemmungslos unter den Mulatten wüten und mehrere hundert töten. Beim Verlassen der Stadt fragt er einen Offizier der Garde:

»Alles ruhig in der Stadt?«

»Ja, mein General!«

»Sie haben nichts gehört, nicht wahr?«

»Nein, mein General!«

»Hier herum hat es keine Morde gegeben?«

»Nein, mein General!«

»Das freut mich, denn ich hasse das Verbrechen. Meine Amnestie wird also wohl beachtet?«

»Ja, mein General!«

»Gut, mein Freund! Sie haben Ihre Pflicht gut begriffen, fahren Sie so fort⁸.«

Ein paar Minuten später besteigt er eines seiner Rennpferde und jagt, umgeben von dreihundert scharlachrot uniformierten Leibgardisten, davon. In seinem Kopf wälzt er Pläne, die die Welt in Erstaunen setzen werden.

Seit langem blickt Toussaint-Louverture voll Unruhe nach Europa, wo sich wieder einmal alle Verhältnisse von Grund auf zu ändern scheinen. Im Herbst 1799 schickt er zwei getreue Gefolgsleute, den weißen Oberst Vincent und den farbigen Kommissar Raymond, nach Paris, um die politische Entwicklung genau zu beobachten.

In Frankreich sind inzwischen Ereignisse eingetreten, die der englische Schriftsteller und Staatsmann Edmund Burke bereits vor drei Jahren vorausgesagt hat:

»Die Freiheit der Franzosen wird ein Opfer des ersten großen Generals werden, der ihrer aller Augen auf sich zieht. In dem Augenblick, in dem dieses Ereignis eintreten wird, ist der Mann, der wirklich die Armee beherrscht, ihr Gebieter, der Gebieter ihres Königs, der Gebieter ihrer Volksvertretung, der Gebieter ihrer ganzen Republik⁹.«

Der Held des Italienfeldzuges von 1796, Napoleon Bonaparte, der Bändiger des roten Schreckens von 1795, ist überraschend aus Ägypten heimgekehrt, wo er vergeblich versucht hat, die englische Stellung im Orient zu erschüttern. Zusammen mit dem Intriganten Sieyès, dem Königsmörder Fouché, dem genialen Politiker Talleyrand und einer Gruppe von Bankiers hat er den Staatsstreich des 18. Brumaire 1799 unternommen. Wenige Wochen später wird die neue Verfassung verkündet und Napoleon Bonaparte zum Ersten Konsul ernannt. Die große Revolution ist endgültig abgeschlossen, neue Machtverhältnisse zeichnen sich ab. Die Welt wird es künftig mit einem Diktator – nicht mehr mit einer revolutionären Versammlung oder einem Direktorium zu tun haben.

Napoleon Bonapartes Ziele sind hoch gesteckt. Er hat erkannt, daß die anhebende weltweite Auseinandersetzung mit dem Britischen Weltreich eine Fortsetzung jenes jahrhundertealten Krieges sein wird, in dessen Ablauf Frankreichs Banner aus Kanada und Indien fortgefeht worden sind. Überseeische Besitzungen, Welt-

handel, Flotten, Stützpunkte sind die Steine auf dem Schachbrett dieses anhebenden Spieles. Als man daher – vier Wochen nach Napoleons Staatsstreich – dem Ersten Konsul die Ankunft der Delegierten aus Haiti meldet, einer der letzten Kolonien, die Frankreich geblieben sind und die auch schon so gut wie verloren ist, befiehlt Napoleon sofortigen und genauen Bericht über die Entwicklung in Westindien. Der Marineminister Forfait, der zugleich Chef der Kolonialverwaltung ist, unterzieht sich selber der Aufgabe.

Der ministerielle Akt »Haiti« ist ein umfangreiches Bündel von Berichten und Darstellungen. Je mehr sich Forfait darin vertieft, um so deutlicher wird ihm das historische Schicksal der westindischen Insel.

Das mit seinen Nebeninseln 77 000 qkm große Eiland ist am 6. Dezember 1492 von Kolumbus entdeckt worden. Die Spanier gründeten Städte und Pflanzungen und brachten es durch Grausamkeit und durch die Ausbeutung der eingeborenen Indianer innerhalb von knapp 15 Jahren so weit, daß von den volkreichen Eingeborenenstämmen kaum mehr als einige Zehntausend am Leben waren. Seit es keine braunen Sklaven mehr gab, verfiel der anfängliche Reichtum der Insel. Sie wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts zum Jagdgebiet der Bukanier und zum Schlupfwinkel französischer und englischer Piraten.

Im Jahre 1665 wurde auf Haiti eine französische Kolonie gegründet, aber schon zwanzig Jahre später von den eifersüchtigen Spaniern wieder zerstört. Erst im Frieden von Rijswijk 1697 wurde Frankreich der Westteil Haitis mit etwa 28 000 qkm als eigener Besitz zugesprochen, während Spanien den größeren und reicheren Ostteil behielt.

Die Franzosen in Haiti begannen bald den katastrophalen Mangel an menschlichen Arbeitskräften zu spüren und suchten dem Übel abzuhelpfen, indem sie weiße Kontrakthörige aus Europa und schwarze Sklaven aus Afrika einführten. In den letzten hundert Jahren waren durch Sklavenhändler 900 000 Neger nach Haiti gebracht worden, während eine halbe Million dort geboren wurde. Die Tatsache, daß niemals mehr als 500 000 Schwarze dort gleichzeitig lebten, spricht für die menschenmordende Ausnutzung des »schwarzen Elfenbeins« durch die französischen Plantagenherren.

Unter den Papieren findet Forfait auch ein Exemplar des »Code noir« Ludwigs XIV. vom März 1687, ein Gesetzeswerk, das dazu bestimmt war, die Verhältnisse der weißen und schwarzen Leibeigenen in den Kolonien zu regeln, während die

»frei geborenen Farbigen dieselben Rechte und Privilegien genießen sollten wie jede frei geborene weiße Person . . .«

Auch für die armen Schwarzen – jene Stiefkinder der Weltpolitik, hinter denen keine staatliche Schutzmacht stand – waren einige menschenfreundliche Bestimmungen vorgesehen. Daß alle diese frühen Versuche einer Humanisierung der Sklaverei scheiterten, war die Schuld der habgierigen und brutalen Pflanzer.

»Sie hielten es für eine oberste Notwendigkeit, eine ewig unüber-schreitbare Kluft zwischen sich und den Sklaven offenzuhalten, die selbst von denen nicht überschritten werden sollte, welche die Frucht ihres eigenen wollüstigen Herabsteigens zu der verachteten Rasse waren. Und so bewog sie das geheime Gefühl ihrer Schwäche, dem Gesetz Gewalt anzutun. Die Farbigen, meinten sie, mußten ausgeschlossen bleiben von allen öffentlichen Ämtern; denn es wäre ein zu gefährliches Beispiel, wenn vielleicht ein Mensch, der noch zuvor die Sklavenpeitsche gefühlt, Leuten geböte, die ihm nie unterworfen gewesen und wohl gar mit seinen früheren Herren verwandt sein könnten . . . ¹⁰«

Haiti war eine paradiesische Hölle, in der die Neger die zermürbende Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern, in den Raffinerien, den Werften und Baustellen taten, während die Weißen im Genuß, im tropischen Klima und im Schmutz der Kolonialstädte verkamen. Die sozialen Unterschiede bei den Kolonialfranzosen waren groß. Es gab reiche Pflanzer, Aristokraten und vornehme Familien auf alten Besitzungen und auf der anderen Seite armes, weißes Proletariat der Häfen, kleine Händler und Abenteurer.

Mit diesem brodelnden Völkergemisch beschäftigte sich gegen Ende des Jahrhunderts der Eifer einer menschenfreundlichen Aufklärung. In den siebziger Jahren drang der Lärm des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges vom nahen Festland herüber und der Widerhall jener Debatten, die vornehmlich von sklaverei-feindlichen Quäkern geführt wurden; immer lauter erhob sich die

Forderung, daß den Schwarzen das volle Menschenrecht zu gewähren und die Sklaverei abzuschaffen sei. Die philanthropischen Gesellschaften, wie die der »Freunde der Schwarzen« in Paris oder die englische »Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels« in Liverpool und London, trugen die Gedanken vom Menschenrecht und vom Anspruch auf Freiheit nach Westindien.

Die Spaltung des französischen Volkes, die das Mutterland in so großes Elend gestürzt hatte, blieb auch Haiti nicht erspart. Auch auf der Insel bildeten sich Gruppen von Royalisten und Konstitutionellen, Republikanern und Jakobinern, Gemäßigten und Radikalen, je nach Besitzstand, sozialer Stellung und Bildung. Die Mulatten, die zwar meist persönlich frei, aber keineswegs ebenbürtig waren, schickten eine Abordnung nach Paris und erwirkten von der Nationalversammlung, daß 1790 der Kolonie Selbstverwaltung zugestanden wurde. Die Kolonialversammlung der Pflanzer unter Vorsitz von Gouverneur Blanchelande aber lehnte jede Zusammenarbeit mit den Farbigen ab. Niemals würden die weißen Herren sich mit Mischblut an einen Tisch setzen!

Vincent Ogé, der Führer der Halfcasts, griff mit seinen Anhängern empört zu den Waffen, wurde überwunden und gehenkt. An seine Stelle trat der Mulatte Rigaud, ein ehemaliger Goldschmied, der sich der Stadt Jacmel im Süden bemächtigte und von dort aus den Kampf gegen die weißen Herren und später gegen die Schwarzen fortsetzte. Überall im Lande loderte der Aufruhr. Die Weißen waren auch jetzt keineswegs einig.

Das war die Stunde, in der Boukman – der aus Jamaika geflüchtete Sklave – seine schwarzen Brüder aufrief, sich die Freiheit zu erkämpfen. Aber auch den aufständischen Negern fehlte es an Zusammenhalt und an einheitlicher Führung. Von allen Gütern liefen zwar die Schwarzen davon, plünderten die Häuser ihrer Herren und bewaffneten sich, aber sie lagerten getrennt voneinander in den fruchtbaren Tälern. An riesigen Feuern schmorten sie die geschlachteten Kälber, und die Tamtams rollten den ganzen Tag. Da der Begriff von Freiheit, wie die schwarzen Banden ihn sich vorstellten, nicht weiter reichte als bis zur Gewißheit, daß sie von der Furcht vor der Peitsche befreit waren und nehmen konnten, was das Herz begehrte, war der Aufruhr zunächst nicht mehr als eine Serie von Überfällen auf einsam gelegene Plantagen und von Angriffen auf schwächere Abteilungen der weißen Nationalgarde.

Angesichts der bedrohlichen Woge der schwarzen Rebellion fanden sich endlich die Mulatten und die weißen Herren im gemeinsamen Haß zusammen und schlossen die Konvention vom August 1791. Den Farbigen wurde Gleichberechtigung zugestanden. Die Front gegen die aufständischen Neger war geschlossen.

Aber die Neger hatten unterdessen tüchtige Führer gefunden, die aus den wilden Banden schlagkräftige Heere zu organisieren verstanden. In jener Zeit war zuerst der Name Toussaint-Louverture aufgetaucht. Weiße Abenteurer, radikale Jakobiner und fanatische Freiheitsschwärmer traten als weiße Offiziere in die Negerarmee ein. Von Frankreich trafen Revolutionstruppen und zahlreiche Kommissare ein.

In Paris rühmten die Radikalen der Bergpartei die schwarzen Rebellen als Verfechter der Menschenrechte, sie klagten die Pflanzler als verräterische Royalisten und Reaktionäre an. Die bürgerliche Rechte – die Feuillants – vertrat die Interessen der Besitzenden, sie wies auf die schwere Schädigung des französischen Handels durch den Negeraufstand hin, die den unausgeglichene Staatshaushalt Frankreichs aufs stärkste gefährdete.

Mit der zunehmenden Macht der Jakobiner setzten sich auch die Prinzipien der radikalen Revolution in der Eingeborenenfrage durch. Das Dekret vom 4. April 1792 sprach die bürgerliche Gleichberechtigung von Weißen und Schwarzen aus. Das Licht einer allgemeinen Sklavenbefreiung schien über den Tribünen der französischen Nationalversammlung aufzudämmern.

Bei den Haiti-Akten des französischen Kolonialministeriums liegt auch ein Schreiben des ehemaligen Pariser Advokaten Sonthonax, den man den »Robespierre der Antillen« nennt. Der starre, von seinen Ideen besessene, vom Konvent mit großen Vollmachten ausgestattete Revolutionär preist das Fallbeil als Wegbereiter der neuen Zeit und berichtet stolz, daß er mit Beil und Galgen gegen die »verfluchten Aristokraten der Hautfarbe« – die reichen Pflanzler und Bürger – vorgehe. Damals wurde der größte Teil der begüterten Plantagenbesitzer in die Kerker geworfen und – sofern sie nicht gleich an Ort und Stelle dem Henker übergeben wurden – im Zwischendeck der Schiffe nach Frankreich gebracht, wo sie meist in Nantes oder Brest in die Hände der blutdürstigen Konventskommissare fielen.

Minister Forfait, der diese Zeiten selber miterlebt hat, legt die Schriftstücke angewidert zur Seite und liest den nächsten Akt, einen Brief des Präsidenten der Kolonialversammlung von Haiti. Hier sieht man die Dinge in einem anderen Licht. Offen wird der Vorwurf erhoben, die Revolutionspolitiker hätten die besten Plantagen, Zuckerfabriken und Geschäfte unter Vermögenskontrolle gestellt, angeblich, um die Royalisten an Verschwörungen zu hindern und die Republik zu schützen, in Wahrheit aber, um sich selber die Taschen zu füllen.

Aus den Urkunden ergibt sich, daß in der Frage der Negerbefreiung der von den Weißen so gefürchtete Guillotinenkommissar Sonthonax besonders vorsichtig vorgegangen war. Womit sollten die beschlagnahmten Plantagen bestellt werden, so argumentierte er, und wie sollten sie Gewinne abwerfen, wenn man keine Sklaven mehr als Arbeitskräfte hatte? Sonthonax erklärte, es sei nie die Absicht der Nationalversammlung gewesen, die Sklaverei abzuschaffen. Erstaunt liest der Minister in einem Erlaß:

»Wir erklären, daß den Kolonialversammlungen allein das Recht zusteht, über das Schicksal der Sklaven zu entscheiden. Wir erklären außerdem, daß Sklaverei notwendig ist für die Bodenkultur und das Gedeihen der Kolonie und daß es weder die Prinzipien noch der Wille der französischen Nationalversammlung sind, in dieser Hinsicht an die Vorrechte der Kolonien zu rühren...«

In einem anderen Bericht des Jakobinerkommissars heißt es:

»Wir werden fortan in der Kolonie Haiti nur zwei Menschenrassen anerkennen: die Freien ohne Unterschied der Farbe und die Sklaven!«

Entscheidende Veränderungen auf der Insel traten ein, als Frankreich am 7. März 1793 Spanien den Krieg erklärte. Zu den Mordbrennereien der revoltierenden Neger kam von jetzt an der Krieg gegen den Ostteil der Insel, in dem die Spanier herrschten und seit alters eine sehr menschliche, patriarchalische Form der Negerklaverei beibehalten hatten. Auf die Nachricht vom Kriegsausbruch gingen sofort mehrere schwarze Rebellenführer zu den Spaniern über, und auch Toussaint-Louverture wurde Offizier in der spanischen Eingeborenentruppe.

Forfait findet in einem Aktenstück die Abschrift eines Aufrufs, den der spätere Führer der Haitineger im Herbst 1793 erlassen hatte:

»Brüder und Freunde!

Ich bin Toussaint-Louverture. Mein Name ist euch allen bekannt. Ich habe mir vorgenommen, Rache zu nehmen an den Feinden für das bittere Los, das sie euch auferlegt haben. Auf dieser Insel sollen Freiheit und Gleichheit das Zepter führen, und ich werde nicht ruhen noch rasten, bis dieses hohe Ziel erreicht ist. Schließt euch uns an, Brüder, kämpft mit uns für die gemeinsame Sache!

Euer ergebener Freund und Diener Toussaint-Louverture, General der königlichen Armee für das allgemeine Wohl¹¹.«

Die Wirren auf Haiti hatten um diese Zeit ihren Höhepunkt erreicht, wie aus einem Bericht Jouberts, des Präsidenten der Provinzialversammlung von Cap Français, hervorgeht:

»Seit länger als einem Jahr ist fast unsere ganze Provinz in den Händen der empörten Sklaven. Die Hälfte der Einwohner ist umgekommen, teils durch das Schwert der Mordbrenner, teils durch Hunger und Elend. Über dreitausend Besitzungen liegen in Asche, und darunter ist nicht eine, die nicht Schauplatz irgendeiner Schreckenstat gewesen, deren Boden nicht getränkt wäre mit dem Blute der früheren Besitzer . . .¹²«

Haiti war zum Schlachtfeld der aufständischen Neger, der rebellischen Mulattenbanden, der royalistischen Pflanzer, der Reste französischer und spanischer Truppen und wilder Räuberhorden geworden. Um die Küsten kreisten wie die Raubvögel die britischen Schiffe aus dem nahen Jamaika.

Noch einmal hatte es Kommissar Sonthonax mit einem verzweifelten Schritt versucht. Forfait überfliegt ein Dekret vom 29. August 1793, gegeben zu Cap Français, in dem der Vertreter Frankreichs die Negersklaverei aufhebt und allen bisherigen Sklaven die Freiheit schenkt. Gleich neben diesem Dekret liegt ein vertrauliches Handschreiben von Sonthonax, in dem er Robespierre und dem Konvent mitteilt:

»Der Gedanke der Freiheit! Nie wird er in ihre Köpfe dringen! Selbst die Häuptlinge denken weniger daran, freie Männer zu sein, als ihrerseits über Sklaven zu herrschen . . .«

Ein Bericht aus Port-au-Prince klagt den Revolutionskommissar der Korruption an:

»Alle Mittel werden schleunigst aufgebraucht für die Parteikasse. Für Feste geht vieles drauf, mehr noch für Mätressen, und die Taschen der Kommissare sind weit – sehr weit . . .«

Die Lage der Französischen Republik auf Haiti war allmählich mehr als gefährlich geworden. Die verzweifelten Pflanzer und Bürger der Hauptstadt Cap Français hatten sich erhoben, um gegen ihre Peiniger und Unterdrücker, die fanatischen Revolutionäre, Sturm zu laufen. Kommissar Sonthonax mußte den Mulattentruppen und schwarzen Banden die Zügel freigegeben und erlebte von dem sicheren Fort über Cap Français aus den schaurigen Untergang der Stadt . . .

»Wie sich die Kapstadt und die ganze Ebene in ein einziges Glutmeer verwandelten, bis nach vier Tagen nur ein mit verkohlten Überresten bedecktes Trümmerfeld übrigblieb, auf dem die schwarzen Mordbrenner unablässig hyänengleich nach Beute suchten. Nicht weniger als zehntausend Flüchtlinge – Herren und Sklaven – hatten sich am 24. Juni auf der im Hafen liegenden Flotte nach der nordamerikanischen Küste von dannen gemacht . . .¹³«

Wenige Monate später erschienen englische Kreuzer unter Commodore Ford vor der Insel und forderten die Übergabe; denn nun befand sich auch das Britische Weltreich im Krieg mit den Franzosen. Zwar wurden die Engländer bei Cap Français abgewiesen, aber sie landeten an zwei anderen Hafenplätzen der Nordküste, gegenüber der Insel Tortuga. In dieser Notlage rief man die zu den Spaniern übergelaufenen »regulären« Negerarmeen zur Hilfe herbei. Das französische Kommissariat erließ eine Amnestie für die Überläufer, wandelte die verlassenen Plantagen in Genossenschaften um und übereignete sie den zurückkehrenden Schwarzen auf Anteilbasis zur gemeinsamen Bewirtschaftung.

Toussaint-Louverture, Oberst in spanischen Diensten, nützte die Situation und führte im Frühjahr 1794 seine 6 000 Mann starke Heeresabteilung von Negern über die Grenze zurück. Auf seinem Marsch ließ er alles, was ihm an Spaniern begegnete, niederhauen. Die Franzosen ernannten den Zurückgekehrten hocherfreut zum General. Da die übrigen Negergeneräle sich nicht von den goldstrotzenden spanischen Generalsuniformen und den hohen Bestechungsgeldern der Dons trennen konnten, blieb Toussaint-Louverture der einzige hohe Offizier schwarzer Hautfarbe im französischen Teil der Insel. Später begründete der schwarze General diesen überraschenden Schritt:

»Ich hatte mich auf spanisches Gebiet begeben, weil man dort zuerst den Truppen meiner Hautfarbe Schutz und Unterkunft gewährte. In dem Augenblick aber, in dem die allmächtige Französische Republik die allgemeine Freiheit der Schwarzen verkündete, sagte ich mir: Da die Schwarzen frei sind, bedürfen sie eines Führers, und ich muß dieser Führer sein, den der Abbé Raynal prophezeite. So trat ich mit Begeisterung in französische Dienste. Frankreich und die Stimme Gottes riefen mich . . .¹⁴«

Bald darauf kam es in Frankreich zum Sturz Robespierres und zum Ende der Jakobinerherrschaft. Das Direktoire ernannte Monsieur Laveaux zum Generalgouverneur auf Haiti. Toussaint-Louverture verstand es, durch gutgespielte Anhänglichkeit und durch seine Kenntnisse der Verhältnisse die Gunst und das volle Vertrauen des neuen Inselherrn zu gewinnen. Als er eines Tages Gelegenheit hatte, Laveaux bei einem Mulattenüberfall zu retten, erhob ihn der Gouverneur zu seinem Stellvertreter.

Forfait findet das Schreiben, in dem Laveaux diese Rangerhöhung des schwarzen Führers in Paris angezeigt hat, bei den Akten:

»Er ist ein Neger, er ist der Spartakus, den Raynal prophezeit hat, bestimmt, die lange Schmach seiner Rasse zu rächen . . .«

Die Auszeichnung Toussaints und die wachsende Macht der Neger in der Kolonie verschärfte den Gegensatz zu den Mulatten. General Rigaud, der Mulattenführer, der das südliche Departement der Kolonie durch seine Truppen fest in der Hand hielt, pro-

testierte beim Gouverneur mit heftigen Worten gegen diese Entwicklung und kündigte scharfe Gegenmaßnahmen an.

Am 12. Mai 1796 landete mit einem Schwarm von Kommissaren und Offizieren der zurückgekehrte Sonthonax, der sich inzwischen in Paris zum guten Thermidorianer und leidenschaftlichen Robespierregegner gewandelt hatte. Er sollte gemeinsam mit Laveaux die Ordnung wiederherstellen und die Kolonie gegen England sichern.

Um sich gegen den Mulattenstaat des Südens die militärische Hilfe der Neger zu sichern, stützte sich Sonthonax ebenso wie Laveaux vor allem auf den Negergeneral Toussaint-Louverture. Im Mai 1797 wurde der Schwarze zum »Général en chef« ernannt. Nur die Anwesenheit der beiden Kommissare Laveaux und Sonthonax hinderte Toussaint-Louverture daran, sich zum Alleinherrscher der Kolonie zu machen. Mit kluger Diplomatie fand er einen Weg, sich der beiden unbequemen Aufpasser zu entledigen. Er ließ sie durch seine ergebenen Negermassen zu Abgeordneten Haitis in der neuen Gesetzgebenden Versammlung, der Direktionsregierung in Paris, wählen und zwang sie dadurch, sich nach Frankreich zu begeben und ihm in Haiti das Feld allein zu überlassen.

Um sich noch genauer über die Lage in Haiti zu informieren, bittet Minister Forfait den General Hédouville, einen Haitispezialisten, der Toussaint-Louverture aus persönlicher Anschauung genau beurteilen kann, um seinen Besuch. General Hédouville kennt die Insel von früheren Aufenthalten aufs beste; er weilte längere Zeit als Beobachter und Bevollmächtigter des französischen Direktoriums auf Haiti.

Der französische Bevollmächtigte, ein etwas cholerischer Berufsoffizier mit martialischem Schnauzbart und der tiefbraunen Hautfarbe, wie sie ein langer Aufenthalt in den Tropen verleiht, betritt salutierend das Kabinett.

»Sie waren lange auf Haiti, General?« beginnt der Minister.

»Lange, ja! Aber mein letzter Aufenthalt, von dem Sie vermutlich Näheres wissen wollen, war nur kurz. Im März 1798 landete ich, bereits am 22. Oktober des gleichen Jahres schickte mich der schwarze Pavian, der »Général en chef«, wieder nach Hause.«

»Sie schätzen Toussaint-Louverture nicht?«

»Admiral, wenn Sie über diesen Mann etwas wissen wollen, so kann ich Ihnen reichlich dienen. Nein, ich schätze ihn nicht, er ist

ein verschlagener, hinterhältiger Intrigant, der sich langsam und lautlos zur Macht emporgeschlichen hat und der sie nützen wird, um Haiti von Frankreich loszureißen. Er träumt von einem schwarzen Königreich, von einer Heimat der Afrikaner in der Neuen Welt, und wenn die Republik nicht bald einschreitet, wird er sie auf Kosten Frankreichs in Haiti errichten. England und Spanien konspirieren mit diesem heimtückischen Rebellen gegen Frankreich...«

»Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung, General! Ich habe Berichte vorliegen, nach denen es der militärischen Tatkraft Toussaint-Louvetures zu danken ist, daß die britischen Landungstruppen aus unserer Kolonie verjagt worden sind. Und wenn er eben dabei ist, diesen Mulattenstaat des sehr unbequemen Rebellen Rigaud im Süden niederzuwerfen, so geschieht auch das zum Wohle Frankreichs. Schließlich hat er die Ordnung auf Haiti wiederhergestellt.«

»Er ist ein Rebell, Admiral, nichts sonst! Als ich ihm kurz nach meiner Ankunft andeutete, seine Gegenwart werde in Frankreich gewünscht, antwortete er mir, die Franzosen hätten kein Schiff, das groß genug wäre, ihn abzutransportieren. Verstehen Sie, Herr Minister? Ich will Ihnen eine andere Anekdote erzählen. Als Vertreter des Direktoriums erließ ich ein Dekret, in dem bestimmt wurde, daß die Güter der Pflanzer, die mit England zusammengearbeitet hatten, und die Plantagen der Emigranten konfisziert werden sollten. Ich bestätigte die Freiheit der Neger und befahl, daß ein Drittel der Ernteerträge ihnen selbst, ein zweites Drittel der französischen Regierung und der Rest den enteigneten Pflanzern gehören solle.

Was tat Toussaint-Louverture? Er erklärte, daß die politische Vergangenheit endgültig abgeschlossen und daß niemand für seine früheren Taten zu bestrafen sei. Die beschlagnahmten Güter mußten zurückgegeben werden. Dadurch gewann er natürlich die zuverlässige Anhängerschaft der weißen Pflanzer. Gestützt auf die abergläubische Verehrung und den blinden Gehorsam seiner Negertruppen, befahl er, alle Schwarzen mußten noch für fünf Jahre bei ihren früheren Herren arbeiten und sollten erst nach Ablauf dieser Zeit mit einem Viertel der Erträge am Gewinn beteiligt werden. Die Insel vergöttert ihn: die Neger, weil er ihr Führer und Befreier ist, die Weißen, weil er ihre Interessen am besten gewahrt hat. Frankreich hat dort drüben nur noch mitzu-

reden, wenn es eine Armee schickt. Ich selber bin das lebendige Beispiel für die Ohnmacht der Republik.«

»Sie versuchten Toussaint-Louverture seines Kommandos zu entheben, General?«

»Gewiß versuchte ich das, Exzellenz! Das fünfte Kolonialregiment in Fort Dauphin, das ich beauftragte, den Rebellen zu verhaften, meuterte augenblicklich. Die Kapebene stand innerhalb weniger Stunden in vollem Aufruhr:

»Wie in den ersten Tagen des großen Sklavenaufstandes von 1791 wurden die Pflanzungen in Brand gesteckt, die Schwarzen verließen ihre Arbeitsstätten und zogen plündernd umher... Während die weißen Pflanzer bereits erneut ein allgemeines Verderben über sich hereinbrechen sahen, erschien plötzlich Toussaint auf der Bildfläche. Die Neger lagen sofort dem schwarzen Machthaber ergebungsvoll zu Füßen¹⁵.«

Die Soldaten von Cap Français liefen jubelnd dem Negerdiktator entgegen – aber nicht nur die Negersoldaten, Exzellenz, nein, auch die weißen Bürger winkten begeistert mit Tüchern und Fahnen. Nur die Mulatten machten nicht mit. Um nicht Gefahr zu laufen, von dem schwarzen Diktator arretiert zu werden, blieb mir nichts anderes übrig, als meinem Stab Befehl zu geben, sich auf die Schiffe zu begeben.«

»Ich kenne die peinlichen Vorfälle aus den Akten, General, aber auf der anderen Seite ist der schwarze Heerführer unsere einzige Stütze. Ich habe hier einen neuen Bericht aus Haiti, in dem es heißt, General Toussaint-Louverture habe vor einigen Wochen die Plantage Breda besucht, auf der er selbst einst Sklave gewesen ist, und die Schwarzen zur Ordnung und Disziplin ermahnt. Er sagte wörtlich:

»Nur durch Hebung der Bodenkultur und der materiellen Produktion können wir auch die übrigen Lebensformen befriedigend gestalten. Ihr könnt nicht im Lande herumwandern und eure Arbeitsplätze wechseln, wie ihr gerade wollt. Wo sollte das hinführen? Wir sind kein wilder Haufe von Vagabunden. Disziplin ist die Mutter des Wohlstandes. Wir dürfen uns nicht auf die faule Haut legen. Jeder kann nur zu etwas kommen, wenn er, je länger, je besser, an einem festen Platz arbeitet und so auch die Früchte

seiner Arbeit ernten kann. Die Sklaverei, diese soziale Geißel, ist abgeschafft. Ohne Knute – in euch selbst müßt ihr den Antrieb zur Arbeit finden¹⁶!«

»O ja, Herr Minister«, sagt der Offizier bissig, »solche Reden passen zu Toussaint! Er liebt es auch, vor die Leute zu treten und ein Glas Rotwein und ein Glas Wasser vorzuzeigen, beides vermischt er miteinander und fragt, wer jetzt noch Rotwein und Wasser scheiden könne! ›So«, sagt er, ›müßt ihr miteinander leben. Der Weiße soll den Schwarzen respektieren, der Schwarze aber auch den Weißen.« Er ist ein großartiger Menschenfreund, dieser Neger – wenn er nicht gerade seine Gegner niederkartätschen oder massakrieren läßt.«

Am nächsten Morgen empfängt der Minister die beiden Abgesandten des Negergenerals – Oberst Vincent und den Mulatten Raymond. Die beiden Männer verteidigen Toussaint als Retter der Ordnung und als Wiederhersteller der Ruhe in Haiti. Er allein habe mit seinen Soldaten die Kolonie gegen englische und spanische Übergriffe gesichert. Die Vorwürfe Hédouilles weisen sie empört zurück.

Nachdem er die Tatsachen noch einmal gegeneinander abgewogen hat, beschließt Minister Forfait, Napoleon vorzuschlagen, daß ein starkes Expeditionskorps nach den Antillen entsandt werde, um dort die französische Oberherrschaft von neuem zu befestigen.

In der Dämmerung des 3. Nivose des Jahres VIII¹⁷ wird Admiral Forfait zur Berichterstattung beim Ersten Konsul ins Palais Luxembourg befohlen. In vorrevolutionären Zeiten beging Paris zu dieser Stunde den Heiligen Abend.

Die Räume sind mit republikanischer Schlichtheit eingerichtet, im betonten Gegensatz zur falschen Pracht des Direktoire. Auch der Erste Konsul Napoleon Bonaparte ist noch ganz der Sohn der Revolution – ein schmaler, bleicher General, dem die »Hundeohrenfrisur« in langen Strähnen in die gefleckte Stirn hängt. Aber, welche Augen leuchten in diesem Antlitz! Sie sind wie flammende Abgründe, aus denen vielleicht einmal ein neues Zeitalter heraufsteigen wird.

Napoleon hat den ganzen Tag seit dem Morgengrauen gearbeitet, um die vielerlei Aufgaben zu lösen, die an ihn herangetragen werden. Als Minister Forfait sich im Palais Luxembourg zur Audienz meldet, sitzt der Erste Konsul mit umgebundener Ser-

vierte an einem runden Tisch seines Arbeitskabinetts und verzehrt hastig ein Hühnchen, das ihm Roustam – sein ägyptischer Leibmameluck – serviert hat. »Reden Sie, Forfait! Nur fassen Sie sich kurz, ich wünsche von allen Dingen nur den Extrakt zu bekommen, verdünnte Saucen liebe ich nicht...«

Der wohlvorbereitete Minister berichtet, was er über Ursache und Verlauf der Negerrevolte und den Aufstieg Toussaint-Louvetures in Erfahrung gebracht hat; er meldet, daß eine Gesandtschaft des schwarzen Diktators in Paris warte und um eine Unterredung beim Ersten Konsul nachgesucht habe. Auch versäumt Forfait nicht, auf die Haltung der Großmächte zur Haitifrage hinzuweisen.

Spanien habe im Frieden zu Basel 1795 den Ostteil Haitis an Frankreich abgetreten – doch die Inbesitznahme sei infolge der andauernden Unruhen bisher nicht erfolgt. England stehe abwartend in Jamaika und spiele immer noch mit dem Gedanken einer Invasion. Die USA hätten Mitte April 1799 einen Geschäftsträger nach Cap Français zu Toussaint-Louverture geschickt und einen Handelsvertrag mit ihm abgeschlossen.

»Sehr bedenklich erscheint mir die Stellungnahme der Vereinigten Staaten, Bürger Konsul«, sagt der Minister. »Die USA sind heute schon eine Großmacht, mit der man rechnen muß. Unter Präsident Adams hat der Flottenbau wesentliche Fortschritte gemacht, die Kreuzer mit dem Banner der Sterne und Streifen tauchen schon im Mittelmeer auf – denken Sie daran, daß die Amerikaner Tunis bombardiert haben, ganz zu schweigen davon, daß erst in diesem Jahr die amerikanische Fregatte ›Constellation‹ unsere Fregatte ›Insurgente‹ nahe Haiti gekapert hat. Diese Amerikaner sind dabei, dem alten Europa beizubringen, daß es in ihrer eigenen Hemisphäre nichts mehr zu suchen hat.«

Der Erste Konsul wischt die fetttriefenden Finger ungeniert am Damasttisch ab. »Sie haben recht, Monsieur«, sagt er lebhaft, »man muß sein Augenmerk auf Amerika richten. Dieses alte Europa, das heute noch der Welt gebietet, ist nur ein elender Maulwurfshügel. Große Karrieren werden im Orient gemacht oder am anderen Ufer des Atlantik. Die Neue Welt hat noch alle Möglichkeiten in sich, großzügiger und genialer zu beginnen, als das in Europa – diesem seit alters verwirrten Dickicht von Traditionen und Vorurteilen – geschehen kann. Ich habe Pläne mit Amerika!«

Auf Aufforderung Napoleons faßt Forfait die jüngste Entwicklung der politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und den USA in einem kurzen Resümee zusammen. Talleyrand, der Außenminister des Direktoriums, habe den französischen Gesandten in Washington abberufen und Befehl gegeben, Jagd auf amerikanische Kauffahrer zu machen, weil Frankreich den zwischen den USA und der britischen Regierung geschlossenen Freundschaftsvertrag als Affront betrachte. Nach einiger Zeit habe Talleyrand durch seine Geheimagenten die amerikanische Regierung wissen lassen, daß Frankreich gegen eine größere Bußzahlung bereit sei, auf die Kampfmaßnahmen zu verzichten. Präsident Adams habe die Schriftstücke dem Kongreß vorgelegt und einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Die Antwort der USA bestand darin, daß sie auf ihren Werften schnelle Kreuzer bauten und Jagd auf französische Schiffe machten. Noch vor einem Jahr habe man sich mit Amerika praktisch im Kriegszustand befunden. Erst in den letzten Monaten sei man zu einer einigermaßen gütlichen Einigung gekommen.

»Im Augenblick ist Amerika nicht zu fürchten!« sagt Napoleon zuversichtlich und nippt an einem Glas Orangensaft. »Die Yankees haben Schwierigkeiten im Innern. Die Republikanerpartei des Präsidenten Adams hat den Talleyrand-Zwischenfall benützt und unter dem Vorwand, sich vor französischen Agenten oder französisch beeinflussten Zeitungen zu schützen, Gesetze wider die von den Amerikanern über alles geliebte persönliche Freiheit der Bürger erlassen. Natürlich richten sich diese Maßnahmen vor allem gegen die Demokraten unter Jefferson. Das Parlament von Virginia, in dem die Partei Jeffersons die Mehrheit besitzt, hat diese Bundesgesetze abgelehnt, und der Staat Kentucky hat ein Gesetz angenommen, das die Nichtigkeitserklärung aller Beschlüsse der Bundesregierung ermöglicht, wenn sie dem Geist einer Einzelstaatverfassung widersprechen. Das sind offenbare Risse im Gefüge der Großmacht Amerika, und wenn man dort auf diesem Wege weiter vorangeht, wird sich die Union auflösen.«

Napoleon erhebt sich und tritt vor eine Weltkarte, die zwischen zwei Bücherregalen ausgespannt hängt.

»Manchmal verlieren sich meine Gedanken in der großartigen Vision eines französischen Kolonialimperiums! Hier, in der Mitte des amerikanischen Kontinents, rings um den Golf von Mexiko, könnte der Anfang gemacht werden mit Haiti, den Kleinen Antil-

len und unserem alten Louisiana, das uns Spanien eines Tages zurückgeben muß. Ja, Spanien ist der Hebel, mit dem eine revolutionäre Großmacht dieses zähe und reaktionäre England aus seiner Stellung zu heben vermöchte. Spanien – das bedeutet, die wunderbaren Kronen von Mexiko und Peru zu besitzen und eine Ausgangsposition zu gewinnen, die gleich einem Magnetberg auch die jungen USA in ihren Bann ziehen würde. Mit einem von Europa aus organisierten und revolutionär entfalteten Amerika hinter sich, könnte Frankreich die eherne Spitze des Ramm balkens sein, der die bisherige Welt zum Einsturz brächte.«

»Bürger Konsul«, entgegnet Forfait nach einer Weile ein wenig spöttisch, »leider sind das vorläufig nur sehr kühne Zukunftsträume. Wir sind uns nicht einmal Haitis sicher. Was soll mit dem schwarzen Diktator dort drüben geschehen? Dürfen wir überhaupt die Rebellion der Negersklaven anerkennen?«

»Natürlich nicht!« fährt Bonaparte ärgerlich auf. »Ich wünsche, daß die Freunde der Schwarzen in ganz Europa das Haupt mit dem Trauerflor verhüllen angesichts dieser zügellosen Negerhorden. – Aber wir können als unmittelbare Erben der Revolution nicht sofort dazu übergehen, die Sklaverei der Schwarzen, die vorerst nicht zu ersetzen ist, wieder einzuführen. Über kurz oder lang werde ich jedoch ein Expeditionskorps nach Westindien schicken. Und dann wird man weitersehen!«

»Was wird England dazu sagen, Bürger Konsul, und Amerika, wenn wir mitten in ihrem Einflußgebiet eine starke militärische Bastion errichten?«

»Man wird ihnen unsere Maßnahmen beizeiten schmackhaft machen. Die USA müssen das Vorbild einer schwarzen Republik in Westindien angesichts ihrer eigenen Sklavenmassen in den Südstaaten fürchten, ebenso denken die britischen Kolonialgeschäftsleute.

»Sofern die französische Regierung für die Neger Partei ergreifen würde, was gleichbedeutend mit einem Stützpunkt in der Neuen Welt wäre, würden die Schwarzen über kurz oder lang die Herrschaft über Amerika, zumindest über die Inselwelt, an sich reißen. Ein solcher Schlag würde für England unabsehbare und unerträgliche Folgen nach sich ziehen. Umgekehrt aber bedeutet der Untergang der Negerherrschaft, soweit Frankreich an ihr interessiert ist, die allgemeine Liquidation der Revolution...¹⁸«

Wir werden bei einem Unternehmen gegen den schwarzen Usurpator das Bürgertum der ganzen Welt auf unserer Seite haben, Bürger Minister!«

Forfait verneigt sich. »Und was befehlen Sie im Augenblick in Haiti zu unternehmen?«

Der Konsul beginnt unruhig auf und ab zu schreiten, seine rechte Hand ruht zwischen den Knöpfen der Weste. »Vorerst hinhalten – freundliche Redensarten, die zu nichts verpflichten! Abwarten! Frankreich hat zunächst anderes zu tun. Erst muß der Feldzug in Italien beendet sein. Später, wenn wir uns gefestigt haben, wollen wir die amerikanischen Pläne in großem Stil aufnehmen. Dazu wird man sich Spaniens versichern müssen. Eine starke Flotte ist unerläßlich, denn nur wer den Ozean beherrscht, kann der Welt Gesetze geben. Wir werden England aus dem Westen austreiben und ein neues Imperium an den Ufern des ›Mittelmeeres der neuen Geschichte‹, des Atlantik, begründen...«

Expedition nach Haiti

Als ein Vierteljahr später Oberst Vincent und der Gesandte Raymond wieder in Haiti landen, ist der Krieg Toussaint-Louvertures gegen die Mulattenrepublik im Süden so gut wie gewonnen. Der schwarze Diktator empfängt die Delegierten in Cap Français und nimmt die Briefe in Empfang, die sie in ihrem Kuriergepäck mitführen. Ein Handschreiben des Kolonialministers Forfait enthält nur nichtssagende Wendungen, während der Erste Konsul nicht einmal auf die Ergebnisadresse geantwortet hat, die Vincent und Raymond ihm im Auftrag Toussaints überreicht haben. Napoleon hat nach seinem alten Grundsatz gehandelt:

»Das beste Mittel, sein Wort zu halten, ist – es überhaupt nicht zu geben!«

Die Kurierpost enthält lediglich eine Proklamation des Konsuls an die Bevölkerung der Insel. Darin heißt es:

»Paris, den 4. Nivose d. J. VIII (25. Dezember 1799)
Bürger!

Eine Verfassung, die sich nicht halten konnte gegen wiederholte

Verletzungen, ist ersetzt worden durch einen neuen Vertrag, bestimmt zur Festigung der Freiheit. In dem 91. Artikel heißt es, daß die französischen Kolonien durch besondere Gesetze regiert werden sollen . . . !«

Frankreich wird also wieder zweierlei Gesetze erlassen: die einen für die Weißen, die anderen für die Farbigen! Alle Errungenschaften der Negerrevolution sind damit in Frage gestellt. Haiti wird nur so viel Freiheit haben, wie es selbst zu bewahren und zu verteidigen imstande ist.

Von nun an schreitet der Negergeneral schnell auf seiner vorgezeichneten Bahn voran. Er schickt Oberst Vincent zu dem in verzweifelter Lage kämpfenden Mulattengeneral Rigaud und läßt ihm freien Abzug versprechen. Am 29. Juli 1800 geht Rigaud mit seinem Stabe und einem ansehnlichen Vermögen unter Segel und überläßt die Südprovinz den siegreichen Negern. Unter grausamen Racheakten und Plünderungen Dessalines' wird das eroberte Land besetzt. Toussaint-Louverture rüstet unterdessen zu neuen Schlägen. Aus Nordamerika bringen Bostoner und New Yorker Schiffe große Transporte an Gewehren, Geschützen, Munition und Uniformen in die Häfen von Haiti. Toussaint-Louverture bezahlt mit Zuckerrohr und fertig aufbereitetem Zucker. Die um Cap François versammelte Negerarmee wird durch Tausende gut ausgerüsteter Soldaten verstärkt; die weißen, farbigen und schwarzen Offiziere im Lager werden in Kursen taktisch und strategisch geschult.

Als alle Vorbereitungen beendet sind, fordert der schwarze Diktator den Gouverneur des spanischen Teiles der Insel, Don Garcia, auf, ihm als dem Repräsentanten Frankreichs auf Grund des Baseler Friedens den Ostteil Haitis zu überantworten. Gleichzeitig marschiert die Negerarmee über die Grenzen und erreicht, ohne auf Widerstand zu stoßen, das Vorfeld von Santo Domingo, der Hauptstadt Spanisch-Haitis.

»Während man die Gebeine des Christoph Kolumbus vor den anrückenden Schwarzen nach Havanna rettet . . . bleibt dem spanischen Gouverneur nichts anderes übrig, als die Kapitulation anzubieten. Am 26. Januar 1801 zieht Toussaint-Louverture unter Kanonendonner und Glockengeläut triumphierend in die älteste europäische Gründung des westlichen Kontinents ein . . .¹⁹«

Toussaint, der ehemalige Negersklave, hat den Gipfel seines erstaunlichen Lebensweges erreicht. Umjubelt von den Schwarzen, bewundert von den weißen Pflanzern und Bürgern, kehrt er inmitten seiner scharlachrot und golden uniformierten Leibwache nach Cap Français zurück. In diesen Tagen sagt er zu einem Freund:

»Ich habe meinen Flug emporgenommen und mich aufgeschwungen in die Region der Adler. Ich muß vorsichtig sein und wieder die Erde gewinnen. Ich kann keine andere Stellung mehr einnehmen als die auf einem hohen Felsen, und diesen Felsen sollen die konstitutionellen Einrichtungen bilden, die mir die Gewalt sichern, solange ich noch unter den Menschen weile . . .²⁰«

Der »schwarze Napoleon« gedenkt, ähnlich wie sein weißes Vorbild, seine Diktatur in einer neuen Verfassung zu verankern. Verfassungen jedoch besitzen nur freie und unabhängige Staaten. Haiti aber ist Kolonie, und die neuen Sondergesetze drohen sie wieder unter die Kuratel des Mutterlandes zurückzuwerfen.

Schon von St. Domingo aus erläßt Toussaint-Louverture eine Proklamation, die zur Wahl von Delegierten für eine Verfassungsgebende Versammlung der Insel aufruft. Die gewählten Männer sollen zu Beratungen in Cap Français zusammentreten. Die Delegierten werden viel reden; beschließen aber wird der Wille Toussaints. Der schwarze Diktator ist entschlossen, selber die Grundgesetze zu geben, die ihm zweckmäßig erscheinen. »Ich bin der Bonaparte von Haiti, und die Kolonie kann ohne mich nicht mehr bestehen!« sagt er seinen Freunden.

Der französische Sekretär Pascal arbeitet schon seit Monaten nach Toussaints Weisungen an einer Verfassungsurkunde. Immer offener und unverhüllter bereitet sich die endgültige Lösung der Kolonie vom Mutterland vor. Der schwarze Konsul läßt Münzen prägen, die sein markantes Profil inmitten der Umschrift »République Française« zeigen. Ohne die französischen Kommissare zu fragen, erläßt er seine oft segensreichen Gesetze. Um die Sicherheit im Lande zu erhöhen, werden in allen größeren Orten Gendarmeriestationen eingerichtet. Toussaint läßt Schulen bauen, neue Straßenzüge sollen die unwegsamen Wälder und Gebirge

erschließen, und als Feind des Aberglaubens und der Zauberpriester verbietet Toussaint den Vokukult als »eine lasterhafte Lehre, die nichts als Müßiggang und Unordnung erzeugt . . .«

Die Gesetze jagen sich. Es erscheint das »Règlement de Culture«, das dem Plantagenleben wieder eine rechtliche Grundlage gibt. Die Einleitung zu diesem Gesetzeswerk lautet:

»Ihr werdet euch leicht überzeugen, Bürger, daß die Bodenkultur das Rückgrat der Regierungen bildet, weil sie den Handel schafft, die Bequemlichkeit und den Überfluß, weil sie die Künste und Industrie gebärt, weil sie alle Arme beschäftigt; sie ist der Mechanismus der Staaten. Macht sich aber jedes Individuum nützlich, so ist die öffentliche Ruhe die nächste Folge; die Wirren schwinden mit dem Müßiggang, der ihre Mutter ist, und jedermann genießt fröhlich die Früchte seiner Arbeit . . .«

Nichts ist diesem ehemaligen Sklaven mehr zuwider als der Anblick streunender und faulenzender Neger. Er kennt die Schwächen seiner Rasse sehr genau und weiß, daß viele Neger dazu neigen, das Zerbrechen der Sklavenpeitsche mit Nichtstun zu beantworten. Darum befiehlt eine Proklamation:

»Innerhalb einer Woche müssen alle in den Städten lebenden Neger sich über einen nützlichen Beruf ausweisen, ebenso alle, die nicht auf dem Lande beim Ackerbau beschäftigt sind. Als nützlicher Beruf gilt nur der, der für den Staat eine Steuer abwirft. Kann sich jemand nicht genügend ausweisen, so wird er als Soldat eingezogen und zwangsweise bei der Landarbeit eingesetzt . . .«

Die Bodenreform, die manche der radikalen Jakobiner gefordert haben, lehnt Toussaint-Louverture ab. Die Plantagenwirtschaft vertrage keine Aufsplitterung in Parzellen, belehrt er die Theoretiker der Revolution. Ein Erlaß des schwarzen Konsuls befiehlt:

»Die Bodenkultur dieser Kolonie verlangt, sehr zum Unterschied von jener anderer Länder, eine Vereinigung beträchtlicher Mittel und Geld, ohne die ein Pflanzei unmöglich die Vorteile genießen kann, die er zum Wohle aller erstreben muß . . .«

Die Bildung von Kleinwirtschaften unter fünfzig Hektar wird untersagt, und bei allen Grundkäufen durch Neger muß vorher nachgewiesen werden, daß die Mittel vorhanden sind, um den Boden ausreichend zu bebauen.

Auf dem Fundament solch weiser und vernünftiger Verordnungen errichtet Toussaint-Louverture nach dem Vorbild der französischen Konsularverfassung das neue Grundgesetz von Haiti. Sekretär Pascal bringt alles in die rechte Form. Die Präambel lautet:

»Eine geraume Zeit hindurch war die Insel Haiti eine Beute jeglicher Art von Wirren und stand bereits am Rande des Verderbens, als das Genie Toussaint-Louvertures durch die treffendsten Kombinationen, durch weise Pläne und ebenso energische Taten es gleichzeitig sowohl den Händen seiner äußeren wie seiner inneren Feinde entriß, alle Keime der Zwietracht erstickte, der Not den Überfluß folgen ließ, an Stelle des Müßigganges und Bürgerkrieges Frieden und Gewerbefleiß, an Stelle des Schreckens allgemeine Sicherheit setzte. Wir könnten keinen geeigneteren Augenblick wählen, uns Gesetze zu geben, als diesen . . .«

Kenner der weltpolitischen Verhältnisse warnen den Diktator, diese verschleierte Selbständigkeitserklärung der Kolonie in einem Augenblick zu veröffentlichen, in dem Frankreich eine gewaltige Macht in seiner Hand vereinigt. Auch Oberst Vincent beschwört den schwarzen Konsul, jetzt kein Grundgesetz ohne vorherige Rückfrage in Paris zu erlassen.

Der Erste Konsul Frankreichs hat unterdessen seinen glanzvollen zweiten Italienfeldzug durch den Sieg von Marengo beendet. Im Februar 1801 ist mit Österreich der Friede von Lunéville geschlossen worden, und der Friedensschluß mit England steht bevor. Dann aber wird der große Korse die Hände frei haben für die Wiederherstellung der Ordnung in den französischen Kolonien.

Toussaint-Louverture befiehlt Oberst Vincent für den Abend des 2. September 1801 zu seinem »Cercle« im Gouverneurspalast von Cap Français. Dort wird er seine Entscheidung bekanntgeben, ob die Verfassung veröffentlicht wird oder ob er Napoleons Maßnahmen abwartet.

Der Saal strahlt von tausend Kerzen.

Lorbeer und blühende Oleanderstöcke umgeben die mit blau-weißroten Fahnentüchern geschmückte Tribüne, auf der ein Negerorchester Menuette und Märsche spielt. Eine lachende, lärmende Gesellschaft, wie sie in dieser Buntheit nur in den Kolonien zu finden ist, bewegt sich promenierend über das Parkett. Die Weiblichkeit trägt weitausgeschnittene, klassisch geraffte Gewänder, wie sie seit dem Directoire Mode geworden sind. Die Damen der reichen spanischen und französischen Pflanze, welche die Revolutionszeit überstanden haben oder aus dem Exil zurückgekehrt sind, prunken mit geretteten Brillantendiademen, Smaragdkolliers und Perlenketten. Die Herren bevorzugen meist schwarzes Zivil, es sind Plantagenbesitzer, Bankiers, Händler, Beamte und Gelehrte; auch die Soutanen der hohen Geistlichkeit fehlen nicht. Die Masse der Uniformierten besteht aus Negeroffizieren, die ihre Vorliebe für Scharlach, Kanariengelb und Türkisblau, für Goldtressen und Ordenssterne aus ihrer afrikanischen Heimat mitgebracht haben. In einer Nische, halb von den schweren Brotkatvorhängen verdeckt, plaudert John Stephens, der Generalkonsul der USA, mit einigen Geschäftsleuten aus Charleston und New York, hageren Yankees in dunklen, schlecht sitzenden Anzügen.

»Hol der Teufel die Nigger!« flüstert der Händler aus Charleston. »Diese goldbetreten Affen müßten einmal tüchtig durchgepeitscht werden, dann würden sie wieder wissen, wohin sie gehören. Aber schließlich sind das nicht meine Nigger und nicht meine Sorgen, sondern die der Franzosen, und das Geschäft wirft seine runden fünfhundert Prozent ab. Toussaint kauft unseren Mais und unsere Baumwollstoffe zu hohen Sätzen und verkauft uns seinen Zucker zur Hälfte des Weltmarktpreises.«

»Er bereitet sich auf schwierige Tage vor«, bemerkt der Geschäftsmann aus New York, dessen Schiff unten im Hafen seine Ladung löscht. »Weshalb kauft er sonst jede Mengen Waffen und Munition zu jedem Preis? Ich habe Tausende von alten Gewehren und Kanonen aus dem Unabhängigkeitskrieg aufgekauft und liefere sie frei Cap Francais oder Port Républicain. Auf diese Weise ziehen wir in den Staaten die uralten Steinschloßflinten und die Vorderlader mit ungezogenem Lauf aus dem Gebrauch und ersetzen sie durch den neuen Hinterlader nach der Konstruktion Montalemberts. Die Nigger kaufen den Plunder mit Begeisterung...«

Der Generalkonsul schaut sich vorsichtig um, ob kein unbefugter Lauscher dem Gespräch zuhört. Dieser schwarze Diktator hat überall seine Agenten. Mit gedämpfter Stimme warnt er die beiden ihm längst bekannten Händler: »Lassen Sie sich bar bezahlen, Gentlemen, geben Sie keinen Kredit auf längere Sicht und ziehen Sie in nicht allzu weiter Frist Ihre Anlagen aus dem Haitigeschäft. Es wird hier nicht mehr lange dauern! In London hat es bekanntlich einen Ministerwechsel gegeben – seit März ist nicht mehr der franzosenfeindliche Pitt am Ruder, sondern der versöhnungsbereite Addington. Gibt es aber in Europa Friede, so haben wir hier bald Krieg, und die Staaten können es sich nicht leisten, ihre immer noch gespannten Beziehungen zu Frankreich durch diese Haitigeschäfte zu belasten. Über kurz oder lang werden wir hier abziehen...«

»Aber hören Sie«, protestiert der Yankee aus New York, »wir haben es doch nicht nötig, die Franzosen zu fürchten...!«

»Wer spricht von Furcht, mein Herr? Aber denken Sie an das riesige Geschäft, das uns bevorsteht, wenn sich über eine Weile Frankreich und England gegenseitig blockieren. Dann machen amerikanische Schiffe das Rennen! Diesen Boom können wir uns nicht durch die Bindung an einen Negerhäuptling entgehen lassen!«

Im Saal entsteht Bewegung – durch die hohe Tür tritt in Begleitung von zwei Adjutanten General Dessalines, der Schlächter des Südens. Stiernackig und gedrungen, im goldglitzernden, hellblauen Rock, den Federhut mit dreierlei Farben unter dem Arm, geht er, die unvermeidliche goldene Tabaksdose in den Fingern drehend, durch eine Gasse des Schweigens. Nach seiner Gewohnheit pfeift er leise vor sich hin, wendet sich dann wieder jählings um oder zur Seite, als fürchte er einen Angriff. Mit rauher, abgehackter Stimme ruft er einem Negeroberst einen derben Lager scherz zu, der die Damen erröten macht, doch beeilen sich alle in der Nähe Stehenden, devot zu lächeln. Wer sich den Haß dieses Mannes zuzieht, tut besser daran, sich noch zu dieser Stunde an Bord und unter den Schutz der Kanonen eines europäischen Schiffes zu begeben. Selbst die französischen Kommissare und die hochmütigen spanischen Hidalgos aus dem Osten Haitis zeigen Dessalines lächelnde Gesichter, obwohl jeder weiß, daß die Hände dieses Scheusals mit tausendfachen Morden und Gewalttaten beschmutzt sind.

Trommelwirbel setzt ein, alle Blicke wenden sich zum Separatingang, neben dem acht adelige, weiße Offiziere der Leibgarde in ziegelroten, goldverschnürten Uniformen mit gezogenem Degen salutieren. Händeklatschen empfängt den Diktator Toussaint-Louverture. Er geht zwischen seinen beiden Vertrauten einher, dem Sekretär Pascal und dem Neger Borgella. Sein dunkelblauer Generalsrock ist betont einfach. Toussaint ist etwa sechzig Jahre alt, mittelgroß und von ebenholzfarbener Hautfarbe, hell leuchtet das Weiß der Augäpfel. Der wulstige Mund zeigt zwei ebenmäßige Reihen von Zähnen.

»Alles geschieht würdevoll und zeremoniell. Den Damen begegnet er mit ausgesuchter Höflichkeit, insbesondere den weißen, von denen er jede mit ›Madame‹ anredet. Den Vertreterinnen der farbigen und schwarzen Rasse gegenüber kommt ein Zug von Herablassung in sein Wesen, und im Gegensatz zu den weißen Schönen titulierte er jede ›Citoyenne‹. Nichts könnte seine Verkehrsformen besser beleuchten als diese Unterscheidung zwischen ›Madame‹ und ›Citoyenne‹²¹.«

Die Emigranten, die erst kürzlich in Paris waren und den Ersten Konsul Bonaparte in Gesellschaft erlebt haben, versichern, daß Toussaint auch hinsichtlich seiner Humorlosigkeit und strengen Moralauffassung dem großen Korsen ähnlich sei. Napoleon scheut sich nicht, in aller Öffentlichkeit die Toiletten einzelner geladener Damen zu kritisieren, wenn sie nach seiner Auffassung zu frei gehalten sind.

Auch der schwarze Konsul nimmt es bei seinen offiziellen Festen mit der Moral sehr genau. Plötzlich geht er quer durch den Saal, in dem jedes Gelächter und jede Unterhaltung verstummen, auf eine siebzehnjährige Kreolin zu, die am Arm ihrer Mutter wohl zum erstenmal in Gesellschaft ausgeht. Kopfschüttelnd zieht Toussaint sein frisches Taschentuch hervor, wirft es über den stark betonten Ausschnitt der jungen Dame und wendet sich an die Mutter:

»Madame! So läßt man seine Tochter nicht unter die Leute gehen! Ich begreife nicht, wie anständige Frauen so gegen den Anstand verstoßen können! Züchtigkeit muß der Hauptschmuck Ihres Geschlechtes sein²²!«

Wie vernichtet stehen die beiden Damen, der Diktator geht ruhig weiter, macht seine Honneurs und verschwindet mit seinen Begleitern in einem benachbarten Gemach, das durch eine Portiere von dem Hauptraum abgeschlossen ist. Nach wenigen Augenblicken erscheint ein Leibgardist, blickt sich suchend um, bahnt sich einen Weg zu Oberst Vincent und meldet, daß Seine Exzellenz den Herrn Oberst erwartet. Eben spielt die Musik eine Gavotte, man beginnt zu tanzen.

»Ich habe Sie ausersehen, Oberst«, sagt Toussaint, »die neue Verfassung Haitis nach Paris zu bringen. Sie würden längst unterwegs sein, hätte mich nicht der Drucker so lange warten lassen.«

»Wie«, ruft Vincent erschrocken, »fertig gedruckt? So wollen Sie die Verfassung der Regierung vorlegen? Das ist ein unverantwortliches Verfahren. Im Manuskript und von allen Wählern mit der Bitte versehen, sie der Regierung zuzustellen, so müßten Sie sie nach Frankreich bringen lassen²³.«

Der schwarze Machthaber fährt zornig auf. »Ich habe es niemals an Achtung gegenüber dem Ersten Konsul Bonaparte fehlen lassen! Er hat keinen Grund, mir zu zürnen!«

»O General!« seufzt Vincent, »ich hätte es lieber gesehen, wenn ein anderer diese Mission übernommen hätte, der ich mich jetzt gegenübersehe. Doch ich weiß, daß Sie Frankreich und die Franzosen lieben. Aber – vergessen Sie nicht, daß Sie die ausgezeichnete Stellung, die Sie jetzt einnehmen, nur durch die Macht der Bajonette behalten können²⁴!«

Toussaint starrt einen Augenblick zu Boden, dann sagt er entschlossen: »Oberst, Sie gehen nach Paris! Es ist möglich, daß sich alles zu meinem Sturze verschwört. Vielleicht war es falsch, was ich getan habe ... aber noch bin ich nicht in der Gewalt meiner Feinde!«

Mitte September 1801 schifft sich Oberst Vincent abermals nach Frankreich ein, um dem Ersten Konsul die fertige Verfassung Haitis vorzulegen. Toussaint-Louverture wird von einer fieber-

haften Unruhe umhergetrieben, er fühlt, daß sich sein Schicksalsweg einer Sturmzone nähert, und er sucht sich gegen alle denkbaren Unfälle zu wappnen.

Von morgens um vier Uhr bis spät in die Nacht beschäftigt er sechs Sekretäre, die seine Briefe und Erlasse entwerfen und in gutes Französisch übertragen müssen. Ähnlich wie sein Rivale Napoleon schläft er oft nur drei bis vier Stunden in Kleidern. Die Mahlzeiten nimmt er flüchtig und ganz unregelmäßig zwischen Diktaten, Besprechungen und Ausritten ein.

Vierhundert ausgesuchte Reitpferde stehen ihm ständig zur Verfügung, aber wenn er den Palast in Cap Français verläßt, geschieht es meist in geschlossener, vierspänniger, prächtig geschmückter Kutsche. Auf offener Landstraße wechselt er dann auf ein schnelles Pferd um, aus dem Gebüsch taucht die Leibgarde mit ihren silbernen Helmen und roten Roßschweiften auf, mehr als hundert Kongoneger. Während die Kutsche unter Bedeckung zur Täuschung in anderer Richtung rollt, jagt der schwarze Diktator querfeldein davon und taucht unerwartet an den entlegensten Punkten seines Inselreiches auf.

Auf den Feldern werfen sich die schwarzen Landarbeiter in den Staub und grüßen ängstlich. Einst haben sie Toussaint-Louverture als Befreier geliebt, heute zittern sie vor seiner Strenge und unerbittlichen Zuchtrute.

Wehe dem Beamten, dessen Abrechnungen nicht stimmen oder dessen Amtsführung Toussaints Kritik herausfordert. Seinen Finanzbeamten sagt er einmal:

»Ich höre die Europäer fortwährend von nichts anderem reden als vom Gelde und sehe, daß die Engländer geachtet werden, weil sie viel Geld haben. Ich will aber, daß auch meine Regierung Achtung verdient, und darum bin ich sparsam . . .²⁵«

Er hat einen von europäischen Offizieren geschulten Generalstab geschaffen. Die Armee kann im Notfall auf 150 000 Mann gebracht werden, nachdem ein Gesetz den Wehrdienst vom 14. bis zum 55. Lebensjahr zur Pflicht gemacht hat. 22 000 Mann Aktive stehen dauernd unter den Waffen, der Rest sind Reservisten.

Im Spätherbst 1801 läßt Toussaint seine Artillerie Schießübungen gegen See durchführen. Erwartet er eine feindliche Landung?

Seinem Vertrauten Borgella gesteht er:

»Wir leben auf einer Insel, bedenkt das wohl! Wären wir noch drei Jahrhunderte zurück, dann könnten wir im Schutze des Meeressgürtels groß und mächtig werden: der erste freie Staat schwarzer Rasse. Dann könnten wir hinter dem bergenden Schutz des Meeres die Werkzeuge schmieden, um den Ozean zu erobern und seefahrende Feinde abzuwehren.

So aber sind wir abhängig von dem mächtigen Frankreich und können nicht daran denken, einen selbständigen Staat zu schaffen . . . ²⁶«

Und doch hat er alles getan, diesen letzten Schritt der Trennung vom Mutterlande vorzubereiten.

Nahe seinem Landsitz d'Ennery, tief in den unzugänglichen Gebirgen und Urwäldern Haitis, läßt er eine fast unbezwingliche Festung auf steilem Felsen bauen und gewaltige Magazine und Depots anlegen. Nur wenige Eingeweihte wissen um die Lage der geheimen Gewölbe.

Den ganzen Herbst und Winter über werden Truppenmanöver abgehalten. Die Offiziere schulen die Negerregimenter in der neuen Tirailleurtaktik des Kämpfens in gelockerter Formation, wie sie die Revolution gegenüber den dicht geschlossenen Formationen der Monarchien entwickelt hat. Toussaint-Louverture verfügt um die Jahreswende 1801 über die weitaus schlagkräftigste Armee der Neuen Welt.

Am 1. Oktober 1801 hat man sich auf der Konferenz zu London über die Einleitung von französisch-englischen Friedensverhandlungen geeinigt. Napoleon wird die Hände für überseeische Unternehmen frei haben.

Am 14. Oktober trifft Oberst Vincent mit der neuen Verfassung von Haiti in Paris ein. Bonaparte begibt sich mit grimmigem Interesse an das Studium des Dokuments.

Er ist diesem schwarzen Emporkömmling weniger geneigt denn je, nachdem sich Toussaint-Louverture den Titel »Konsul« zugelegt und durch diese Nachäffung ihn, den großen Korsen, vor aller Welt lächerlich gemacht hat.

In der Verfassung Toussaints liest Napoleon:

Artikel 3:

Alle Menschen in diesem Lande werden geboren, leben und sterben als Freie und Franzosen.

Artikel 5:

Das Gesetz ist für alle dasselbe. Es besteht keine andere Unterscheidung als die der Tugend und des Talents . . .

Die Menschenrechte der französischen Verfassung sind alle darin enthalten, mit Ausnahme des Rechtes der Versammlungsfreiheit und der freien Meinungsäußerung. Rasender Zorn ergreift Napoleon, als er liest, daß sich Toussaint-Louverture die Konsulatswürde auf Lebenszeit gesichert hat. Das erscheint ihm wie eine Karikatur seiner selbst.

»Dieser Neger wird im Kerker bereuen, was er mir an Hohn angetan hat!«

Oberst Vincent, der es wagt, zugunsten Toussaints zu sprechen und auf die militärische Stärke des Negergenerals zu verweisen, erhält ein Verbannungsdekret nach der Insel Elba. Am 31. Oktober 1801 beauftragt Napoleon den Marineminister Decrès und seinen Schwager, General Leclerc, den Gatten Pauline Bonapartes, eine militärische Expedition gegen Haiti vorzubereiten. Die Flotte unter Admiral Villaret-Joyeuse bekommt Alarmbefehl und macht sich zum Auslaufen fertig. Das große amerikanische Abenteuer kann beginnen, Haiti wird die erste Station sein – Toussaint-Louvertures Reich ist zum Zusammenbruch verurteilt.

Der schwarze Diktator spürt bald, was die Stunde geschlagen hat. Plötzlich wird der englische Verbindungsmann, den der Gouverneur von Jamaika bisher in Cap Français unterhalten hat, abberufen. Der neue US-Präsident Thomas Jefferson kündigt das Handelsabkommen mit Haiti und zieht ebenfalls seinen Generalkonsul zurück. Die Agenten Toussaints werden aus den Hafenplätzen der Antillen und aus dem amerikanischen Charleston ausgewiesen. Aus Frankreich bringen heimkehrende Kreolen die Nachricht, daß dort eine große überseeische Expedition vorbereitet werde.

Endlich erhält der schwarze Staatschef Gewißheit über die

Absichten Napoleons. Einer seiner Mittelsmänner übersendet ihm eine Abschrift der Instruktionen, die Napoleon seinem zum Generalkapitän ernannten Schwager Leclerc erteilt hat. In Kapitel 2 heißt es,

»daß Spanier, Engländer und Amerikaner mit gleicher Besorgnis die ›Schwarze Republik‹ beobachtet hätten, daß jetzt aber deren Ende gekommen sei. Präsident Jefferson habe versprochen, den Nachschub für die bevorstehende Expedition sicherzustellen . . .«

Welche Zukunft Toussaint und seine Anhänger erwartet, geht aus Kapitel 3 hervor:

»Nach Ächtung der Generäle Toussaint, Moyse und Dessalines soll die Axt an die Wurzeln des schwarzen Regiments gelegt werden. Sämtliche Schwarze, ob sie nun an der Rebellion gegen das Mutterland teilgenommen haben oder nicht, sollen entwaffnet und – soweit sie einen höheren Dienstrang als Capitain gehabt – außer Landes geschickt werden. Sodann würden französische Gerichte die Rebellen in Aktivisten, Nutznießer und Mitläufer einteilen und danach behandeln . . .«

In erbittertem Haß ruft Toussaint-Louverture seine Truppen zum Widerstand auf.

»Heute sind wir frei«, sagt er zu den auf den Kstenhhen versammelten Regimentern, ›weil wir die Stärkeren sind; aber der Erste Konsul hält die Sklaverei in Martinique und Ile Bourbon aufrecht. Erlangt er auch hier die Oberhand, so werden wir alle wieder Sklaven^{27!}!«

Die schwarzen Truppen antworten mit zornigem Aufschrei und erheben die Waffen.

Am 29. Januar 1802 weilt Toussaint-Louverture auf den Felsklippen von Samana im ehemals spanischen Teil der Insel und sucht den östlichen Horizont ab. Im Sehkreis des Perspektivs sieht er es über die Kimmung steigen wie weiße Wölkchen, die dem heraufziehenden Tornado vorausfliegen: schlanke, weiße Flecke,

die schnell größer werden – die Segel der französischen Flotte. Er zählt bis Mittag 63 hochbordige Schiffe, aus deren Flanken wie Haifischgebisse die drei- und vierfachen Reihen der Geschütze drohen.

Toussaint-Louverture ist sechzig Jahre alt, seit zehn Jahren gehört sein Name der Geschichte Westindiens, vielleicht der Weltgeschichte an. Energie und List haben ihn emporgetragen zum Freiheitshelden seiner geknechteten Brüder. Jetzt aber, da er die überlegene Macht eines europäischen Staates nahen sieht, steht das Blut seiner Rasse wider ihn auf, seine Jugend wendet sich gegen ihn, in der man ihn gelehrt hat, alles Weiße und Französische zu bewundern und sich vor ihm zu beugen. Er ist wie gelähmt, versäumt es, Befehle zu geben und läßt die Kommandanten der Küstenplätze ohne Anweisungen. Quer durch die Insel reitet er nach Cap Français zurück. Erschüttert offenbart er sich einem seiner Vertrauten, dem schwarzen General Christoph:

»Jetzt heißt es untergehen; ganz Frankreich hat sich aufgemacht, uns zu vernichten. Nun ist es da, Rache zu nehmen und uns wieder zu versklaven. Die Freiheitssonne wird zu Asche verglühen.«

Die Landung der französischen Truppen unter dem Schutz der Kanonen beginnt an beiden Flanken der Stadt Cap Français.

Die Aufforderung Generalkapitän Leclercs, sich zu ergeben, wird zurückgewiesen, aber im Rat der hohen Offiziere Toussaints kommt es zu stürmischen Auseinandersetzungen. Die alte Kluft zwischen Weißen, Mulatten und Negeren öffnet sich wieder. In Cap Français klärt der schwarze General Christoph die Lage: Während der Sitzung des Kriegsrates schießt er den weißen Oberst Lacombe, der sich weigert, die Magazine und Arsenale für den bevorstehenden Kampf zu öffnen, auf der Stelle nieder. Da die Landung der Franzosen bereits begonnen hat und sich das Fort Dauphine, dessen Kommandant ein weißer Franzose ist, ergeben hat, läßt General Christoph das vereinbarte Signal lösen: drei Kanonenschüsse, denen eine dreifache, hohe Rauchsäule vom Fort National folgt. Das Zeichen wird ringsum im Lande beantwortet. Überall donnern die drei Kanonenschläge und steigen Rauchfahnen und Feuer von den umliegenden Höhen auf. Die Botschaft

läuft vor den Augen der Franzosen ins urwaldbedeckte Innere der Insel. Das Signal bedeutet: »Brennt alles nieder und tötet alle Weißen!«

Cap Français geht unter Straßenkämpfen in Rauch und Flammen auf. Ähnliches geschieht mit den anderen Küstenplätzen, an denen im Norden und Süden Haitis Truppen an Land gegangen sind. Toussaint-Louverture beginnt den Guerillakrieg gegen die Soldaten Napoleon Bonapartes.

Weithin wälzt sich der Brand, der in Cap Français entzündet worden ist. Wieder gehen Zuckerfabriken, Plantagen und kleine, friedliche Kolonialstädte im Feuer unter. Die tropisch wuchernden Täler der Gebirge füllen sich mit dem Lärm von Gefechten, dem grausigen Schrei Gefolterter und Geschändeter. Durch die undurchdringlichen Wälder, Schluchten und Gebirge bewegen sich wie Rudel von Wölfen Trupps schwerbewaffneter Neger. Am schrecklichsten wütet General Dessalines, der von San Marc aus operiert und rücksichtslos alles vernichtet, was ihm in die Hände fällt.

Mit seinen Horden taucht er bald hier, bald dort auf, im Gefecht steht er in der ersten Linie und kämpft mit aufgerollten Hemdsärmeln. Niemals macht er Gefangene. Als er wieder einmal einige Dutzend Weiße – unter ihnen Frauen und Kinder – zur Erschießung an die Mauer einer brennenden Plantage jagen läßt, ruft ihm einer der Gefangenen zu: »Wann wirst du genug Blut getrunken haben, Dessalines? Wann ist dein Haß gegen die weiße Rasse endlich gestillt?«

Der schwarze General reißt wortlos sein Hemd vom Leibe und zeigt seinen Rücken, der durchpflügt ist von einem gräßlichen Gewirr von Peitschennarben, die er aus seiner Sklavenzeit trägt. Dessalines weist diesen Rücken mit den fingertiefen Furchen den Todgeweihten und keucht: »Dann wird es Gnade geben, wenn ich auf diesem Rücken wieder ruhig schlafen werde!«

Die Salve kracht . . .

Wie in den Tagen der großen Erhebung ziehen plündernde Banden durch die Täler, überall wird gemordet und geraubt.

Rings um Toussaint-Louverture, der von seiner Festung hoch über den Felsen des Inlands die Operationen der Partisanen leitet, wankt der Boden: Im Süden laufen Mulattengeneräle über; weiße Befehlshaber, denen er hohe Ränge verliehen und denen er ver-

traut hat, verraten ihn; schwarze Generäle ergeben sich mit ihren Truppenteilen, andere kämpfen um so verzweifelter. Eines Tages schickt Generalkapitän Leclerc die beiden Söhne Toussaints, die der Negerdiktator in Frankreich hat erziehen lassen, mit einer Aufforderung zur Übergabe in die Festung.

Der alte Toussaint, der seine Kinder seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hat, umarmt sie gerührt, läßt sie aber sofort wieder zurückbringen. Er gibt ihnen eine bittere Anklageschrift gegen Napoleon mit.

»Bürger Konsul!

Euer Brief ist mir zugegangen durch den Bürger Leclerc, Euren Schwager, den Ihr zum Generalstatthalter dieser Insel ernannt habt, einer Würde, die die Verfassung von Haiti nicht kennt. Derselbe Bote hat zwei unschuldige Knaben der zärtlichen Umarmung ihres Vaters wiedergegeben. Wie teuer mir aber meine Söhne auch sind, ich will gegenüber meinen Feinden keine Verpflichtung haben und schicke sie ihren Gefangenewärtern zurück.

Die Truppen, welche der Souveränität des französischen Volkes Achtung verschaffen sollen, haben eine Landung vorgenommen und verbreiten jetzt überall Verwüstung und Gemetzel. Mit welchem Recht – so frage ich Euch – will man ein primitives, aber unschuldiges Volk mit Feuer und Schwert ausrotten?

Ihr bietet den Schwarzen die Freiheit an und sagt, Ihr hättet sie überall, wo Ihr hingekommen seid, denen gegeben, die sie noch nicht gehabt hätten. Ich bin nur unvollständig bekannt mit den Ereignissen, die sich in jüngster Zeit in Europa zugetragen haben. Allein die Berichte, die mir zugekommen sind, stimmen nicht überein mit dieser Behauptung. Die Freiheit, die man in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz oder in der Batavischen, Ligurischen und Zisalpinischen Republik genießen kann, würde das Volk von Haiti niemals zufriedenstellen. Wir sind weit davon entfernt, nach einer derartigen Unabhängigkeit zu trachten...«

Die folgenden Sätze müssen die Eigenliebe des Ersten Konsuls aufs empfindlichste treffen:

»Die Macht, die ich besitze, ist ebenso legitim erworben wie die Eurige, und nur die einhellige Stimme des Volkes von Haiti kann mich zwingen, sie aufzugeben...«

Warum wundert Ihr Euch, daß ich die Religion und die Verehrung Gottes, des Schöpfers aller Dinge, in Schutz genommen habe? Ach, ich habe es stets gepriesen und geehrt, dieses Wesen voll Milde, das vor Euch erst seit kurzem Gnade gefunden hat. Gott entscheide zwischen mir und meinen Feinden; zwischen denen, die seine Gebote gebrochen und seinem heiligen Namen abgeschworen haben, und dem Manne, der niemals aufgehört hat, ihn anzubeten,

Toussaint-Louverture ²⁸«

Der Krieg frißt sich wie ein Waldbrand über die Insel. Der Hauptkampf konzentriert sich schließlich um die Felsenfestung im Dschungel der Morne, Crête à Pierot. Wochenlang donnern die unter unsäglichen Mühen herangeschafften französischen Kanonen vor den Felsenbastionen; immer wieder stürmen die blauen Wellen der Infanterie gegen die Wälle. Nach heldenhaftem Widerstand bricht der Rest der Besatzung aus und geht in den Gebirgswald, um als Partisanen weiterzukämpfen.

In der Festungsstadt San Marc verteidigt sich der furchtbare Dessalines. Als er durch Verrat seiner Unterführer den Platz nicht mehr halten kann, läßt er die ganze Stadt und seinen neuerbauten Palast in Brand stecken. Er selber durchbricht den Belagerungsring mit einer verzweifelt fechtenden Kernschar Getreuer und kämpft als Bandenchef weiter.

Aber auch die siegreiche Truppe General Leclercs hat schwere Blutopfer gebracht und in den vier Monaten der Kämpfe bereits die Hälfte ihres Bestandes verloren. Beide Parteien, und mit ihnen die furchtbar leidende Bevölkerung von Haiti, sehnen den Frieden herbei.

Nach langen Verhandlungen erklärt sich Toussaint-Louverture endlich bereit, sich und seine Stellung für das Wohl der Neger zu opfern. Seine Bedingungen sind: unverletzliche Freiheit der Schwarzen, Bestätigung aller Offiziere und Beamten in ihren Stellungen, Beibehaltung des schwarzen Generalstabs und der Negergarde, Amnestie für alle Führer.

Als Leclerc, der mit seinen erschöpften Rekruten den unabsehbaren Guerillakämpfen nicht mehr gewachsen ist, diese Punkte feierlich bestätigt, kommt es endlich zur Waffenruhe. Toussaint-Louverture steigt von seinen Bergen herab und trifft, umgeben von seiner Leibgarde, in Cap Français ein. Noch einmal defiliert

unter dem Jubel der Bevölkerung Toussaints Truppe vor ihrem Befehlshaber, dann senken sich die Banner und werden den Franzosen übergeben. Toussaint unterschreibt die Verträge, dann reitet er mit einer Schwadron Garde, die ihm auch weiterhin zugestanden worden ist, in die Berge auf sein Landgut d'Ennery.

General Leclerc, von nun an unumschränkter Herr der Insel, baut sofort die französische Machtstellung aus. Entgegen den Vertragsbestimmungen werden die schwarzen Beamten aus ihren Stellungen entfernt, die Negertruppen durch schärfste Disziplin, drakonische Strafen und Herabsetzung ihres Soldes so schikaniert, daß der größte Teil der Soldaten desertiert. Als im Süden ein Mullahenaufstand ausbricht, läßt Leclerc die Guillotine arbeiten und Massenhinrichtungen vornehmen. Der farbige Oberst Lamour de Rance antwortet mit dem Wiederbeginn des Kleinkrieges. Er verkündet:

»Die Weißen sind allesamt Schufte. Ich gehe in meine Berge, sie sollen erfahren, wer Lamour de Rance ist!«

Auch die Neger im Norden werden unruhig. Es geht das Wort um: »Wartet nur bis zum August! Dann wird Haiti sprechen!«

Da viele der entlaufenen Soldaten sich im Umkreis von d'Ennery ansiedeln und bei Toussaint Rat und Hilfe suchen, blickt General Leclerc immer sorgenvoller auf den abgedankten Diktator. Es wird erst Ruhe geben in Haiti, wenn Toussaint-Louverture in französischen Gewahrsam genommen ist. Bedenkenlos greift Leclerc zum Verrat. Durch einen höflichen Brief wird Toussaint zu einer Unterredung gebeten: Der Generalstatthalter benötige seinen Rat und schicke einen General mit geringer Bedeckung in den Bezirk d'Ennery zur Besprechung.

Toussaint eilt mit zwanzig seiner Leibgardisten hilfsbereit herbei und trifft gegen Mittag in einer kleinen Plantage mit General Brunet zusammen. Beide Parteien lassen ihr Gefolge im Schatten der Platanen zurück und gehen in das Haupthaus. Die schwarzen Gardisten beginnen, da von der geringen Zahl der Franzosen keine Überraschung zu befürchten ist, friedlich zu kochen. Plötzlich ertönt ein Hornsignal, und aus den umliegenden Schuppen und Gebüsch brechen mit angeschlagenen Gewehren mehr als hundert Franzosen. Ein Trupp eilt in das Haus, Capitaine Ferrari stößt die Tür auf und erklärt Toussaint-Louverture für verhaftet.

Gefesselt wie ein entlaufener Sklave, wird der betrogene Diktator an die Küste gebracht, wo schon eine Fregatte auf ihn wartet. Zu Capitaine Ferrari sagt Toussaint:

»Durch meinen Sturz hat man in Haiti nur den Stamm des Freiheitsbaumes der Schwarzen gefällt; doch er wird aus den Wurzeln wieder ausschlagen und neu sprießen, denn sie verzweigen sich tief und zahlreich...«

Die Fregatte sticht in See, Haiti versinkt hinter dem Horizont. Toussaint-Louvetures letzte Reise hat begonnen. Man überführt ihn vom Hafen Brest in einem geschlossenen Wagen, gefesselt wie ein Schwerverbrecher, nach Fort Joux bei Besançon, wo er in ein halbdunkles Verlies gebracht wird, auf dessen Boden fußhoch das Wasser steht.

Die Kunde von dem Verrat an Toussaint-Louverture geht wie Lauffeuer durch Haiti. Als erster erhebt sich der Neger Sylla, der Oberst der schwarzen Leibgarde, überall rühren sich in Urwäldern und Gebirgen wieder die Partisanen. Die Tamtams der Voduzauberer rollen durch die Nächte, und Flammenzeichen rauchen auf den Felsen. Im August 1802 veröffentlicht der Generalkapitän der Antilleninsel Guadeloupe ein Gesetz über die Wiedereinführung der Sklaverei und des Sklavenhandels. Gleichzeitig deportiert er strafgefangene Neger nach Haiti. Wenige Tage nach ihrer Ankunft brechen die Sträflinge aus und verbreiten auf der Insel die Kunde von der Tyrannei der Franzosen. Der Krieg bricht mit erneuter Wut los.

Eine Weile stützt sich Leclerc auf die Treue Dessalines', der wie ein Tiger unter seinen Rassegenossen wütet. Da geschieht der schmähliche Verrat an dem schwarzen General Maurepas. Die Franzosen laden den Negeroffizier mit seiner Leibgarde unter einem glaubwürdigen Vorwand nach Cap Français, verhaften ihn und bringen ihn und seine Leute auf die im Hafen liegenden Schiffe. Vor den Augen der am Ufer stehenden Schwarzen nageln sie Maurepas an den Schiffsmast einer Fregatte und martern ihn zu Tode, während sich betrunkene Matrosen den »Spaß« machen, die Leibgardisten gefesselt ins Meer zu stürzen, das von Hai-fischen wimmelt.

Als Dessalines die Schauerbotschaft vernimmt, rast er vor Zorn: »Jetzt muß der letzte weiße Hund krepieren!«

Mit seinen Regimentern geht er zu den Empörern über. Der Rassenkampf tobt vom Norden bis zum Süden Haitis. Aus fauligen Tümpeln, modrigen Gräben und sumpfigen Wäldern erhebt sich als mächtiger Bundesgenosse der Neger das gelbe Fieber. Zu Tausenden fallen die französischen Soldaten der Seuche zum Opfer, Mord und Pest tanzen einen schauerlichen Totentanz auf der Insel. Die Verstärkungen, die aus Frankreich eintreffen, schmelzen in kürzester Zeit dahin. Am 2. November 1802 stirbt auch General Leclerc, Pauline Bonapartes Gatte, am gelben Fieber.

Im April 1803 trifft noch einmal eine Transportflotte mit neuen Regimentern ein, dann versiegt der Strom des Nachschubs. Der Wettkampf zwischen England und Frankreich steht kurz vor dem Wiederaufflammen und erfordert alle Kräfte Napoleons.

Fast ein Jahr schmachtet Toussaint-Louverture bereits in dem feuchtkalten Verlies von Fort Joux. Vergeblich schreibt er Brief um Brief an den Ersten Konsul – Napoleon antwortet nicht.

Sie haben ihn nächtelang mit Verhören gequält, um zu erfahren, wo er seine sagenhaften Schätze und Magazine in den Gebirgen Haitis verborgen halte. Sie wollen Gold und Reichtümer von ihm, von Gerechtigkeit und Gericht ist nicht die Rede.

Als Toussaint trotzig schweigt, lassen sie ihn in seinem Steinloch verkommen. Der Gefängniswärter zeigt den schwarzen Gefangenen gegen Trinkgeld den neugierigen Besuchern des Forts. »Ist denn bei euch Weißen alles Geschäft?« ruft Toussaint-Louverture den Gaffern zu.

Er hat sich aufgegeben, er hustet und schwindet langsam dahin. Nur seine Träume entführen ihn manchmal unter den Sonnenhimmel der heimatlichen Insel, zu den Palmen, Zuckerrohrfeldern und Obsthainen, über die der schwermütige Gesang seiner schwarzen Brüder weht.

»Am 26. April 1803 kommt, klagend und anklagend, ein Wort über seine Lippen, das furchtbar in der schaurigen Kerkerzelle stehenbleibt und selbst den Wärter anrührt: »Frankreich hat mich dazu verurteilt, wie eine vergiftete Ratte im Winkel zu sterben!« Am nächsten Morgen, als der Gefangenenwärter die Tür zu dem nassen Verlies aufschließt, in dem Toussaint seit Monaten vegetiert, findet er ihn leblos, »vor Kälte gekrümmt«, auf einem Stuhle

nahe dem erloschenen Feuer sitzend. In der Nacht ist zu ihm der erlösende Tod gekommen . . . ²⁹«

Drei Wochen später, am 18. Mai 1803, bricht der Krieg zwischen Frankreich und England aus, der die französischen Schiffe von den Ozeanen fegt und Haiti endgültig vom Mutterlande trennt.

Der Tod steht gelbgesichtig, ausgezehrt und mit flammenden Fieberaugen über den glühenden Ebenen und dampfenden Wäldern; er geht in Gestalt eines schwarzen Riesen mit blutiger Sense durch die Täler und Städte Haitis. Das große Sterben der Weißen hebt an.

General Dessalines, der Würger, erläßt eine Proklamation:

»Bürger, Männer, Frauen, Kinder und Greise! Blickt einmal umher und sucht eure Weiber, eure Gatten, eure Brüder und Schwestern, Kinder und Säuglinge! Was ist aus ihnen geworden? Wollt ihr noch länger eure Rache vertagen?

Laßt uns den Franzosen Angst einjagen, die sonst nochmals versuchen möchten, uns die Freiheit zu rauben! Sie müssen zittern, unseren Küsten nochmals zu nahen. Dem Tode preisgegeben sei jeder Franzose, der es wagt, diesen Boden der Freiheit durch seine Gegenwart zu besudeln!«

Die Jagd auf alles, was weiße Hautfarbe trägt, beginnt, am schlimmsten ergeht es den Franzosen. Dessalines' schwarze Banden ziehen in den Städten von Haus zu Haus und ermorden alles, was französischen Namen trägt. Haiti versinkt im Bluttausch.

Die geschwächten Truppen vermögen nicht mehr Widerstand zu leisten und beschränken sich auf die Verteidigung einiger Küstenplätze, bis sich General Rochambeau freien Abzug mit militärischen Ehren ausbedingt und in Cap Français auf die Flotte flüchtet. Haiti ist frei.

Am 29. November erlassen die drei siegreichen Generäle Dessalines, Christoph und Clerveaux eine Proklamation:

»Im Namen der Schwarzen und der Farbigen!

Die Unabhängigkeit Haitis wird hiermit feierlich kundgetan. Wir haben unsere ursprüngliche Würde hergestellt, unsere Rechte zu-

rückeroberst und schwören, sie uns niemals wieder durch irgendeine Macht der Erde entreißen zu lassen. Wir werden lieber sterben, als uns noch einmal einer europäischen Macht beugen.«

General Dessalines wird zum Generalgouverneur der Insel auf Lebenszeit gewählt. Die Neue Welt hat ihre zweite Unabhängigkeitserklärung von Europa erlebt, auf die weiße Befreiung der USA ist die schwarze Befreiung Haitis gefolgt.

Am 24. Mai 1804 hat sich Napoleon durch Volksabstimmung die erbliche Kaiserwürde Frankreichs verleihen lassen. Der schwarze Emporkömmling von Haiti folgt sogleich seinem Beispiel. Am 8. Oktober 1804 findet im Palais von Port-au-Prince die feierliche Kaiserkrönung Jean Jacques Dessalines' durch einen rasch zum Bischof erhobenen Missionar statt. Wie Napoleon setzt sich Kaiser Jacques I. selber die Krone aufs Haupt. Im 12. Artikel der neuen Verfassung heißt es:

»Kein Weißer, welcher Nationalität er auch sei, kann seinen Fuß auf diese Insel als Herr oder Eigentümer setzen; keiner darf in Zukunft hier irgendein Eigentum erwerben.«

Die einzige Ausnahme bilden Deutsche und Polen, weil auch sie unterdrückte Nationen sind. In Haiti stampft überall der Marschtritt schwarzer Regimenter. Zum Schmettern der Clairons und zum Rasseln der Trommeln singen sie die »Dessalinienne«, die Hymne eines vom Sklavenjoch befreiten Volkes:

»Pour le pays, pour les ancêtres
marchons unis, marchons unis.
Dans nos rangs points de traîtres,
du sol soyons seul maîtres.
Marchons unis, marchons unis . . . !«

»Für die Heimat, für die Vorfahren
marschieren wir vereint . . .
In unseren Reihen gibt es keine Verräter,
wir allein sind Herren der Erde.
Marschieren wir vereint . . .«

Marchons unis...! Nein, sie marschieren nicht lange vereint. Schon nach kurzer Zeit bricht die Zwietracht unter Mulatten und Negern aus, auch die Generäle entzweien sich. Es kommt zu Verschwörungen und Meutereien. Am 14. Oktober 1806 erhält Dessalines Nachricht von einem gefährlichen Aufstand seiner Feinde. Noch in der Nacht bricht er von seinem Landgut auf und reitet mit der Leibgarde nach Port-au-Prince.

Kurz vor den ersten Häusern, an der »Roten Brücke«, wird sein herangaloppierender Reitertrupp von Posten der Aufständischen angerufen.

»Sie werden es nicht wagen!« ruft der schwarze Napoleon und reitet allein nach vorn.

»Soldaten, kennt ihr euren Kaiser?« schreit er den dunklen Gestalten entgegen, die mit gefällten Bajonetten den Weg versperren. Unsicherheit erfaßt die Truppe, schon senken sich die Gewehre. Aber ein Mulattenoffizier, der alles haßt, was Neger heißt, befiehlt: »Feuer!«

In einer Salve bricht Dessalines zusammen. Auch sein Traum ist zu Ende. Abermals versinkt Haiti in furchtbaren Kämpfen. Die Freiheit des schwarzen Mannes bekränzt sich mit der roten Gloriole von Blut und Brand. Doch der Negerstaat von Haiti hält auch dieser Belastungsprobe stand und geht ungebrochen aus dem Blutbad hervor. Die erste Revolution der Sklaven der Neuen Welt ist endgültig gelungen und hat ein Beispiel gegeben, das in seinen Auswirkungen auf die schwarze und farbige Welt kaum weniger wirkungsvoll sein wird, als es die Gründung der nordamerikanischen Republik und ihre Befreiung aus der Vormundschaft europäischer Fürsten gewesen ist.

Der verkaufte Traum

»Wenige Amerikaner sahen damals eine Parallele zwischen dem, was in Haiti vor sich ging, und dem, was in der amerikanischen Revolution erreicht werden sollte; sie sahen nur, daß Weiße gegen Schwarze standen...³⁰«

Vor allem die Südstaaten der USA, deren Wirtschaftssystem auf der Negersklaverei basierte, waren voller Empörung über die

Rebellion der Schwarzen Haitis. Als 1791 der große Negeraufstand mit all seinen Greueln und Zerstörungen ausbrach und die Schiffe aus Haiti Tausende von Flüchtlingen in den amerikanischen Häfen an Land brachten, waren die schrecklichen Ereignisse auf der nahe gelegenen Insel das allgemeine Gesprächsthema der Staaten. Die verarmten Flüchtlinge – meist Plantagenbesitzer mit ihren Familien, oft mit treuer schwarzer Dienerschaft und wenigen geretteten Vermögenswerten – wurden freundlich aufgenommen. Virginien bewilligte öffentliche Mittel zur ersten Hilfe, New York veranstaltete Sammlungen, und die beiden Staaten Carolina stellten Land, Transportmittel und Nahrung für die Vertriebenen zur Verfügung. Allmählich wuchs der Flüchtlingsstrom auf mehr als 25 000 Weiße aus Haiti an.

Als Toussaint-Louverture drüben die Macht ergriff und Ruhe und Ordnung einkehrten, begann langsam die Rückwanderung, die ihren Höhepunkt nach der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und Haiti erreichte.

Trotzdem verharrten die Südstaaten weiterhin in Haß und Groll. Das Beispiel der Negererhebung machte bedenklich böses Blut unter den Plantagensklaven. Durch die Flüchtlinge und ihr schwarzes Personal war die Kunde von den Ereignissen schnell zu Ohren der amerikanischen Negerklaven gekommen; in allen Provinzen zeigte sich alsbald gefährliche Unruhe in den Sklavenquartieren. Noch war bei den Schwarzen die Enttäuschung nicht ganz überwunden, daß die Vorschläge der Quäker und die Reformversuche des Vaters der Unabhängigkeitserklärung, Thomas Jeffersons, zur Aufhebung oder Milderung der Sklaverei nicht Wirklichkeit geworden waren. In den »Sklavenreihen« – den ärmlichen Negersiedlungen auf den Großplantagen, in denen die Feldarbeiter zu Hunderten hausten – begann man primitiv gemalte Bilder von Toussaint-Louverture aufzuhängen und den schwarzen Diktator wie einen Heiligen zu verehren. Da die neue Verfassung Haitis Sklaverei verbot und Gleichheit zwischen Weißen und Schwarzen bestand, machten in den küstennahen Plantagenstaaten des amerikanischen Südens immer mehr Neger den Versuch, eine heimliche Überfahrtsgelegenheit nach Haiti zu bekommen und damit der Sklaverei zu entlaufen. Dessalines setzte einen Kopfspreis von 40 Dollar aus, den jeder Schiffskapitän erhalten sollte, der geflüchtete Sklaven auf die Insel brachte. Auf diese Weise entrannen fast 30 000 Neger.

Seit der Negerbefreiung auf der Antilleninsel hörten die Aufstandsversuche und Rebellionen der Schwarzen in Amerika nicht mehr auf; in Virginien allein waren seit der Haitirevolution 63 Negerunruhen ausgebrochen. Präsident Jefferson erhob im Parlament seine warnende Stimme:

»Es ist allerhöchste Zeit, daß wir etwas tun, um die blutigen Szenen zu vermeiden, wie sie Haiti sieht, und die vielleicht schon wir, sicher aber unsere Kinder erleben werden. Wenn wir nicht bald etwas tun, werden wir die Mörder unserer Kinder sein.«

Thomas Jefferson, der Philosoph der Revolution und Vater der Unabhängigkeitserklärung, schenkte trotz aller humanistischen Bestrebungen und sklavenfreundlichen Theorien keinem seiner eigenen Neger die Freiheit. Auf seiner Plantage Montecello nahe Charlottesville in Virginien gab es einige hundert Feldsklaven, deren Arbeitskraft rücksichtslos ausgebeutet wurde und die wohl auch gelegentlich – wenn der Kinderzuwachs den Bedarf überschritt – in den gefürchteten tiefen Süden verkauft wurden.

Blick auf Washington (im Vordergrund das Kapitol) im Jahre 1859



Der Präsident hatte im Augenblick andere Sorgen, als sich mit der Sklavenfrage zu beschäftigen oder sich um die Verhältnisse auf seiner Plantage zu kümmern. Ein in Baltimore eingelaufener Segler hatte Kurierpost der amerikanischen Gesandtschaft aus Paris mitgebracht, in welcher der Gesandte eingehend über die Pläne Napoleons in der Neuen Welt berichtete. Das bedeutete höchste Gefahr! Wenn Napoleon seine Hände nach den Antillen und nach dem Golf von Mexiko ausstreckt, müssen die USA sofort ein Bündnis mit England, dem Gegner Frankreichs, schließen. Mit dem neuen englischen Gesandten, der sich auf dem Wege nach Washington befindet, sollen sofort nach seinem Eintreffen Vorverhandlungen angeknüpft werden.

Sir Anthony Merry, der britische bevollmächtigte Gesandte für die USA, nähert sich am letzten Reisetag seinem Ziel, der Bundeshauptstadt Washington. Seine Neugierde, dieses »künstliche Herz« der Vereinigten Staaten, die tatsächlich aus dem Boden gestampfte Metropole eines Großreiches, kennenzulernen, ist durch die widersprechendsten Berichte aufs äußerste gesteigert worden.

Die Bundesregierung ist im Sommer 1800 von Philadelphia in die neugegründete Stadt Washington umgezogen. Es ist George Washington selber gewesen, der, einige Meilen von Mount Vernon entfernt, das dünnbesiedelte Gelände nahe den Großen Wasserfällen als Platz für das zu errichtende Regierungszentrum bezeichnet hat. Der französische Ingenieur Major L'Enfant ist mit der Planung der Anlage beauftragt worden. Auf die Gestaltung des Kapitols und des Weißen Hauses jedoch hat Thomas Jefferson selber Einfluß genommen; der Amerikaner William Thornton und der Engländer B. H. Latrobe sind zu Baumeistern bestimmt worden.

Die junge Hauptstadt ist vorerst nur ein zu weiter Rahmen für ein kleines und bescheidenes Bild. Gouverneur Morris sagt einmal lächelnd über diese Stadt Washington:

»Um unsere Stadt vollkommen zu machen, fehlt hier nichts als Häuser, Männer und Frauen und einige andere Kleinigkeiten der gleichen Art.«

Im Hotel zu Georgetown, der kleinen virginischen Universitätsstadt, in der Sir Anthony übernachtet, bevor er Washington erreicht, macht er die interessante Bekanntschaft eines vornehmen

Haitiflüchtlings, des Barons de la Roche, der ebenfalls den Präsidenten aufsuchen will. Der Engländer und der Kreole mieten am nächsten Morgen gemeinsam einen vierspännigen Wagen und holpern nun langsam auf den zerfurchten Wegen dem Potomacfluß zu.

»Wie ich höre, Baron«, sagt der Engländer, »hatten Sie bereits das Vergnügen, den Präsidenten kennenzulernen? Was hatten Sie für einen Eindruck von Jefferson?«

Der Kreole trägt noch die gepuderten Ohrenrollen, die Spitzenjabots, den reich bestickten Samtrock und die seidenen Eskarpins der vorrevolutionären Zeit. Auf seiner Brust glitzert der brillantengeschmückte Orden vom heiligen Ludwig; den federwallenden Dreispitz hat er auf die Knie gelegt. Auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht liegt der Hochmut einer Herrenkaste, die seit Jahrhunderten gewohnt ist zu befehlen.

»Gewiß, Monsieur«, erwidert er, »ich war in Montecello eingeladen – ob es allerdings ein Vergnügen war, möchte ich bezweifeln. Wir Franzosen stellen gewisse Ansprüche an Komfort und Umgangsformen, die selbst im Hause des Präsidenten nicht im entferntesten erfüllt werden. In dieser Beziehung kann man hier manche peinliche Überraschung erleben. Es begann schon im New Yorker Hotel, wo ich kaum mein Zimmer bezogen hatte, als der Wirt noch einen weiteren Reisenden hereinführte, der mit mir Bett und Raum teilen sollte. In einem mir empfohlenen Haus lud man mich zum Essen – ich war entsetzt über die barbarisch einfache Küche. In New York, wo mich der berühmte Alexander Hamilton – der einstige Adjutant Washingtons und Vorkämpfer der Föderalisten – in sein Haus bat, erlaubte ich mir unter dem Vorwand, Diät halten zu müssen, meinen eigenen Pariser Koch mitzubringen. Monsieur, welch ein Land! Die Drogisten vermögen kein lateinisches Rezept zu lesen, noch weniger die Medizin herzustellen; es gibt keine Theater, die man, ohne sich zu langweilen, besuchen könnte; ich habe nichts von amerikanischer Malerei, nichts von Musik oder Literatur gehört, und gebildete Leute, die geistreich über Philosophie oder Kunst zu plaudern verstünden, sind seltener als unbestechliche Beamte, was bei der korrupten Wirtschaft der USA viel sagen will. Was aber Thomas Jefferson anbelangt, Monsieur, so ist er tatsächlich eine Ausnahme: Er ist geistreich, gebildet und unbestechlich.«

»So hat er auf Sie einen guten Eindruck gemacht?«

»Über seine äußere Erscheinung war ich sehr enttäuscht! Er läßt sich gehen wie der ungepflegteste Jakobiner. Er ist ein guter Reiter, Schütze, Jäger und Violinspieler, versteht in drei Sprachen zu plaudern und hat von Corneille bis Rousseau alle französischen Klassiker gelesen. Aber Sie dürfen sein Hemd nicht allzu genau auf Sauberkeit prüfen, und sein Haar scheint nicht oft mit Kamm und Bürste in Berührung zu kommen.«

»Er ist bei der Volksmasse sehr beliebt, wie ich hörte«, wirft der Gesandte ein.

»Ich lebe nun seit einiger Zeit hier und habe manches beobachtet«, sagt der Baron. »Das Geheimnis von Jeffersons Popularität scheint mir darauf zu beruhen,

daß er sich an das bessere Ich Amerikas wandte und ihm Ausdruck verlieh, nämlich an seinen Idealismus, an seine Einfachheit, sein jugendliches Gemüt und seinen Optimismus, anstatt sich auf die materiellen, praktischen und egoistischen Eigenschaften zu stützen, auf welche zum Beispiel Hamilton seine Politik gegründet hat. Jeffersons politisches Ziel besteht darin, den Nachweis zu führen, daß Leute, die in Verhältnissen leben wie die Amerikaner, reif waren für ein Regierungssystem, das nicht auf der Furcht und auf den Torheiten der Menschen, sondern auf Vernunft und auf dem Übergewicht der sozialen über die asozialen Leidenschaften beruht³¹.«

Jefferson hat die Zentralgewalt der Bundesregierung abgebaut, das Militär und die Flotte, die unter Präsident Adams eine Gefahr für die Freiheit der Bürger geworden waren, vermindert und – wie manche behaupten – Amerika zum zweiten Male zur Republik gemacht, indem er die Föderalisten und ihre fast monarchistischen Bestrebungen besiegte. Jefferson ist ein Mann, dessen Benehmen mich abstößt, aber meine Achtung vor seiner großartigen politischen Leistung darf ich ihm nicht versagen. Was ihn mir fast unheimlich erscheinen läßt, ist seine verblüffende Humorlosigkeit – erstaunlich eigentlich für einen Mann von solch kristallklarem Intellekt; denn Humor ist immer ein Gradmesser für Verstand.«

»Und darf ich fragen, Baron, was Sie veranlaßt, diesen Mann, mit dem Sie offenbar keine Freundschaft verbindet, aufzusuchen?«

»Ich will ihm beweisen, daß der Negeraufstand in Haiti eine Gefahr für ganz Amerika sein kann. Sie wissen, daß Frankreich

Truppen auf der Insel gelandet hat. Das ist die große Chance, daß wir Emigranten auf unsere großen Besitzungen drüben zurückkehren können. Man muß alles tun, daß die USA der Expedition freundlich gestimmt bleiben. Jefferson scheint im übrigen bereits geneigt, die Versorgung der Expedition Leclercs von den USA aus zu übernehmen. Nun – Amerika wird dabei nicht schlecht verdienen!«

Sir Anthony fächelt sich mit der »Virginia Gazette«, die er aus Georgetown mitgenommen hat, Luft zu. »Soweit ich unterrichtet bin«, sagt er mit unbeweglichem Gesicht, »handelt es sich hier für Amerika nicht nur um Geschäfte. Im Vordergrund steht die Angst vor einem allgemeinen Negeraufstand – günstig für Sie, Monsieur de la Roche! Gerade hier in Virginia hat man noch nicht den Schrecken überwunden, der von der großen Negerrevolte des Sklaven Gabriel aus Richmond zurückgeblieben ist. Der Bursche hatte eine Verschwörung von mehreren tausend Schwarzen zustande gebracht, die das Arsenal und Waffenlager von Richmond stürmen wollten, um in Virginien zu wiederholen, was Toussaint-Louverture in Haiti vorexerziert hatte. Wäre die Sache nicht verraten worden, wer weiß, ob nicht die Plantagen im ganzen Land niedergebrannt worden wären! Andererseits fürchtet Amerika die weitgespannten Pläne Frankreichs, wenn Napoleon in Haiti erfolgreich ist. Und das ist schlecht für Ihre Sache, Baron! Man hat in Washington etwas dagegen, daß sich eine europäische Großmacht im Westen breitmacht. Ich hörte, daß Präsident Jefferson sehr mißtrauisch ist und den Truppen Ihres Ersten Konsuls durchaus nicht nur Siege wünscht.«

Der Gesandte unterbricht plötzlich seine Ausführungen und deutet mit der Hand nach vorn. Hinter der Waldkulisse öffnet sich der Blick auf die Stadt Washington.

Eine ungeheure Fläche, leicht gewellt, dehnt sich zwischen Urwald und Strom. Noch breiten da und dort große Bäume ihre schattenspendenden Kronen. Man sieht lange Kolonnen von Negersklaven an den geplanten Straßen arbeiten. Die »Vorstadt« bilden niedrige Holz- und Laubhütten der Neger, näher dem Stadtzentrum sieht man Blockhäuser mit Schindeldächern. Koralle mit weidenden Pferden und lange Rundpfähle zum Anbinden der Reittiere zeigen, daß die Bewohner dieser Gespensterstadt meist im Sattel anzukommen pflegen. Das riesige, weiße Gebäude mit dem zentralen Rundbau und der Säulenreihe, das ganz un-

motiviert aus dem Grün herauswächst, scheint das berühmte Kapitol zu sein; das Dach der Kuppel fehlt noch. Die beiden im griechischen Stil gehaltenen Flügel sind vollendet. Vom Kapitol führt die sehr breite Pennsylvania Avenue, gesäumt von unge-rodeten Baumstümpfen und Gebüsch, quer durch einen Morast zum »Weißen Haus«, einem würdigen, schlichten und repräsen-tativen Gebäude. Hier wohnt der Präsident.

Hinter den hohen Tulpenbäumen erkennt man einige Reihen bescheidener Holzhäuser – fast alle sind Hotels oder Pensionen.

Der Wagen der beiden Gäste rollt schnell bergab. Die rote Tonerde ist zermahlen und hinterläßt eine lange, wehende Staubspur.

»Großartig geplant, wie alles in diesem Lande ohne Grenzen«, bemerkt der Engländer. »Manchmal wünschte ich, wir im alten Europa hätten die gleiche Möglichkeit, ganz neu und großzügig noch einmal von vorn zu beginnen!«

»Ah, Monsieur«, lächelt der Franzose, »kann man das denn jemals und irgendwo? Tragen nicht die Menschen, wohin sie auch gehen mögen, ihre ganze Vergangenheit mit sich?«

Am nächsten Morgen läßt sich Sir Anthony von seinem Kammerdiener in die große Galauniform des bevollmächtigten Gesandten kleiden und fährt mit Galanteriedegen, Zweispitz und goldbestickter Weste in offener Kutsche in den schön angelegten Garten des Weißen Hauses ein. Vor dem von ionischen Säulen getragenen Rundportikus hält der livrierte Kutscher und öffnet den Wagenschlag. Sir Anthony, der eine Weile vergeblich auf das Erscheinen eines Protokollchefs oder eines höheren Staatsbeamten wartet, bequemt sich schließlich, auszusteigen und die Freitreppe emporzuschreiten. In der hohen Halle trifft er eine Anzahl von Besuchern – Hinterwäldler in Hirschlederhemden und fransenbesetzten Trapperhosen und Bürger im salz- und pfefferfarbenen Feiertagsanzug. Die Quäker behalten nach ihrer Gewohnheit auch im Haus des Präsidenten den Hut auf dem Kopf, ein paar Offiziere stehen pfeiferauchend beisammen, ohne dem Gesandten Englands besondere Beachtung zu schenken. Schließlich entdeckt Sir Anthony den Baron de la Roche, der ihn höflich begrüßt und mit spöttischem Lächeln die Achseln zuckt: »Sie werden sich hier an manches gewöhnen müssen, Sir Anthony!«

Punkt neun Uhr erscheinen Staatssekretär Madison und sein

junger Sekretär Monroe, zehn Minuten später kommt Präsident Thomas Jefferson.

Der höchste Beamte der USA ist salopp gekleidet. Er trägt einen ausgebleichenen blauen Rock mit weißer Weste, Kordhosen und Pantoffeln, die hörbar auf dem Marmorboden schleifen.

»Guten Morgen, Mitbürger!« sagt er und tritt unter die Wartenden, schüttelt Hände und wechselt ein paar freundliche Worte – mit dem Gesandten nicht anders als mit dem Bürgersmann.

Es vergeht fast eine Stunde, bis Jefferson durch die Reihe der Bittsteller und Besucher gegangen ist. Dann erst läßt er sich von Sir Anthony Merry das Beglaubigungsschreiben überreichen. Mit herzlicher Gastfreundschaft lädt er Sir Anthony und den Baron de la Roche zum Frühstück in die oberen Räume.

Der Präsident hat einen französischen Küchenchef. Das vorzügliche Frühstück und der ausgezeichnete Wein, die serviert werden, entschädigen den Engländer für die Formlosigkeit des Empfangs. Man sitzt zusammen mit Madison und Monroe um einen runden Tisch.

»Wir blicken mit Sorge nach Haiti«, sagt der Präsident. »Wie wir durch unseren Pariser Gesandten Robert Livingston erfahren, handelt es sich bei der französischen Expedition nicht nur um eine Strafmaßnahme gegen eine abtrünnige Kolonie, sondern um den Beginn einer weitgreifenden Politik des Ersten Konsuls Bonaparte. Sein Ziel scheint es zu sein, sich am Golf von Mexiko einen Ersatz für das verlorene Kanada zu schaffen und Frankreichs Fahnen auf beiden Ufern des Atlantik aufzupflanzen. Es geht also durchaus nicht nur um Haiti, meine Herren! Der Stoß Napoleons zielt auf den amerikanischen Kontinent.«

»Seit 1763 ist der westliche Teil der Provinz Louisiana mit der Mississippimündung von französischem in spanischen Besitz übergegangen«, ergänzt Madison die Ausführungen des Präsidenten; »aber wir haben Kenntnis erhalten von einem Geheimvertrag Bonapartes, den er am 1. Oktober 1800 zu San Ildefonso mit den Spaniern geschlossen hat und in dem bestimmt wird, daß der jetzt spanische Teil Louisianas an Frankreich zurückgegeben wird. Was der Mississippi für die Handelsbeziehungen unserer neuen Staaten Ohio, Indiana, Kentucky und Tennessee als Verbindungsweg, was der Hafen New Orleans für unsere Ausfuhr bedeutet, können Sie ermessen. Allein die Pelzhändler aus dem Staate Ohio schlagen an der Mississippimündung alljährlich Wa-

ren im Wert von einer Million Dollar um. Wir besitzen seit 1795 durch den Vertrag von San Lorenzo das Stapel- und Durchfahrtsrecht. Die Spanier haben es uns gewährt – freilich jeweils mit dreijähriger Kündigungsfrist. Was soll geschehen, wenn Louisiana französisch wird und den Mississippi für uns sperrt?»

»Ohne Zweifel wird Bonaparte klug genug sein«, bemerkt Baron de la Roche, »die Vereinigten Staaten nicht durch eine derartige Maßnahme herauszufordern.«

»Ich glaube, Madison«, sagt Jefferson, »wir plaudern nicht aus der Schule, wenn wir den Herren Kenntnis von dem Schreiben geben, das unser Gesandter in Paris überreichen wird und das wir eben diktiert haben?«

Staatssekretär Madison geht in das benachbarte Gemach und kehrt nach kurzer Zeit mit einigen Konzeptblättern wieder. Jefferson liest die wichtigste Stelle des Schriftstücks vor.

»Wenn Frankreich jemals von New Orleans Besitz ergreift, dann müssen wir uns mit der britischen Flotte und der britischen Nation vereinigen. Wir werden unsere ganze Aufmerksamkeit der Errichtung einer Seemacht widmen und müssen den ersten in Europa abgefeuerten Kanonenschuß als ein Signal dafür auffassen, daß wir die beiden amerikanischen Kontinente für die gemeinsamen Zwecke der vereinigten britischen und amerikanischen Nationen mit Beschlag belegen. Dabei handelt es sich nicht um etwas, das wir herbeisehnen oder wünschen, sondern es ist etwas, das uns aufgezwungen wird, wenn Frankreich diese Maßnahme ergreift...«

Der britische Gesandte erhebt wortlos sein Glas und verneigt sich gegen den Präsidenten. De la Roche pariert den Angriff auf seine Nation:

»Ausgezeichnet, Herr Präsident! Doch scheint mir diese etwas krieglerische Botschaft verblüffend jenem Programm zu widersprechen, das Sie bei Antritt Ihrer Regierung verkündet haben. Haben Sie nicht damals Ihren Widersachern in der Republikanischen Partei eben damit einen schweren Schlag versetzt, daß Sie erklärten, Amerika halte sich fern von jeder Militär- und Machtpolitik? Sie bekannten sich zu den Prinzipien der Freiheit nach innen, der republikanischen Sparsamkeit; Sie beschränkten die diplomatischen Vertretungen in Europa auf die Gesandtschaften in London, Paris

und Madrid, verminderten den Bestand der Armee und Marine – alles Maßnahmen, die so gar nicht zu der Drohung passen, die in diesem Briefe enthalten ist.«

Der Präsident richtet seine klugen, ehrlichen Augen auf den Franzosen und nickt zustimmend.

»Die Verhältnisse zwingen uns oft, anders zu handeln, als es unser Herz ersehnt.

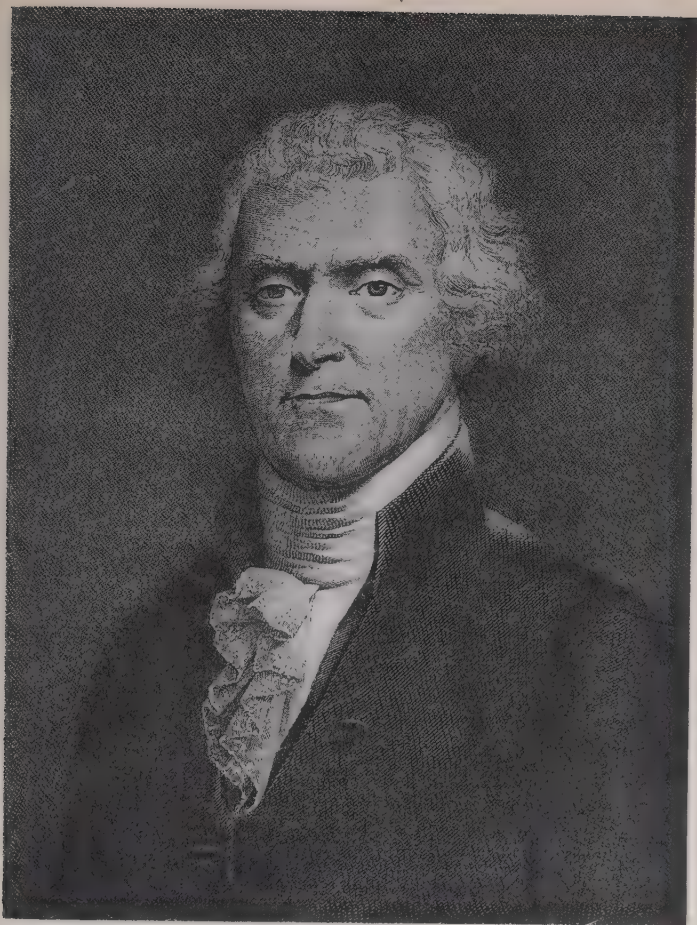
»Da wir durch die Natur und ein weites Meer von dem verheerenden Durcheinander getrennt sind, das ein Viertel des Erdballs beherrscht, und da wir ein auserwähltes Land besitzen, das unseren Nachkommen bis ins hundertste oder tausendste Glied großen Reichtum gewährt, können wir uns eigentlich freihalten von kriegerischen und politischen Verwicklungen und all unsere Kraft auf die Entfaltung sozialer Tugenden werfen, deren Verwirklichung das einzige ist, was den Kreis unseres Glückes schließen wird . . . ³²«

Aber wir sind nicht gewillt, zu dulden, daß eine Großmacht wie Frankreich die Unruhe europäischer Verwicklungen auf unseren Kontinent überträgt.«

Gegen Ende des Jahres 1802 scheint die Übergabe Louisianas an Frankreich kurz bevorzustehen. Der spanische Intendant der Kolonie kündigt das Niederlage- und Durchfahrtsrecht der amerikanischen Kaufleute. In den Staaten bricht ein Sturm der Empörung los, den die Gegner Präsident Jeffersons benutzen, um ihm fehlerhafte Amtsführung vorzuwerfen. Aber Jefferson gelingt es, im Kongreß die Bewilligung von zwei Millionen Dollar für »Ausgaben hinsichtlich des Verkehrs der USA mit anderen Nationen« durchzubringen und sich damit einen Fonds zu schaffen, mit dem er ohne Rechnungslegung im geheimen an einer günstigen Lösung der Louisianafrage arbeiten kann.

Am 18. April 1802 hat er dem Pariser Gesandten Livingston schreiben lassen:

»Die Abtretung Louisianas und der beiden Floridas durch Spanien an Frankreich wirkt sehr empfindlich zurück auf die USA. Sie stürzt sämtliche politischen Beziehungen der Vereinigten Staaten völlig um und führt eine neue Epoche in unserem politischen Kurs



Thomas Jefferson war von 1801 bis 1809 Präsident der USA

herauf. Es gibt auf dem ganzen Erdball einen einzigen Fleck Erde, dessen Besitzer unser natürlicher Feind ist: Das ist New Orleans, wo drei Achtel unserer Landeserzeugung sich den Weg zum Markt suchen müssen ...»

Die Vorstellungen des USA-Gesandten haben den Ersten Konsul Bonaparte nicht bewegen können, auf seine Atlantikpolitik zu verzichten. Inzwischen hat sich aber die Lage für die Franzosen ungünstig verändert. Im November 1802 ist General Leclerc dem gelben Fieber auf der Insel Haiti erlegen, die Truppen müssen sich, durch Fieber geschwächt, in furchtbaren Abwehrkämpfen gegen die rebellierenden Negergeneräle behaupten, und die feindselige Haltung Englands läßt unangenehme Überraschungen erwarten.

Präsident Jefferson ist nicht der Mann, der diese Lage ungenutzt läßt. Im März 1803 schickt er James Monroe als außerordentlichen Botschafter nach Paris. Monroe bringt dem Gesandten Livingston eine Reihe geheimer Verhaltungsmaßregeln. Darin heißt es:

»Zunächst soll die Summe von fünfzig Millionen Francs für New Orleans und die beiden Floridas geboten werden, durch deren Erwerb die USA das ganze Ostufer des Mississippi und die ostwärts gelegene Golfküste in die Hand bekommen würden. Wenn Frankreich darauf nicht einging, so sollten drei Viertel des Betrages für die Insel New Orleans allein angeboten, oder es sollte die Anlage eines amerikanischen Freihafens auf dem Ostufer der Mississippi-mündung erkaufte werden . . .«

Würde Frankreich alle Vorschläge ablehnen, so hat James Monroe Auftrag, sofort Verbindung mit England aufzunehmen und mit dem Feind Frankreichs ein Bündnis zu schließen.

Die ersten Tastversuche des Gesandten Robert Livingston in Paris bleiben völlig ergebnislos. Außenminister Talleyrand überhört die amerikanischen Angebote und plaudert charmant über seine Emigrantenzzeit in den USA, als er seinerzeit den Atlantischen Ozean zwischen sich und die Guillotine der Jakobiner gelegt hatte.

Eine Stunde, nachdem der Gesandte ihn verlassen hat, hält Talleyrand dem Ersten Konsul ausführlich Vortrag über die Wünsche der Amerikaner und über die möglichen Folgerungen bei einer Ablehnung.

Bonaparte, durch Plebiszit zum »Konsul auf Lebenszeit« erhoben und auf dem Wege zur schwindelnden Höhe des Kaiserthrones, ist voller Sorgen. Sein Zweikampf mit dem Britischen

Weltreich ist immer noch unentschieden, der Friede von Amiens – den die Osterglocken des Jahres 1802 eingeläutet haben – ist nur ein Waffenstillstand. Man weiß das in Paris wie in London, und die Rüstungen laufen auch weiterhin auf Hochtouren. Frankreich hat seine Flotte wieder aufgebaut, 2 365 Schiffe verschiedener Größe mit einer Besatzung von über 24 000 Mann liegen in den französischen Häfen bereit. Aber Englands Flotte zählt mehr als 3 000 Einheiten, und mehr als 50 000 seeerfahrene Matrosen dienen auf ihren Planken.

England ist immer noch Hauptstützpunkt der Emigranten. Die Todfeinde Napoleons, wie der Führer der royalistischen Chouans, Georges Cadoudal, und der General Pichegru, operieren von der Insel aus gegen das verhaßte bonapartistische Regime. Die Geheimpolizei Fouchés hat Verschwörungen entdeckt, Verhaftungen vorgenommen, es hat ein Attentat mit einer Höllenmaschine gegen die Kutsche des Ersten Konsuls gegeben. Talleyrand hat Beweise genug erbracht, daß die Londoner Regierung alle napoleonfeindlichen Bestrebungen mit großen Geldmitteln unterstützt.

England ist der Todfeind Frankreichs und muß vernichtet werden!

Diesmal wird alles auf die Karte einer Invasion der Insel gesetzt werden, die französische Flotte muß sich gegebenenfalls dafür opfern. Das bedeutet, daß die Außenposten Frankreichs, wie Haiti oder Louisiana, angesichts der englischen Seeherrschaft vorerst nicht gehalten werden können. In Haiti sieht es zudem ganz nach einer Katastrophe aus, die Truppen sind durch Fieber und Rebellenkrieg dezimiert, ihr Führer tot, die Kolonie vorläufig verloren. Louisiana aber ist ohne Haiti als Brückenpfeiler zur Antillenkette für die Pläne Napoleons wertlos.

Am 11. April 1803 stellt der Erste Konsul dem britischen Botschafter ein Ultimatum. Am gleichen Abend ist der USA-Gesandte Livingston bei Talleyrand zu Gast und bringt erneut das Gespräch auf sein Angebot für New Orleans. Da wendet ihm der Außenminister Napoleons plötzlich sein Faungesicht zu und fragt überraschend: »Was würden Sie für ganz Louisiana bieten?«

Livingstone schlägt es fast den Atem, er meint, schnell gefaßt, seine Regierung werde wohl nicht zögern, fünfzig Millionen Francs zu geben.

»Zuwenig, viel zuwenig!« lächelt Talleyrand hintergründig. »Überlegen Sie und kommen Sie morgen wieder.«

Am 2. Mai wird die auf den 30. April rückdatierte Kaufurkunde unterzeichnet, in der Frankreich das gesamte, geographisch nicht einmal genau umrissene Territorium Louisianas für 75 Millionen Francs oder 15 Millionen Dollar an die USA abtritt. Um diese Zeit beträgt das Staatsgebiet der Vereinigten Staaten 827 844 Quadratmeilen, durch den Kauf der neuen Ländereien kommen weitere 900 000 hinzu, auf denen freilich außer den indianischen Völkern nur etwa 40 000 Kreolen mit ihren Negersklaven wohnen.

Die Summe von 15 Millionen Dollar hat weder der Gesandte Livingston noch der Vertraute des Präsidenten, James Monroe, zur Hand. Die Zahlung, die auf Drängen Napoleons sehr kurzfristig geleistet werden muß, wird durch Vermittlung großer englischer Bankhäuser arrangiert, die von der am 18. Mai 1803 erfolgten Kriegserklärung Frankreichs an England und dem anhebenden Kampf um das Dasein der Nationen nur am Rande Notiz nehmen. Londoner Citybanken strecken gegen gute Zinszahlung die Kaufsumme vor und transferieren das Geld mitten im Kriege auf Pariser Banken; von ihnen leiht sich Napoleon die gleichen Summen aus, um damit seinen Kampf gegen England zu finanzieren.

England bezahlt selber die Armeen, die sein Todfeind im Lager von Boulogne zur Invasion sammelt.

Die Veröffentlichung der Abtretung Louisianas löst in Amerika überall heftige Diskussionen aus. Louisiana ist noch in Händen der Spanier, der Geheimvertrag von San Ildefonso verbietet ausdrücklich die Übertragung der Provinz an dritte Mächte, und die französische Verfassung untersagt grundsätzlich den Verkauf nationalen Territoriums. Französische und amerikanische Parlamentarier protestieren gegen den Handel. Zudem läßt die Unsicherheit der Grenzziehung offen, ob Texas und Westflorida mitverkauft worden sind.

Die Parteigegner Jeffersons in den Neuenglandstaaten erheben schärfsten Protest gegen das eigenmächtige Handeln des Präsidenten. In den heißen Kongreßdebatten sagt ein Vertreter von Massachusetts:

»In den Besitz von New Orleans und anderer notwendiger Plätze am Mississippi müssen wir kommen, um uns für immer die vollständige und unbelästigte Schifffahrt auf diesem Strome zu sichern . . . Aber, was Louisiana betrifft, diese neue, unermeßliche, grenzenlose Welt . . . Sollte sie jemals unserer Union einverleibt werden, was meiner Meinung gar nicht ohne Abänderung der Verfassung geschehen kann, so wäre das wohl das größte Unglück.

Louisiana muß und wird besiedelt werden, wenn wir es einmal besitzen, und so werden unsere Bürger in die unermeßlichen Weiten von zwei- oder dreitausend Meilen von der Bundeshauptstadt hinausziehen. Sie werden uns entfremdet werden, sie werden andere wirtschaftliche Beziehungen anknüpfen. Dies und andere Gründe werden die Trennung von der Union herbeiführen . . . ³³«

Es gelingt der Partei Jeffersons, eine Verfassungsänderung herbeizuführen und die Ratifikation des Vertrages durchzupeitschen. Am 30. November 1803 übergibt der spanische Gouverneur die Provinz, wie es vorgesehen ist, vorübergehend an den französischen Präfekten, der sich beeilt, in den nächsten Wochen soviel wie möglich von den Ideen Frankreichs im neuen Lande populär zu machen. Schnell wird noch der »Code Napoléon«, das neue französische Gesetzbuch, eingeführt, bevor – wenig später – auf dem Platz vor dem Gouverneurspalast zu New Orleans feierlich die Trikolore der Französischen Revolution eingeholt und das Banner mit den Sternen und Streifen gehißt wird. Es ist der 20. Dezember 1803. Die USA und die Regierung Jeffersons haben einen Gipfelpunkt erreicht: Der Weg über den Großen Strom zum Goldenen Westen, in die Unabsehbarkeit des Kontinents, ist geöffnet.

Bei der neuen Präsidentenwahl im Herbst 1804 gewinnt Thomas Jefferson 162 von 176 möglichen Stimmen; wieder ist Aaron Burr einer seiner Gegenkandidaten, doch wird der ehrgeizige und korrupte Politiker nicht einmal mehr Vizepräsident. Die Republikaner unter Führung des großen Finanzmannes Alexander Hamilton haben ebenfalls eine schwere Schlappe erlitten. Als Burr die Sache der Republikaner zu der eigenen macht, um von dieser

Plattform aus gegen Jefferson zu intrigieren, wendet sich Hamilton in einigen Zeitungsartikeln scharf gegen ihn. Die Antwort ist eine Duellforderung Burrs an Hamilton.

»Am 11. Juli 1804, an einem schönen Sommermorgen um sechs Uhr in der Frühe, werden Hamilton und sein Sekundant über den Hudson gesetzt und zu einer Baumgruppe unter den Palisaden geführt, wo Burr und seine Freunde dabei sind, den Duellplatz fertigzumachen. Die Distanz, auf die man sich geeinigt hat, beträgt zehn Schritt. Als das Signal gegeben wird, hebt Burr langsam den Arm und schießt, nachdem er sorgfältig gezielt hat.«

Hamilton stürzt tödlich getroffen zu Boden, erst im Fallen löst auch er den Schuß, der sinnlos ins Blaue geht.

»So stirbt einer der größten Männer des Zeitalters, weil er zu wenig Vertrauen in das Regierungssystem setzte, das er selber ins Leben gerufen, und weil er nicht an das Volk glaubte, dem er so gute Dienste geleistet hatte ...³⁴«

Aaron Burr, der sich durch die kaltblütige Niederschießung Hamiltons politisch unmöglich gemacht hat, wird in der Folge zum gewissenlosen Abenteurer. Einige Zeit nach der Bluttat setzt er sich mit dem britischen Gesandten Sir Anthony Merry in Verbindung und bietet ihm an, gegen die Zahlung einer halben Million Dollar die Weststaaten von der Union zu lösen. Sir Anthony lehnt das Angebot ab, da England genug Sorgen mit dem wieder-ausbrechenden Frankreichkrieg hat. Mit geliehenem Geld rüstet Burr eine Expedition aus, um sich irgendwo im Westen, in der Unendlichkeit der Wälder und Gebirge, ein eigenes Reich zu errichten. Da sein Sturz als Vizepräsident auch all seine Verwandten und Freunde hinabgerissen hat, finden sich mehr als sechzig Männer, die ihn begleiten, in der Hoffnung, dort im Westen ihr Glück zu machen.

Sie durchqueren in der Lederkleidung der Waldläufer die Alleghanyberge bis Fort Pittsburg, dem ehemaligen Fort Duquesne der Franzosen. Dort kaufen sie Kanus und paddeln den schönen Fluß hinab, zwischen gewaltigen Wäldern dahin, an dessen Ufern mehr und mehr Lichtungen mit Blockhäusern, Farmen, ja ganzen Siedlungen entstanden sind. Hinter Louisville erreichen sie das

neue West-Territorium Indiana, das die Grenze gegen das wilde Indianerland bildet. Nahe der Einmündung des Ohio in den Mississippi bauen die Abenteurer starke Flachboote, in denen sie ihre Reise fortsetzen.

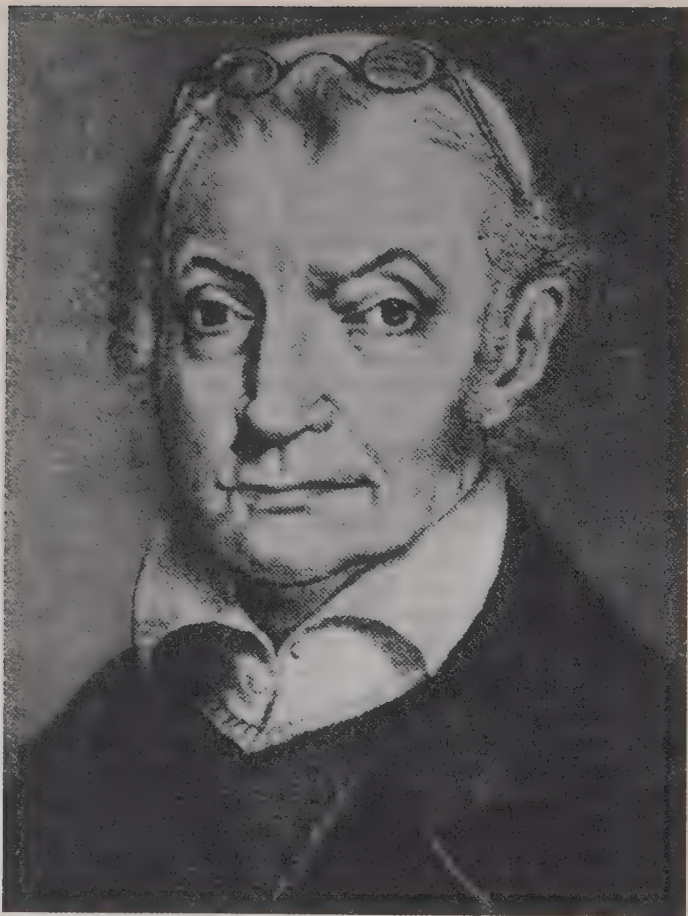
Burr und seine Gesellen sitzen an den Lagerfeuern der Pelzjäger und Trapper, sie nächtigen in den winzigen Blockhaussiedlungen, wo sich rauhes, gesetzloses Volk in den Schenken der Schnapswirte zusammenfindet. Burr wird von den Westlern, Männern, die schnell mit der Büchse zur Hand sind und für die ein Menschenleben wenig bedeutet, stürmisch begrüßt. Der Ire Herman Blennerhasset, ein Glücksritter wie Burr, bringt den ehemaligen Vizepräsidenten auf den Gedanken, sich südwärts zu wenden und im spanischen Mexiko ein Reich zu gründen. Liegen nicht dort im Süden noch andere riesige Länder dem Zugriff eines kühnen Eroberers offen – Texas, Florida und Mexiko? Warum soll Aaron Burr nicht Kaiser von Mexiko werden?

Weiter stromab treibt die Flottille der Abenteurer. Das Ohiogebiet ist 1803 Unionstaat geworden, Kentucky ist es bereits seit 1792 und Tennessee seit 1796. Dort, wo Tennessee an den mittleren Mississippi grenzt, trifft Aaron Burr auf den berühmtesten Politiker und Vorkämpfer dieses wilden Grenzlandes, General Andrew Jackson, der sich in Indianerkämpfen durch seine rücksichtslose Härte einen Namen gemacht hat.

»Schon die Physiognomie General Jacksons läßt erkennen, was für ein Geist in der schlanken Gestalt steckt, die so mager und hungrig aussieht und doch gut gebaut ist... Seine Lippen und sein Auge bezeichnen den Mann von unnachgiebiger Gesinnung, sein graugesprenkeltes Haar steht wie Stacheln um seine faltige Stirn, als ob es sich verächtlich weigere, sich zu beugen...³⁵«

Diese Männer der Grenze tragen fast alle Indianerskalps an den Gürteln, Messer in den Stiefelschäften, und sie trennen sich kaum im Schlaf von ihren langläufigen Flinten. Jackson ist von Burr begeistert, und er bietet ihm an, Senator für Tennessee zu werden. Doch Aaron Burrs Boote stoßen wieder ab und vertrauen sich den träge strömenden Fluten des Mississippi an.

Welch ein Land, welche Größe! Meilenweit dehnt sich die grün-graue Wasserfläche des Stromes, manchmal treiben schwimmende Inseln vorüber. Gestürzte Baumriesen heben ihre moosverhange-



Aaron Burr

nen Kronen aus den lehmigen Strudeln. Das Land wird tropischer, die Lüfte weicher und heißer.

Die Boote steuern über Stillwasserflächen, die wie schwimmende Wiesen aussehen, auf denen flammende, rote Lilien und riesige

Seerosen blühen. Von hohen Zedern und Zypressen der zerbucheten Ufer schwirren die Feuerschwärme der Kolibris. Auf modernden Baumstämmen leuchten bunte Orchideen, und Palmen erheben sich aus dem Gewirr der Gebüsche. Die Boote kämpfen sich manchmal mit Rudern und Stangen durch Flächen rot und grün schillernder Algen, über denen der schwere Duft fremdartiger Blüten lastet. Durch den schillernden Untergrund gleiten gefleckte Schlangen, Alligatoren und Schildkröten.

Sie erreichen das eigentliche Louisiana. Moskitos, Sumpfbrodem und Fieberdunst lasten über dem Gewirr der Altwässer, bis sie wieder den freien Strom finden, der silbrig wie geschmolzenes Metall unter dem Gluthimmel dahintreibt.

Manchmal wähnen sie sich schon verloren im unendlichen Dschungel, in den Lilienmorasten und Zypressensümpfen, unter den rauschenden Wipfeln der Palmettopalmen und Terpentinkiefern, vor den blütenschillernden Lianendickungen, aus deren hoher, undurchdringlich grüner Mauer nur manchmal von fern das Wummern der Trommeln tanzender Creek- oder Muskogianer tönt.

Eines Abends, die Sonne ist eben hinter dem Horizont verschwunden, erblicken sie zu ihrer unendlichen Freude auf dem hohen Lehmufer zur Rechten Rauch, der aus gemauerten Schornsteinen aufsteigt, und den Widerschein des roten Abendhimmels in Fensterscheiben.

Sie haben die erste Plantage des Siedlungsgebietes Louisiana erreicht. Sie liegt oben auf dem Steilufer und gehört einem französischen Emigranten aus Haiti, dem Baron de la Roche, der vor einem Jahr mit einer Handvoll angeworbener weißer Aufseher – rohen, gewalttätigen Burschen – und zwei Schuten voller Negerklaven den Strom heraufgezogen war, um sich hier eine neue Heimat zu schaffen.

Aaron Burr und seine Mannschaft sind einige Tage die Gäste des Franzosen.

Es ist alles noch im Anfang, aber die Schwarzen haben auf einem Hügel inmitten des niedergebrannten und ausgerodeten Waldgebietes bereits aus wuchtigen Balken ein Herrenhaus gezimmert, das eine Veranda und ein mit Schindeln und Moospolstern gedecktes Dach besitzt. Der Baron hat französische Möbel mit dem Schiff von New Orleans heraufkommen lassen, so daß die Räume einen hier ungewohnten und unerwarteten Komfort

bieten. Weit draußen am Waldrand liegen die Sklavenhütten und daneben die festen Blockhütten der Aufseher.

Am Morgen verteilen sich die Gruppen der Schwarzen über die frisch gerodeten Felder, über die dampfenden Furchen rotbrauner, jungfräulicher Erde und setzen im Rhythmus schwermütiger Gesänge die Stecklinge. In gleichmäßigem Takt heben andere die Äxte und fällen Bäume. Seltsam und fremd klingen die Lieder Afrikas am Ufer des Mississippi. Ein Vorsänger singt die Melodie vor, und die Chöre der Sklaven antworten. Sie bauen Indigo an, der in dieser Zeit das beste Geschäft verspricht. Es gibt auch Bataten-, Rüben-, Mais- und Tomatenfelder.

Der Baron und seine Familie sind froh, wieder einmal Weiße zu sehen, auch wenn es nur barbarische Amerikaner sind. Von de la Roche erfahren Aaron Burr und seine Männer, daß in den vergangenen Jahren, seit die Schiffe der englischen Sklavenhändler nicht mehr in Haiti anlegen konnten, die Preise für Schwarze auf den Märkten von Charleston bis New Orleans erheblich gefallen sind und daß viele ein gutes Geschäft darin erblicken, ein paar Dutzend Sklaven zu kaufen und mit ihrer Hilfe am Mississippiufer zu siedeln und Plantagen anzulegen.

Man sieht wenig Tabakfelder. Seit die Indigopflanze in Amerika eingeführt ist und die englische Textilindustrie immer mehr Farbstoff verbraucht, ist die Kultur von Indigo rentabler als das Pflanzen von Tabak. Am Unterlauf des Stromes hat man auch schon damit begonnen, Baumwolle anzubauen.

Als Burr und seine Begleiter de la Roches Pflanzung verlassen haben, treffen sie auf ihrer Weiterfahrt auf viele solcher Farmen. Riesige Strecken sind auf den hochwassersicheren Uferhöhen aus dem Dschungelwald herausgebrannt. In Oberlouisiana lernt Aaron Burr den amerikanischen Gouverneur, General Wilkinson, kennen, der von Spaniern und Amerikanern gleichzeitig Sold bezieht und gern bereit ist, mit Burr gemeinsam den Traum von einem Kaiserreich Mexiko zu verwirklichen.

Aber bevor noch die Pläne Burrs und seiner Freunde bis zur Reife gediehen sind, schaltet sich das Weiße Haus in Washington ein. Auf eine energische Anfrage des Präsidenten Jefferson, die von unmißverständlichen Drohungen begleitet ist, entschließt sich Gouverneur Wilkinson, Burr fallenzulassen und sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Er gibt einen ausführlichen Bericht nach Washington und bezichtigt Burr darin des geplanten Hochverrats.

Jefferson erläßt Haftbefehl, und der ehemalige Vizepräsident wird festgenommen. Der nachfolgende Prozeß freilich findet die Gegner Jeffersons schon so erstarkt, daß Burr freigesprochen wird. Er geht nach Frankreich ins Exil.

Die Beliebtheit, die Jeffersons demokratisches Regime während seiner ersten Amtsperiode getragen hat, ist längst geschwunden. Der Krieg in Europa, der mehr und mehr zu einem Weltmachtkampf zwischen Frankreich und England wird, wirft seine Schatten auch auf die westliche Hemisphäre. Wirtschaftliche und politische Krisen zeichnen sich ab, die Bevölkerung der USA ist mit diesen Entwicklungen höchst unzufrieden und schiebt die Schuld daran dem Präsidenten und seiner Regierung zu.*

Die zunehmende Spannung zwischen England und den Staaten ruft die Gegner des Sklavenhandels erneut in die Schranken. Im Zuge der Boykottmaßnahmen gegen britische Schiffe fordern sie das Verbot des Handels mit schwarzem Elfenbein, der vornehmlich von den Briten betrieben wird. Auch wächst die Gefahr eines Überhandnehmens der Neger, die Lehre von Haiti mahnt zur Vorsicht.

Im Jahre 1808 unterzeichnet Thomas Jefferson ein Gesetz, das Sklavenschiffen künftig untersagt, in amerikanischen Häfen anzulegen oder importierte Neger zum Verkauf zu stellen.

Am 2. Januar 1809 feiern die frei geborenen Schwarzen von New York einen Dankgottesdienst, an dem als Ehrengast auch der englische Menschenfreund William Wilberforce teilnimmt, dessen Kampf schon seit über einem Jahrzehnt der Abschaffung des Sklavenhandels gilt. Ihm und seiner geschickten Beeinflussung der öffentlichen Meinung ist es in erster Linie zuzuschreiben, wenn Premierminister Pitt ein Gesetz zum Verbot des Sklavenhandels auch innerhalb des englischen Machtbereichs im Parlament durchbringen konnte.

Bei der Dankfeier der Schwarzen zieht Wilberforce an der Spitze eines riesigen Demonstrationzuges durch die Straßen New Yorks. Hinter ihm wird ein Transparent getragen mit dem überlebensgroßen Bild eines Sklaven und der Unterschrift: »Ist nicht auch er dein Bruder – ein Mensch?« Der Protestzug der freien Neger von New York endet in der Liberty-Hall, wo der schwarze Politiker Joseph Sidney eine Brandrede gegen die sklavenhaltenden Südstaaten hält. Der Chor der Schwarzen singt zum Schluß das eigens für diese Feststunde geschriebene Lied:

»Hilfloses Volk, wisch ab die Tränen,
vergiß den Kummer und die Plag';
Gott hat erfüllt dein tiefes Sehnen
an diesem wunderbaren Tag.
Afrikas Söhne, mit hohem Sinn,
stimmt an Triumphgesang vereint!
Die Macht der Sklaverei ist hin,
das Morgenrot der Freiheit scheint³⁶.«

Aber noch ist der Tag der Freiheit nicht gekommen. Die auf der Plantagenwirtschaft basierenden Staaten des Südens – von Virginia bis zur kürzlich eingegliederten Provinz Louisiana – sind nicht geneigt, um der Ideale von Menschenrecht und Menschenwürde willen auf die Arbeitskraft ihrer Sklavenheere zu verzichten.

Die politische Entwicklung und neu auftauchende Probleme dämpfen bald wieder die heiße Diskussion um die Sklavenfrage. Der Riß, der Nord- und Südstaaten voneinander zu trennen drohte, wird überbrückt durch den mit jäh Wildheit ausbrechenden, gemeinsamen Kampf gegen die Indianer.

Die offene Tür

Von allen politischen Schwierigkeiten, mit denen Jefferson während seiner zweiten Amtsperiode zu kämpfen hat, wird das Scheitern der einst so laut verkündeten friedlichen Nichteinmischungs politik am gefährlichsten. Den amerikanischen Bürgern haben sich die einfachen und natürlichen Grundsätze des Wahlkampfes eingeprägt: sich aus allen fremden Verwicklungen, besonders aus den Kriegen Europas, herauszuhalten und die Gelegenheiten zu benutzen, Geschäfte mit jedermann zu machen. Die Wirtschaft der USA hat sich von dem Weltkrieg Englands gegen Napoleon ein gewaltiges Aufblühen des Umsatzes erhofft, denn Amerika würde der Zuschauer und zugleich der Lieferant beider Parteien sein.

Nun aber, da der Kampf in Europa und auf den Meeren mit Leidenschaft entbrannt ist, erweist sich, daß weder Frankreich noch England die Rechte der Neutralen respektieren. Die Englän-

der verbieten den Handel mit Frankreich und die Franzosen den Verkehr mit England. Da aber ganz Europa mit irgendeiner der beiden Mächte verbündet ist, bedeutet das die Schließung aller Häfen des alten Kontinents für amerikanische Schiffe. Die Lage wird noch verschärft, als die Briten, im Bewußtsein ihrer überlegenen Seemacht, dazu übergehen, alle fremden Schiffe auf hoher See zu durchsuchen und zu beschlagnahmen, wenn die Ladung für einen französischen oder frankreichfreundlichen Hafen bestimmt ist.

Die britischen Seeoffiziere fahnden auf den amerikanischen Seglern zudem nach Deserteuren von englischen Kriegsschiffen und üben dieses angemaßte Recht rücksichtslos aus. Da viele Matrosen auf die englischen Kriegsfahrzeuge gepreßt sind und jede Gelegenheit zur Flucht benützen, kommt es des öfteren vor, daß ein in Boston oder New York angeheuerter Matrose bei der Durchsuchung als entlaufener britischer Seemann entlarvt wird.

Im Jahre 1807 fordert die englische Fregatte »Leopard« die kleinere amerikanische Fregatte »Chesapeake« an der virginischen Küste auf, zu stoppen und ein Durchsuchungskommando an Bord zu nehmen. Als der Amerikaner statt dessen alle Segel setzt, wird er durch einige scharfe Salven zum Beidrehen gezwungen. Mehr als 20 Amerikaner liegen sterbend an Deck, als das englische Kommando an Bord kommt und vier Matrosen verhaftet, von denen die Offiziere behaupten, sie seien Engländer. Ungeheure Empörung erfaßt die Bevölkerung der Staaten, und überall fordert man den Krieg.

Jetzt aber offenbart sich, wohin die Abrüstungs- und Friedenspolitik Jeffersons geführt hat – die USA sind militärisch zu schwach, um ihr Recht verteidigen zu können. Zwar beginnen große Rüstungen der amerikanischen Flotte, aber in einen Krieg mit England können sich die Staaten vorläufig nicht einlassen. Um Zwischenfälle möglichst zu verhindern, erläßt die Regierung Jefferson gegen Ende des Jahres 1807 ein Gesetz, das jedem Schiff der USA verbietet, von einem amerikanischen Hafen aus einen nichtamerikanischen Hafen anzulaufen.

»Das ist das Ende unserer Wirtschaft!« protestieren die Reeder, die Großkaufleute, die Fabrikherren der Nordstaaten. Der einheitliche Protest erzwingt die Rücknahme des Gesetzes, das durch eine Bestimmung ersetzt wird, die nur den Handel mit Frankreich und England verbietet.

Nach diesen Mißerfolgen von vielen Seiten – besonders von den Wählern der Nordstaaten – angegriffen, verzichtet Thomas Jefferson darauf, für eine dritte Präsidentschaft zu kandidieren, eine Tradition, die George Washington und er begründen und die künftig stillschweigend beibehalten wird. Nachfolger im Weißen Haus wird James Madison, der ehemalige Staatssekretär, ein wohlunterrichteter Mann, der die politischen Ziele Jeffersons weiterzuverfolgen sucht.

Die ersten Jahre der Präsidentschaft James Madisons sind bestimmt von dem fortgesetzten Kampf um die Freiheit der Schifffahrt auf dem Atlantik. Die amerikanische Handelsflotte ist bereits die zweitgrößte der Welt, auch die Zahl der Kriegsschiffe vermehrt sich rasch. Aber immer noch gibt es empörende Übergriffe der kriegführenden Mächte. Die Briten beschlagnahmen, kapern und durchsuchen rücksichtslos jedes Schiff, das ihnen verdächtig vorkommt oder Bannware führt.

Die Wirrnis der europäischen Kämpfe bringt Amerika jedoch auch manchen Nutzen. Der Einfall Napoleons in Spanien im Jahre 1808 stürzt die Iberische Halbinsel und vor allem die spanischen Kolonien in schwere Bedrängnis. Sie haben sich zu entscheiden, ob sie den von Napoleon eingesetzten König Joseph Bonaparte oder den legitimen, geflohenen Ferdinand VII. anerkennen wollen. Über diesem Streit, der zugleich ein Kampf der Ideen, nämlich jener der Revolution mit der einer konservativen, monarchistischen Tradition, ist, beginnt das spanische Weltreich zu zerbröckeln.

Präsident Madison nützt diese Schwäche und annektiert Westflorida für die USA, indem er sich auf die ungenaue Grenzziehung des Louisianavertrages beruft und die weißen Einwohner Floridas ihr »Selbstbestimmungsrecht« ausüben läßt. Als der amerikanische Gesandte in Petersburg die Gebietserweiterung Alexander I. mitteilt, erklärt der Zar lächelnd:

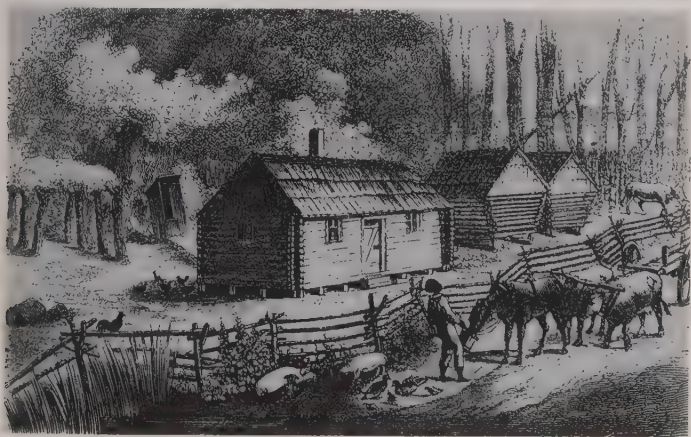
»Keine Entschuldigungen, Monsieur! Heutzutage wird jeder etwas größer!«

Die Zwischenfälle unter den kriegführenden Mächten Europas hören nicht auf, die amerikanische Regierung erläßt scharfe Handelssperren, hebt sie wieder auf, führt sie von neuem ein, bis es der klugen Diplomatie Napoleons schließlich gelingt, den Kongreß

zu bewegen, ein Gesetz zu erlassen, daß den Handel mit dem Kontinent Europa, nicht aber mit der Britischen Insel erlaubt. Die Regierung von Washington ist sich bewußt, damit den ersten Schritt zum Kriege mit dem Britischen Weltreich getan zu haben. Die Gründe für diese feindselige Haltung sind nicht nur in der Provokation von Konflikten auf hoher See durch englische Kriegsschiffe, sondern mehr noch in dem gespannten Verhältnis der USA zu dem englischen Kanada zu suchen. Die Lage hat sich gefährlich zugespitzt, seit die von den amerikanischen Pionieren immer weiter zurückgedrängten Rothäute ein Bündnis mit Kanada erstreben.

Die kleine Siedlung Hodgenville liegt am Nolin Creek im östlichen Kentucky. Sie ist eine Ansammlung von einigen Dutzend aus rohbehauenen Baumstämmen gezimmerten Blockhäusern. Ein paar der Behausungen haben schon stabile, aus Feldsteinen aufgemauerte Kamine und als besonderen Luxus Glasfenster, während bei den meisten Hütten das Tageslicht durch die offene Tür einfällt und der Rauch sich seinen Weg durch die Dachsparren sucht. Bis weit zu der dunklen Mauer der Laubwälder dehnen sich Mais- und Weizenäcker und Obstgärten. Schweineherden, Rinder und

Amerikanisches Blockhaus, 1865



Pferde weiden auf den abgeholzten Planen, buntbemalte Bienenkörbe stehen unter den blühenden Apfelbäumen.

Der Mai hat seinen seidigen, blauen Himmel über das Land gespannt, es ist wunderbares Heuwetter – aber die Männer, Westler in Hirschlederhosen und Jagdröcken, breitrandige Filzhüte auf den ungeschnittenen Haaren, stehen diskutierend vor den Häusern auf der holprigen Dorfstraße. Kein Mensch denkt an die Feldarbeit.

Seitdem gestern in der Abenddämmerung der Treck von Auswanderern aus dem Osten mit Hüh und Hott in das Dorf eingezogen ist, summt es in den Häusern und auf der Gasse wie in einem der Bienenkörbe im Grasgarten. Die Fremden sind Leute aus Virginia und Maryland, die Land im fernen Westen suchen, weil es ihnen dort unten zu eng geworden ist. Der Anführer hat im Dorf ausrufen lassen, daß jeder, der mitziehen wolle, willkommen sei und daß ihm der Besitz von 100 acres bestem Acker- und Weideland garantiert werde; das hat die Debatten unter den Hinterwäldlern nicht mehr abreißen lassen. Soll man hier bleiben, wo man auf 15 oder 20 acres sitzt und ein einigermaßen sicheres Auskommen hat, oder soll man den Sprung in das große Abenteuer wagen?

Thomas Lincoln, einer der Dorffarmer, hört sich noch eine Weile das Für und Wider der Meinungen an, dann schlägt er den Weg zu seiner am Ortsrand gelegenen Hütte ein. Mögen die jungen Burschen Axt und Büchse nehmen und nach Westen ins Indianerland ziehen, denkt er, die Familienväter sollten es sich zehnmal überlegen, bevor sie Frauen und Kinder den Gefahren der Wildnis aussetzen.

Vor dem moosbewucherten Häuschen wartet schon Lincolns Frau mit dem kleinen Abraham auf dem Arm. Sarah, die Erstgeborene, klammert sich an die Schürze von Frau Nancy. Der Kamin qualmt, ein Zeichen, daß das Essen im Topf brodelt.

Kaum ist die Familie mit dem Essen fertig – Tom hat bereits das Bowiemesser an den ledernen Hosen abgewischt und die Worte des Dankgebetes gesprochen –, als der Tritt schwerer Stiefel sich der Hütte nähert. Joseph Hanks, der grauhaarige Onkel Nancys, tritt zusammen mit seinem Sohn Percy und einem fremden, städtisch gekleideten Mann in das Halbdunkel des Lincolnhauses.

»Hallo, Tom! Hallo, Nancy!« ruft der alte Hanks und setzt sich ächzend auf den eichenen Hackklotz neben dem Steinherd. »Es ist also entschieden! Percy läßt sich nicht halten, er und seine Anne gehen mit dem Treck hinüber ins neue Land. Und wir wollten dich noch einmal fragen, ob du nicht mitziehst!«

Thomas Lincoln zündet sich umständlich die kurze Maiskolbenpfeife an und schüttelt den Kopf.

»Schön wär's, Joe! Aber es geht nicht. Aby ist erst ein Jahr alt³⁷. Am 12. Februar war sein Geburtstag, und er versucht eben die ersten Schritte.«

»Ich vergaß übrigens, dich mit General Gibson bekannt zu machen, Tom«, sagt Vetter Percy und stellt den Fremden vor, der neben der Tür stehengeblieben ist. »Der General wird dir erklären, warum es an der Zeit ist, Kentucky den Rücken zu kehren!«

»Nachbar«, beginnt Gibson und tritt ins helle Licht des Herdfeuers, »ich führe den Treck, der draußen auf dem Plan lagert. Und ich sage Euch, alle die Boys haben es sich gut überlegt, warum sie Virginia, Kentucky, ja selbst das jungfräuliche Tennessee verlassen. Seht, Nachbar, wir sind Pioniere, die an der Grenze groß geworden sind. Wir können einfach nichts anfangen mit dem neumodischen Zeug, das die Leute aus dem Osten herüberbringen. Schaut Euch um in Kentucky, die Ortschaften schießen wie die Pilze aus dem Boden. Wo vor ein paar Jahren nur einige Jagdhütten und Blockhäuser standen, entstehen nun Schulen, Kirchen, dreistöckige Mietshäuser und modische Colleges. Ihr müßt nicht meinen, Nachbar, daß ich etwas gegen Schulen oder Kirchen habe. Nur die Menschen um mich herum werden mir zuviel, man kann ja nicht mehr atmen! Kaum geht man ein paar Meilen durch den Wald und denkt an nichts weiter, so steht man schon wieder vor einem Gehöft oder einem Dorf. Nichts für den alten Gibson!

Und bedenkt, die meisten Farmer hierzulande haben viel zu wenig Land, um richtig auf den Beinen zu stehen. 20 acres sind zuwenig, um zu leben, und zuviel, um zu sterben. Drüben bekommt man 100 acres für eine Buddel Rum!«

»Ist ja goldrichtig, was Ihr sagt, General«, antwortet der Farmer bedächtig, »aber der Bub ist halt zu klein.«

»Ach was!« wirft Gibson ein. »Wir haben die schweren Planwagen bei uns, und den Ohio fahren wir mit Flachbooten abwärts. Habt Ihr – um noch einmal darauf zurückzukommen – dar-

an gedacht, Nachbar, daß sich jetzt überall hier bei uns die reichen Leute aus Virginia breitmachen, die mit Riesenkapital und ein paar Dutzend schwarzen Sklaven Großrodungen vornehmen und Tabak, Baumwolle und Weizen anbauen? Wollt Ihr demnächst als armseliger Häusler neben einem Herrengut sitzen?«

»Es ist wahr!« nickt der Farmer. »Das alte Kentucky ist kein Platz mehr für einen armen Mann – nur, Aby ist zu klein³⁸!«

»Ihr wißt doch, Nachbar«, drängt General Gibson weiter, »daß auf dem anderen Ufer des Ohio unsere Soldaten stehen. Gouverneur Harrison in Fort Vincennes, das ist ein Mann nach unserem Herzen! Und das weite schöne Indiana dort drüben – ein Paradies ohne Grenze!«

»Es ist Indianerland!« sagt Frau Nancy leise, und Angst schwingt in ihrer Stimme.

Percy Hanks lacht laut auf: »Indianerland! Jedes Kind weiß, daß die dreckigen, betrunkenen Rothäute ein paar hundert Quadratmeilen für ein Fäßchen Schnaps verkaufen!«

General Gibson stimmt ihm zu:

»Aber klar, Mrs. Lincoln! Die Rothäute haben wir nicht zu fürchten, man drückt ihnen eine Flasche Whisky in die Hand oder wirft ihnen ein paar bunte Decken vor die Füße, und dann heißt es: Mach Platz, Roter! Wir brauchen das Land!

Wir sind ein großes und junges Volk«, fährt der General fort, »wir wollen den Westen – den ganzen Westen. Oder sollen wir dieses herrliche und reiche Revier den herabgekommenen roten Trunkenbolden und Bettlern lassen, die wir in jedem Grenzfort herumlungern sehen und die für einen Schluck Feuerwasser bereit sind, die eigene Frau zu verschachern? Heute gilt mehr als je der alte Spruch der Grenze: »Jeder Indianer ist ein schlechter Indianer, der beste Indianer ist ein toter Indianer!«

»Nicht alle Rothäute sind schnapstrinkende Landstreicher, General«, gibt der alte Hanks zu bedenken. »Die Indianer, die Ihr meint, sind entwurzelte, vom Schnaps verdorbene Irokesen, Lenape oder Shawanos, Angehörige von Stämmen, die ihre Jagdgründe und Äcker längst an die Weißen verloren haben. Drüben im Westen aber sollen kriegerische und stolze Völker leben. Es wird einige Skalps kosten, bevor Indiana besiedelt ist. . .«

»Ja, ja«, bestätigt Tom Lincoln, »und für so etwas ist Aby noch

zu klein. Sobald er eine Büchse halten kann – sagen wir in sechs, sieben Jahren –, gehe ich vielleicht hinüber nach Indiana. Nicht eher!«

Die Straßen im Osten der USA sind um diese Zeit zwar nicht gerade gut zu nennen, mit einem festen Wagen und ein paar guten Pferden davor kommt man indes überall voran. Jenseits der Alleghanyberge aber gibt es kaum noch Wege, auf denen ein Wagen ohne Gefahr vorankommen kann. Die Fahrwege, die den alten Indianerpfaden folgen, sind schmal und oft für die Planenkarren unpassierbar. Riesige Löcher, Baumstrünke und Felsen werden Fahrzeugen und Insassen verderblich. Die Farmer im Norden warten meist den Winter ab, um ihre Waren mit Stangenschlitten oder den indianischen Toboggans, den kufenlosen Schlitten, zu befördern. In den südlichen Staaten, wo Tabak, Baumwolle oder Indigo gebaut werden, verfrachtet man die Güter – sofern nicht ein Wasserfahrzeug benützt werden kann – in Fässern, die man mit Stangen über den holprigen Boden rollt. Die Pioniere, deren Ziel das Indianerland ist, müssen sich ihren Weg durch Wald und Prärie selbst bahnen.

Trotz allem sind die Amerikaner von einem wilden Drang nach der Ferne ergriffen, immer neue Karawanen von Bauern und Jägern machen sich nach Westen auf. Sie glauben den lockenden Ruf der Prärien und Savannen zu hören. Peitschenknallend und singend ziehen sie durch die Wälder, stemmen die Schultern gegen die derben Karrenräder und legen sich mit den Pferden und Ochsen gemeinsam ins Geschirr. Ihr Schlachtruf hallt von den Bergwänden wider: »Westward ho!« Voran nach Westen, ins freie Land.

Ihre Flachboote treiben den grünen Ohio abwärts, vorüber an herrlichen, blumenbedeckten Wiesen, an dunklen Waldhöhen und parkähnlichen Savannen. In den Sang der Pioniere mischt sich das Rauschen der Wellen: »Hei-o! Wir ziehen davon! Stromab geht's auf dem Ohio!«

Drei Wochen nach dem Aufbruch von Hodgenville erreicht der Auswanderertreck, den Ohio herabrudernd, die Mündung des Wabashflusses. Von hier an müssen sie die Flachboote gegen die Strömung nordwärts treideln. Mitte Juni treffen sie in Fort Vincennes, dem Sitz des Gouverneurs Harrison, ein. Vincennes liegt mitten im Herzen Indianas.

Das Fort ist von windschiefen Palisaden und einem schmalen Wassergraben umgeben. Die Masse der Hütten schmiegt sich in die Biegung des Wabash; nur der aus festen Stämmen gefügte, wuchtige Bau des Gouvernementsgebäudes steht wie eine Burg auf der Anhöhe, nahe einer Gruppe riesiger Platanen. An der Flußlände liegen die verlotterten Kneipen der Schankwirte. Überall gibt es diese Whiskybuden, der ganze Westen ist damit verseucht. Man trifft sie an einsamen Flußbiegungen, auf abgelegenen Waldlichtungen, wo sich zwei Indianerpfade kreuzen, an den Felswegen inmitten der Berge, wo alle Wochen einmal ein paar Indianer oder Trapper vorüberkommen.

In diesen Räuberhöhlen wird nicht nur billiger Fusel ausgeschenkt und mit Würfeln, Karten und Knöcheln gespielt, hier sind auch die Plätze, wo man Geschäfte abschließt, betrogen und durch Alkohol zum hilflosen Spielball gewissenloser Händler gemacht wird. Meist sind Indianer die Opfer, und stets sieht man in der Nähe dieser Kneipen eine Anzahl verkommener, dem Trunk verfallener Rothäute, die sich bettelnd und zu jedem Dienst bereit an die Weißen heranmachen.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft begibt sich General Gibson mit den übrigen Anführern des Trecks in das Haus des Gouverneurs Harrison.

»Hören Sie, Governor, was ist denn bei Ihnen am Wabash los?« fragt General Gibson. »Als wir den Fluß heraufkamen, sind uns drei größere Flotten von Rothäuten begegnet, ganz zu schweigen von den vielen einzelnen Kanus. Wenn ich noch etwas von Indianern verstehe, so waren Ottawas aus der Gegend von Detroit und Tschikesas von jenseits des Ohio dabei. Was wollen die vielen Indianer hier?«

Der Gouverneur schenkt den Männern schweigend ihre Gläser mit Whisky voll.

»Eine verdammt seltsame Geschichte!« sagt er, nachdem er getrunken hat. »Die Roten sind seit einiger Zeit in verdächtiger Unruhe. Ich will nicht davon reden, daß meine Indianeragenten und die von mir bezahlten roten Spitzel melden, die Stämme im Westen und Norden besäßen seit einigen Monaten schöne neue Gewehre englischer Bauart, und daß immer mehr Waffen und Munition über die kanadische Grenze kommen. Aber es will mir nicht

gefallen, daß die in unserer Nähe sitzenden Stämme – die Miamis, Shawanos und Lenape – das im Mai fällige Jahrgeld der Regierung – Lieferungen von Schnaps, Decken und Salz – zurückgewiesen haben. Und es gibt andere Dinge, die mir noch viel weniger behagen wollen!«

»Und die wären, Governor?« fragt Gibson.

»Wir beobachten zum Beispiel seit einem halben Jahr, daß die Rothäute, die zum Markt oder auf der Durchreise nach Fort Vincennes kommen, keinen Schnaps mehr kaufen und auch die Einladungen der Waldläufer zu Rum oder Whisky zurückweisen . . .«

»Es geschehen noch Wunder im Wilden Westen!« lacht Percy Hanks und schlägt sich vergnügt auf die Schenkel. »Gibt es denn das: Indianer, die kein Feuerwasser trinken?«

»Haben wir nicht unten am Fluß genug Rothäute gesehen, die um die Kneipen lungern?« bemerkt einer der Treckführer. »Mir schien, die Burschen waren einem Drink nicht abgeneigt!«

Harrison winkt ab. »Diese traurigen Gestalten sind kaum noch Indianer zu nennen. Nein, ich spreche von den großen westlichen Nationen. Seit etwa einem halben Jahr sind sie wie verwandelt. Die Schankwirte längs des Wabash bis hinauf zum Michigansee sind verzweifelt. Die Indianeragenten sagen, es geschehe auf Befehl des ›Propheten‹, daß die Rothäute das Feuerwasser meiden. Und die andere besorgniserregende Meldung ist die, daß die Unruhe, das Getrommel und Gelaufe in der Stadt des ›Propheten‹ nicht mehr aufhört. Überall tauchen Sendboten dieses seltsamen Heiligen mit bewimpelten Kalumets und Totemledern auf. Wir haben in Vincennes schon Indianer durchziehen sehen, die Stämmen angehören, deren Namen uns bisher völlig unbekannt waren. Es ist, als versammelten sich die Abgesandten des ganzen Westens und Nordens beim ›Propheten‹ . . .«

»Um Vergebung, Governor«, sagt General Gibson, »Ihr sprecht da von einem Indianerpropheten, wir haben noch nichts von ihm gehört. Was ist das für ein sonderbarer Heiliger?«

»Man weiß nicht viel über seine Person«, erwidert der Gouverneur. »Sicher ist nur, General, daß er ein Shawano und der Bruder des berühmten Tecumseh ist. Er hat mich einmal hier in Vincennes besucht – ein Schamane, ein Zauberer der üblichen Art, mit grellbemaltem Gesicht, Federmantel, allerhand Teufelskram um den Hals und geheimnisvollen Redensarten. Ich habe ihn für einen eitlen Schwätzer gehalten, der sich wie ein Pfau gebärdet,

weil so viele Häuptlinge auf sein Gefasel hereinfallen. Ich vermute jedoch, daß die eigentlich treibende Kraft hinter der Bewegung der roten Völker dieser Shawano Tecumseh ist. Den Namen kennt jeder Mann, der an der Grenze groß geworden ist – vom Wabash bis an die Alleghanys!«

Die Auswanderer blicken überrascht auf. Ja – Tecumseh, den »Springenden Berglöwen«, Häuptling der Shawanos – wer sollte ihn nicht kennen?

»Man erzählt«, fährt Harrison fort, »Tecumseh sei noch mit dem alten Häuptling Pontiac in den Indianerkrieg um Fort Detroit gezogen, als Knabe und Lehrling jener ersten großen roten Führer, die den Kampf ihrer Rasse einheitlich zu organisieren versuchten. Etwa um die Zeit des Unabhängigkeitskrieges, als der furchtbare Aufstand der roten Völker unter den Häuptlingen Cornstalk und Logan die Grenze in Brand setzte, war Tecumseh trotz seiner Jugend bereits einer der Führer der Aufständischen. Kaum über zwanzig Jahre alt, hatte er schon ein halbes Dutzend weiße Krieger im Nahkampf getötet. Wäre Tecumseh damals, Anno 1794, als General Wayne die ungeordneten Horden der Shawanos, Ottawas und Miamis am Wabash besiegte, nicht auf weiten Reisen im Westen gewesen, die Dinge hätten anders ausgehen können! Wenn es stimmt, daß Tecumseh einen Aufstand vorbereitet, sitzen wir hier an der Grenze auf einem Pulverfaß.

Sie haben« – Gouverneur Harrison ist sehr ernst geworden –, »sie haben am Oberlauf des Wabash, im Kreuzungspunkt aller Indianerpfade, eine Stadt gegründet, die Tenskwatawa – das heißt »Die offene Tür« – genannt wird. Gefährlich scheint mir die Lage besonders dadurch, daß die Spannung mit dem britischen Kanada im Norden ständig zunimmt. Jedermann rechnet damit, daß Präsident Madison den Engländern demnächst den Krieg erklärt. Und die Indianeragenten sagen, daß die Kuriere Tecumsehs ständig über die kanadische Grenze wechseln. Was soll werden, wenn sich die Indianer mit den Briten verbünden?«

General Gibson widerspricht. »Nein, Governor, das kann nicht wahr sein! Die Roten sind seltsame Käuze, fast möchte ich sagen, sie sind ritterlicher als wir, und ich kenne sie gut!

»Es gibt für einen Indianer keine größere Tat, als einen tapferen Gegner im Kampfe getötet zu haben. Und doch machen sie einen feinen Unterschied. Wer einen Feind bei der Abwehr eines An-

griffs, sei es auf das Dorf, den Stamm oder das Volk, erschlägt, wer also im Verteidigungskrieg tötet, dessen Ruhm zählt doppelt. Bei manchen Stämmen darf der Krieger in diesem Falle zwei Federn tragen, und sie sind anders gezeichnet als jenes Siegeszeichen, das man bei Überfällen und Angriffen erwirbt³⁹.

Die Indianer kennen sehr wohl das moralische Recht im Krieg. Und darum glaube ich nicht, daß sie die Angreifer sein werden.«

Harrison zuckt die Achseln. »General Gibson«, sagt er, »dann muß ich Ihnen und Ihren Boys noch etwas anderes mitteilen: Wir haben vor etwa einem Monat am unteren Wabash ein riesiges Territorium von dem Shawanohäuptling ›Lederlippe‹ gekauft. Ehrlich zugegeben, der alte Kerl war so betrunken, daß er kaum mehr sein Totemzeichen unter den Vertrag zu malen vermochte. Aber er hat es vor Zeugen getan, alles übrige geht uns nichts an. Jetzt ist er tot. Meine Agenten in Tenskwatawa haben mir gestern gemeldet, daß Tecumseh den Mann zum Tode verurteilt und gerichtet hat. Wenn das kein Sturmzeichen ist . . .«

Die Mustangs traben, leise saust der Wind in den Wipfeln der Sykomoren. Manchmal zirpt ein Vogel oder klagt ferne ein Wild. Sie reiten in gleichmäßigem Trab dahin – mehr als hundert schweigsame, schwarzhaarige Krieger. In dem langen, zum Knoten geschlungenen Haar stecken Adlerfedern. Die Männer sind alle prächtig in Hirsch- und Büffelleder gekleidet, Perlenstickereien und bunte Verschnürungen, die mit Stachelschweinborsten verziert sind, schmücken den Jagdrock, die Satteldecken sind mit Erdfarben im Faden gefärbt. Auf dem Rücken der Krieger hängen runde, mit eisenhartem Leder überzogene Schilde, die Lanzen-eisen blitzen im Licht.

An der Spitze reitet Malatan, ein junger Dakotahäuptling, auf einem bildschönen Rappen. Sie kommen von weit her, aus dem fernen Westen, wo die Prärien wie die Fluten eines grünen Meeres wogen und die Bisonherden sich gleich Flotten dunkler Boote durch das Gras schieben. Die Heimat der Dakotas oder Sioux liegt noch jenseits des gelben, gurgelnd und brausend daherschäumenden Missouri, in dem ganze Inseln verfilzten Buschwerks treiben und über dessen wuchernden Auwäldern stets wie Wolken-schleier die Schwärme der Moskitos hängen. Dort, hinter dem

gelben Strom, beginnt das unendliche Grasland, in dem die Reiterstämme wohnen.

Die Krieger sind durch die wirbelnden Strudel der Flüsse geschwommen und über die Savanne geritten – tagelang, während das flammende Auge Wakondas, der Sonne, über ihnen stand. Sie haben in den Ahorn- und Silberpappelgehölzen um niedere Holzfeuer gelagert, während über den dunkel rauschenden Kronen das »große Pferd den Stangenschlitten um den Stern, der stille steht, schleifte⁴⁰« und die Nacht mit tausend Stimmen sprach.

Dann waren sie an die Ufer des großen Mississippi, des »Vaters der Ströme«, gekommen, wo auf den Uferhöhen Gehölze mit Robinien, Zuckerahorn und Trompetenbäumen standen und Rot- und Gelbeichen, Edelkastanien und Buchen grühdämmerige Gewölbe bildeten.

Jenseits des Stromes begann der zusammenhängende Wald, das große Jagdrevier, aus dem vor einigen Menschenaltern die Vorfahren der Sioux ausgewandert waren, weil sie das Geschiebe der indianischen Völker nach Westen zwang – hinter sich, wie einen entfesselten Wildbach, der seinen Damm durchbrochen hat, die weißen Siedler . . .

Die Sioux sind immer große Wanderer gewesen. Im Laufe der Jahrzehnte verloren sie den Zusammenhang mit den weiter östlich wohnenden Indianervölkern. Sie lebten für sich in ihrem herrlichen, winddurchbrausten, weiten Reich.

Eines Tages aber war der fremde Shawanohäuptling Tecumseh in den westlichen Prärien aufgetaucht und hatte die Freundschaft der großen Nationen des Wiesenlandes gesucht. Er hatte in den Dörfern der Sioux, bei vielen Stämmen, gewohnt, am Lagerfeuer gesessen und das Kalumet geraucht, er hatte von der gemeinsamen Sache des roten Mannes gesprochen und die Häuptlinge eingeladen, nach der Stadt Tenskwatawa am Wabash zu kommen, auf daß die zerstreuten Stämme darüber berieten, wie man der Gefahr des weißen Mannes begegnen könne . . .

Während der Zug der Reiter am Waldrand entlangtrabt, denkt Häuptling Malatan daran, was Tecumseh damals zu den Häuptlingen und Ältesten gesprochen hat.

Dieser Shawano hatte in den Wochen seines Besuches mit offenen Augen beobachtet und viel gesehen im Land des wogenden Grases. Er sah die roten Krieger und ihre Mustangherden, er schaute ihren Reiterkunststücken zu und ihren donnernden Jag-

den auf den Rücken der Rosse. Sie umkreisten die Büffelherden und erlegten mit Pfeilen und Lanzen die Kälber und Kühe. Wie leicht war die Jagd geworden, seit die Prärieindianer gelernt hatten, Pferde zu zähmen! Jetzt brauchten sie nicht mehr, mit Hirsch- und Büffelfellen maskiert, im Grase schleichend, sich vorsichtig an die weidenden Herden heranzupirschen. Das Pferd gab ihnen die Schnelligkeit seiner Hufe, und es mangelte nicht mehr an Fleisch.

Der Shawano sprach mit ernstern, warnenden Worten über diese Änderung der indianischen Lebensweise. Er sah auch in den Pferden eine jener verderblichen Gaben, welche die Weißen dem roten Mann gebracht haben. Denn die Stämme der Sioux, die früher wie alle indianischen Völker Äcker gerodet, Mais und Bohnen angebaut und für den Winter gehortet hatten, waren wieder zu Nomaden und Jägern geworden, die ruhelos dem Wanderzug der Bisonherden folgten. Sie lösten die Wurzeln ihres Daseins aus der Erde ihres Landes und trieben nun im Winde eines aufkommenden Sturmes dahin.

Damals hatte man den Worten des Mahners nicht geglaubt. Zu verlockend war das freie Schweifen, zu leicht das Leben von den Erträgen der Jagd. Aber der vergangene Winter hat die Prärien mit hohen Schneewehen bedeckt, und der Frost hat Harsch über die Plains geworfen, die Pferde versanken im Schnee oder verletzten sich die Fesseln im splitternden Eis. Es gab keine Jagd, das Volk fristete, als die wenigen Vorräte verzehrt waren, sein Dasein von Roß- und Hundefleisch.

Die von den weißen Männern ausgelöste Unruhe ist schon bis zum fernen Westen vorgedrungen. Seit Kapitän Robert Gray mit einer Expedition kühner Westmänner bis zum Columbia River und ins Land Oregon vorgestoßen ist, seit vor einigen Jahren im Auftrage Thomas Jeffersons eine Kanuflotte unter Meriwether Lewis und William Clark Kundschafter bis zum oberen Mississippi, zum Missouri und Cheyenne River, bis zu den Black Hills am Rand der Felsengebirge geführt hat, tauchen auch in den Prärien immer wieder Jäger, Pfadfinder und Händler auf. Die Gefahr, nun auch in den Prärien des mittleren Westens vom Vormarsch der Weißen eingeholt zu werden, ist groß. Darum haben die besorgten Häuptlinge und der Rat der Alten auch bei den Prärieindianern beschlossen, eine Abordnung nach Tenskwatawa zu entsenden.

Hinter einer Savanne tut sich der Blick auf das wellige Land

am Wabash auf. Ein Nebenflüßchen führt murmelnd sein Wasser dem ruhig dahinströmenden Wabash entgegen. Die Hänge und Täler sind weithin mit wogenden Mais-, Bohnen-, Erbsen- und Kürbisfeldern bedeckt. Staunend zügeln die Dakota die Pferde und betrachten die fruchttragenden Äcker.

Sie erinnern sich, daß die Medizinmänner davon gesprochen haben, vorzeiten sei das Indianerland wie ein blühender Garten gewesen. Hier ist die Vergangenheit lebendige Gegenwart geworden: Die Miamis und Pottawatomis am Wabash sind offenbar dem Rat Tecumsehs gefolgt und zum Ackerbau zurückgekehrt.

Die Stadt Tenskwatawa liegt drüben in dem Mündungsdreieck von Wabash und Tippekano. Auf einer baumüberschatteten Anhöhe sind Palisadenzäune errichtet. Man erkennt die Schilfdächer von Hütten und die spitzen Stangenbündel von Lederzelten; blauer Rauch von vielen Feuern hängt über den Wipfeln.

Der Anführer setzt sein Pferd in Galopp, die anderen folgen in langer Reihe, bis sie ein kleines Gehölz erreichen, vor dem eine zerwühlte Wiese liegt. Erschrocken zügelt Malatan seinen Rappen, als Schüsse und schrille Kommandorufe aufgellen. Nach wenigen Augenblicken erkennen die Reiter, daß es sich um eines der beliebten indianischen Kampfspiele handelt.

Eine Schar Indianer mit blindgeladenen Büchsen kauert in dichter Reihe hinter einem Wall, während sich andere mit Pfeil und Bogen, wie Jäger jede Deckung ausnutzend, heranpirschen und die Gewehrschützen mit einem Hagel von Pfeilen überschütten. Die Pfeile sind stumpf – aber sie treffen ins Ziel.

Plötzlich stehen einige Indianer, deren Kopfschmuck und Gesichtsbemalung sie als Angehörige des »Bundes der Hunde« – der indianischen Polizei – ausweisen, vor den Dakotas. Mit ausgestreckten Handflächen entbieten sie den Gruß des Friedens. Sie scheinen das Eintreffen fremder Scharen gewohnt zu sein, denn niemand fragt nach dem Wohin und Woher der Reiter.

Einer der Polizeimänner erklärt den Dakotas den Zweck des Kriegsspiels. Tecumseh bildet die Indianer auf Grund seiner reichen Kriegserfahrung zum Kampf gegen die Weißen aus. Er beweist ihnen, daß ein geschickter Bogenschütze sechs gutgezielte Pfeile abzuschicken vermag, bevor ein Mann mit der Muskete ein zweites Mal geladen hat. Und er lehrt die Stämme, ohne verräterisches Kriegsgeschrei, in aufgelöster Linie, lautlos und nach überlegtem Plane operierend, anzugreifen.

Die Indianer, die Tecumsehs Kriegsschule von Tenskwatawa besuchen, erhalten wieder Selbstvertrauen und Mut.

Tief beeindruckt von dem Gesehenen, folgen die Dakotas den vorausschreitenden Ordnungsmännern. Von allen Seiten führen ausgetretene Pfade den Hügel zur Stadt hinauf. Vom Flußufer tönt Gesang junger Mädchen, in den Buchten liegen Hunderte von Kanus vertäut, und am Tor der hölzernen Brücke ragt ein bunt bemalter Totempfahl. Das ist Tenskwatawa, die »Offene Tür« aller roten Völker.

Die Trommeln der Schamanen rasseln, rot schwimmt die Scheibe des Mondes durch das flockige Gewölk eines windüberwehten Nachthimmels. Auf dem großen Ratsplatz Tenskwatawas flammen große Feuer, ringsum schließt sich der weite Kreis der Beratenden und Zuhörer. Niemals vorher haben sich so weit voneinander entfernte und verschiedenartige Völker an einem gemeinsamen Ratsfeuer versammelt.

In der Menge der Indianer sieht man die kahlen Schädel der Abgesandten des Bundes der sechs Irokesenvölker, die einst mächtig waren vom Lorenzstrom bis zum Ontariosee. Häuptlinge der Catawbas, geschmückt mit dem »Mahfisch« – der langen Federschleppe von Adlerschwingen –, bahnen sich den Weg zum inneren Kreise. Sie vertreten eine indianische Nation, die einst in den Sumpfwäldern des oberen Florida gewohnt und sich vor den Weißen zu den verbündeten Creeks geflüchtet hat. Auch ihre Gastgeber, die Creeks, sind von den Ufern des Tennessee gekommen, sie tragen bunt durchflochtene Hirschlederjacken, ihre Gesichter sind mit roten Querstreifen gekennzeichnet.

Aus den vereisten Steppen des hohen Nordens hat Tecumseh die Micmacs und Abenakis gerufen, kühne Bärenjäger, deren Hals mit Ketten von Krallen und Zähnen des gefürchteten Grislybären behängt ist. Die Sioux, mit Adlerfedern in den Skalplocken, würdig und hochgewachsen, treten an das Feuer. Mitglieder des »Bundes der Hunde« schaffen Raum in dem Gedränge junger Krieger, damit Winnemac, der Häuptling der Pottawomis, und »Kleiner Biber«, das Oberhaupt der Tschippewas, die Großen der Prärievölker, die Fürsten der Miamis und Winnebagos, den ihnen gebührenden Platz in der ersten Reihe einnehmen können. Dumpf dröhnen die Trommeln, es züngeln die hellen Flammen.

In das Schweigen der Menge tritt der Prophet. Sein Antlitz ist

hinter einer furchterregenden Maske verborgen. Federn und Borsten umstarren seinen helmartigen Kopfputz. Die hohe Gestalt ist in einen prächtigen Kriegsmantel aus dem weißgegerbten Leder einer Büffelkuh gehüllt. Zahllose farbige Zeichnungen auf dem Mantel berichten von den wunderbaren Taten des geheimnisvollen Mannes.

Bewegung geht durch die Versammlung, als der Prophet auf einem bemalten Holzstock Platz nimmt.

Der Zauberer kann erstaunliche Dinge vollbringen. Er vermag Stimmen im Walde erschallen zu lassen, Tiere zu bannen, den großen Jagd- und Regenzauber auszuüben und Naturereignisse vorauszusagen. Die Stämme blicken mit gläubiger Ehrfurcht zu ihm auf. Aber unter den Häuptlingen gibt es einige, die den Propheten für einen Scharlatan halten, dessen Einfluß von Tecumseh dazu benutzt wird, die roten Völker aufzurühren.

Feierlich tritt der Zauberer in die Mitte des freien Platzes, hebt Ruhe heischend die rotbemalten Hände und spricht ein Gebet:

»Nanabozho mit mir,
Nanabozho mit uns –
Nanabozho, du Töter Megissowons,
du Besieger der Unterirdischen,
Nanabozho, du Sohn des Mondes und Enkel der Erde,
leihe mir deinen Bogen, Nanabozho!«

Der Prophet ergreift ein Kalumet aus kunstreich geschnitztem Hickoryholz, das mit bunten Lederbändern umwunden und mit Federn verziert ist. Unter dem Pfeifenkopf aus blauem Ton ist ein schmales, scharfgeschliffenes Obsidianblatt befestigt, so daß man das Kalumet auch umdrehen und als Kriegsbeil benützen kann. Friede und Krieg sind wie zwei Seiten des Lebens – aber hier rauchen die Häuptlinge die Pfeife des Friedens, sie lassen das Kalumet kreisen.

Plötzlich steht Tecumseh inmitten der Männer. Er trägt die einfache Kleidung des indianischen Kriegers, Hose und Jacke aus Hirschleder. Das edelgeformte Gesicht ist unbemalt, und in der schwarzen Skalplocke steckt eine einzige Feder. Bis tief auf die Brust hängt eine Kette mit den riesigen Krallen und Fangzähnen von Grislybären, den gefährlichen, grauen Riesen der Berge, die Tecumseh allein, nur mit Lanze und Messer bewaffnet, erlegt hat.

»Und nun ruft er mit starker Stimme über die feierliche Versammlung dahin, über die federgeschmückten Häupter der Präriehäuptlinge, über die kahlgeschorenen Irokesenschädel und die Köpfe der Utagamis, die die rotgefärbten Hirschschwanzwedel in der Skalplocke tragen, über die Pelzkappen der Tschippewas und die hochgebürsteten Haarkämme der Otos, die ihr Haar rechts und links abscheren und in der Mitte eine Bürste stehenlassen; er ruft mit schallender Stimme, und alle die harten Gesichter der Urwaldkrieger und Präriejäger, der Bootsfahrer und Reiterhäuptlinge heben sich und starren ihn an . . .⁴¹«

Tecumseh verkündet Unerhörtes, Niedgedachtes. Seine Sprache ist bilderreich und mit Gleichnissen und kleinen Geschichten durchsetzt; denn diese Naturmenschen müssen die Dinge sehen, bevor sie ihre Zusammenhänge und Hintergründe begreifen.

Weit holt Tecumseh aus. Er erzählt davon, wie die ersten Weißen hilflos und verloren in die Wildnis kamen, wie der rote Mann sie freundlich aufnahm, ihnen Land schenkte, sie mit Wild, Pelzen und Mais versorgte und sie pflegte, wenn er einen der Ihren krank im Walde fand. Das alles geschah vor langer Zeit.

Inzwischen sind die »Langen Messer« immer zudringlicher geworden. Sie haben Vertrag um Vertrag mit ihren roten Nachbarn gebrochen; sie haben verkommenen Indianern, die kein Recht dazu hatten, über den Boden ihres Stammes zu verfügen, immer neue Territorien abgeschwätzt, und sie haben mit Betrug, Feuerwasser und Gewalt die roten Stämme zu Flüchtlingen gemacht und aus ihrer angestammten Heimat vertrieben. Heute ist der Indianer für den Weißen nichts als Freiwild, das er ungestraft jagen und töten darf.

Wie Sturmwind jagen die Worte Tecumsehs über die Versammlung dahin. Er fordert zum Widerstand und Gegenangriff auf. Schon ist ein Schwur der roten Männer getan, kein Feuerwasser mehr anzurühren, das nur Streit, Mord und Elend bringt. Kein Indianer wird sich von nun an in einer Schnapskneipe zum Gespött der weißen Grenzer machen. Künftig soll kein Indianer, kein Häuptling und kein Oberhäuptling befugt sein, indianisches Land an die Weißen zu verkaufen. Ungültig wird jeder Vertrag sein – das möge der Kongreß der roten Völker feierlich erklären –, der zwischen örtlichen Machthabern und weißen Händlern geschlossen wird. Wer aber Verrat am Leben der roten Nationen

begeht, soll sterben, wie es denen gebührt, die ihr Volk verkaufen! Zustimmendes Gemurmel durchläuft die Reihe der kauern den Häuptlinge. Die jungen Krieger, die in dichtem Kreise das Ratsfeuer umschließen, sind voll leidenschaftlicher Erregung.

Tecumsehs Sätze hämmern in die Herzen seiner Zuhörer.

»Warum wurden unsere Väter und Brüder in allen Kriegen mit den ›Langen Messern‹ geschlagen? Nicht darum, weil die Weißen Büchse und Pulver besaßen! Nein – denn wir wissen, daß im Waldkrieg Pfeil und Bogen schneller, treffsicherer und lautloser töten. Die Indianer wurden besiegt, weil sie uneinig waren, weil sie keinen Staat, keine höhere Organisation besaßen und sich untereinander ausrotteten. Das alles wird anders werden! Haben sich nicht die ›Langen Messer‹ aus siebzehn Staaten zu einem einzigen Rat der Häuptlinge in der fernen Stadt Washington vereinigt? Das gibt ihnen die wahre Stärke, sie sprechen mit einer Stimme: der ihrer Rasse, ihres Staates. So mögen künftig auch die roten Völker handeln. Aus den vielen Stämmen und verfeindeten Gruppen soll eine rote Nation werden. Die tausend Lagerfeuer der Wälder, Gebirge und Steppen sollen zusammenschlagen in der einzigen Flamme des neuen Ratsfeuers von Tenskwatawa.«

Wildjubelnder Beifall tost durch die Nacht.

Tecumseh hebt ruhegebietend die Hand.

»Hier«, sagt er, »an den Ufern des Wabash, muß dem Vordringen der ›Langen Messer‹ Halt geboten werden. Und ich beschwöre euch, Brüder, kehrt zurück zum Ackerbau, bestellt viele Felder, baut Dörfer, klammert euch an den Boden! Wälder und Einöden kann man verlieren an vordringende Bauern – nicht aber das Feld, nicht die Viehweide, nicht das Dorf! Wir wünschen in Frieden mit den weißen Menschen zu leben. Meidet alles Unrecht, allen Streit! Wir können in diesem großen und reichen Lande immer noch nebeneinander existieren, und wir haben keinen anderen Wunsch, als uns aus den Kämpfen der Weißen herauszuhalten. Aber eines müssen wir um unserer Kinder und Enkel willen schwören: Wir wollen uns nicht von der Erde, die uns geboren hat, fortjagen lassen!«

Als der Kongreß der roten Völker mit einem gemeinsamen Beschluß sein Ende findet, begibt sich Tecumseh zusammen mit

einer Abordnung des neugegründeten »Ratsfeuers von Tenskawatowa« nach Fort Vincennes zu Gouverneur Harrison und kündigt ihm an, daß es künftig – ebenso wie bei den »Langen Messern« – eine gemeinsame Regierung des roten Mannes gebe, die allein berechtigt sei, Verträge zu schließen oder Verhandlungen zu führen. Die Landkäufe am unteren Wabash aber seien ungültig. Er könne nicht dulden, daß die Amerikaner durch einen zweifelhaften Kauf – »abgeschlossen mit den verderbtesten Schurken auf Erden« – ihre Grenze bis auf 50 Meilen an Tenskawatowa heranrückten. Im übrigen hätten die roten Stämme friedliche Absichten und würden ihr Bündnis niemals zu einem Angriff auf die Weißen ausnützen.

Es werden lange, aber ergebnislose Debatten geführt, obwohl die beiden führenden Männer, Tecumseh und Harrison, von gegenseitiger Sympathie füreinander erfüllt sind. Tecumseh weiß, daß Harrison persönlich ein untadeliger Gentleman von sauberster Gesinnung ist, daß er aber von den anderen getrieben wird, daß hinter ihm die stürmisch vorandrängenden Grenzer stehen, daß ihn diese wilde Horde von Gewaltmenschen, Abenteurern, Händlern, landsuchenden Bauern und gesetzlosen Waldläufern zwingt, das betrügerische Spiel des weißen Mannes zu spielen. Tecumseh ahnt auch, daß das Schicksal selber die Amerikaner vorantreibt und vor ihre Augen das zwingende Bild eines riesigen, von Meer zu Meer greifenden Reiches zaubert. Gouverneur Harrison fühlt etwas wie Mitleid mit diesem roten Edelmann, der, auf verlorenem Posten kämpfend, verteidigen will, was nicht mehr zu halten ist: den Westen, den Amerika gewinnen wird, friedlich oder mit Gewalt, heute, morgen oder übermorgen . . .

Am Abend, als Tecumseh mit seinem bewaffneten Gefolge Vincennes verlassen hat, schreibt Harrison einen Bericht nach Washington.

»Tecumseh ist wieder abgereist, zweifellos will er auch die Indianer im Süden zum Krieg gegen uns aufhetzen oder sie doch dem Bunde anschließen, den er gezimmert hat . . . Ich glaube nicht, daß irgendeine Gefahr besteht, ehe er wieder im Lande ist; doch bin ich der Meinung, daß uns seine Abwesenheit eine selten günstige Gelegenheit bietet, seinen Bund zu zerstören, ohne daß es darum zu einem großen Kriege kommen muß. Sicher haben wir es bei Tecumseh mit einem jener Genies zu tun, die sich von Zeit

zu Zeit erheben, um Revolutionen hervorzurufen und die bisherigen Ordnungen umzustürzen. Lebte Tecumseh nicht gerade in unserer Nachbarschaft, würde er vielleicht der Gründer eines Reiches werden, dessen Größe mit der Mexikos oder Perus wetteifern könnte. Ihn schreckt keine Schwierigkeit, seit vier Jahren ist er unterwegs. Heute ist er am Wabash, bald darauf am Eriesee oder am Michigansee oder am Mississippi. Und wohin er gelangt, überall heftet sich der Erfolg an seine Fersen.

Jetzt ist er dabei, das noch fehlende Stück in sein Werk einzufügen. Ich jedoch will, daß er bei seiner Rückkehr nur noch die Trümmer seiner Kernbastion finden soll. Denn obwohl die meisten seiner Anhänger ihm aus Überzeugung und Liebe folgen, gibt es auch genug Männer unter ihnen, die nur aus Furcht auf seiner Seite stehen. Der Prophet jedoch, Tecumsehs Bruder, ist zwar frech und kühn, aber ihm fehlen Geschick, Urteil und Festigkeit...⁴²«

Tecumseh hatte, bevor er nach Süden aufbrach, seinem Bruder, dem Propheten, befohlen, während seiner Abwesenheit unter allen Umständen eine kriegерische Auseinandersetzung mit den »Langen Messern« zu vermeiden. Es sei aussichtslos, mit einem halb fertigen, noch nicht festgeschmiedeten Bund der roten Völker in den Entscheidungskampf einzutreten. Er selber aber begibt sich, nur von wenigen Getreuen begleitet, auf eine seiner großen Propagandareisen. Alle noch abseits stehenden Indianernationen des Südens sollen für den Traum der Vereinigten Staaten der Roten gewonnen werden. Die stolzen und kriegsmächtigen Völker der Schoschonen in den Felsengebirgen und die gewaltigen Osagen in den Hügeln von Kansas haben bisher noch keine Abgesandten nach Tenskwatawa geschickt. Warum zögern die zahlreichen Stämme der Navajos in den Wüsten und Gebirgsnöden am Rande Mexikos? Warum die Kiowas von Südkalifornien, die Apachen und Komanchen in dem Grasland südlich der Jagdgebiete der Dakotas? Warum die rothäutigen Seminolen, die von den Weißen gejagten Creeks, Tschirokis und Tschikasas? In ihren Dörfern will Tecumseh sprechen, sie aufrufen zum Bunde der roten Einheit und stark machen durch die Ordnung.

Als, von Gouverneur Harrison angefordert, Washington ein Regiment reguläre Infanterie und ein Bataillon Scharfschützen aus Virginia nach Fort Vincennes schickt und bald auch die Miliz aus Kentucky eintrifft, halten sich die Grenzer für stark genug, dem Bunde der Indianer ein Ende zu bereiten.

Der Streit um die Landkäufe und deren Rechtsgültigkeit wird wieder aufgenommen, Harrison sucht einen Kriegsgrund.

Die Indianer wollen jede kriegerische Auseinandersetzung vermeiden und senden Friedensbotschaften. Als aber der Gouverneur seine Truppen in langsamen Märschen nordwärts in Richtung Tenskwatawa vorrücken läßt, wissen sie, daß der Kampf unvermeidlich ist, und beginnen zu rüsten. Einige entfernter wohnende Stämme rufen ihre jungen Krieger aus der Schule von Tenskwatawa ab, andere wieder – wie die kriegerischen Sioux und Kickapoos – fordern ungestüm den Kampf. Der Prophet hat anfangs zum Ausgleich geraten. Als aber Harrisons Truppen nur zögernd und anscheinend ängstlich vorgehen, schlägt er sich auf die Seite der Kriegspartei und fordert die Skalps der weißen Grenzer.

Die Schamanentrommeln werden geschlagen, junge Krieger rammen die roten und schwarzen Totempfähle des Krieges in die Erde des Ratsplatzes, das schwarze Kalumet wird geraucht, und Eilboten reiten, paddeln und laufen zu den verbündeten Stämmen in West, Nord, Süd und Ost und überbringen als stumme Mahnung Bündel schwarzer Pfeile mit dem Kriegsbeil.

Bis tief in die Nächte hinein tanzen die Männer von Tenskwatawa den Kriegstanz, der Prophet läßt Stimmen erschallen, die aus den Lüften oder aus dem finsternen Walde sprechen, und steigert die religiöse und kriegerische Raserei aufs höchste.

Es ist November, von den Flüssen herauf kriecht der Nebel wie eine milchige Schicht über die Uferhöhen, der nahe Michigansee schickt dichte Dunstschwaden über die Hügel.

Die runde Bergkuppe von Tenskwatawa schwimmt wie eine Insel im Nebel, nur die Palisaden, die bemalten Totempfähle, die Stangenspitzen der Zelte und Hütten stoßen aus dem brauenden Dunst.

Durch zwei Meilen eines brodelnden, grauen Wolkenmeeres von Tenskwatawa getrennt, liegt das umwallte, von Verhauen geschützte Feldlager der Truppe Harrisons.

Lautlos wie Taucher, die auf dem Grunde eines dunklen Wassers wandern, gleiten zahlreiche Kriegerscharen im dämmerigen Frühlicht des 5. November 1811 von Tenskwatawa hinab ins Tal. Wie Schatten huschen sie von Gebüsch zu Gebüsch und gleiten in langen Zügen und dichten Schwärmen die jenseitigen Hänge hinauf. Dort oben auf der Krone des Hügels stehen, fröstelnd in ihre Mäntel gehüllt, Gewehr im Arm, die Posten der Miliz. Sie ahnen nichts von der nahenden, tödlichen Gefahr.

Da geschieht es, daß junge Krieger in der Erregung des Anpirschens, in der zitternden Spannung vor dem Kampf ihre Gewehre abfeuern und das Lager der Weißen alarmieren. In Sekunden-schnelle liegen die virginischen Scharfschützen hinter den Wällen, schlaftrunken laufen die Infanteristen aus den Zelten zu ihren Alarmplätzen. Donnernd und feuerlohend schlägt die erste Salve dem schattenhaften Gewühl, das durch den Nebel herankommt, entgegen. Ringsum bricht das wolkenbedeckte Land wie ein Vulkan empor, der dunstverhangene Himmel öffnet sich in ungeheurem Schrei. Gellend brandet der Angriff der Indianer gegen die Verhaue des Lagers.

Zwei Stunden lang stürmen die Rothäute gegen die Wälle, aber die Truppe hüllt sich in eine Sperrwand von Blitzen und steht unerschüttert im Hagel zischender Kriegsbeile und schwirrender Pfeile. Gouverneur Harrison, hoch zu Roß, ermutigt, befiehlt, lenkt tapfer und umsichtig das Gefecht.

Als die Sonne über die Wipfel der Wälder rollt, ein rotflam-mendes Riesenauge, das sich aus der Tiefe des brodelnden Chaos erhebt, beginnen die Nebelschwaden zu weichen. Es klart auf, die Sonnenscheibe wird gelb und matt, die Sicht erweitert sich. Harrison ruft laute Befehle. Plötzlich erhebt sich die Truppe, Säbel blitzen, Trommeln rasseln, und Mann an Mann, mit gesenkten Bajonetten, beginnen die amerikanischen Soldaten gegen die wirren Haufen der Roten zu marschieren.

Der Eindruck ist erschütternd! Die Verteidigungslinien der Indianer zerbrechen im ersten Anlauf, die Roten beginnen zu laufen und flüchten über die Talebene und die abgeernteten Maisfelder in die Wälder. Die Schlacht am Tippekano ist verloren. Tenskwatawa fällt in die Hand der Weißen.

Zwei Wochen später steht Tecumseh zu nächtlicher Stunde auf dem Schlachtfeld von Tenskwatawa. Heimkehrende Creeks haben

ihm Nachricht von der Katastrophe überbracht. Alles ist vergeblich gewesen – der Bund der roten Völker ist an der Niederlage zerbrochen, die Besten der Freunde sind tot, das Vertrauen in das Ratsfeuer von Tenskwatawa verspielt.

Narren und Fanatiker haben sein Werk zerstört und den Krieg entfesselt. Jetzt bleibt Tecumseh nur noch eines: den Kampf bis zum bitteren Ende fortzuführen, aber ihn besser zu organisieren, als es hier geschah. Noch im Dezember 1811 paddelt er, gefolgt von einigen treugebliebenen Häuptlingen, über die dampfenden Wasser des Michigansees nach Norden. Ihre Boote schlüpfen bei Nacht und Nebel durch die Engen von Fort Michilli-Macinac, das der große Pontiac einst durch List genommen hat, an Fort Detroit vorbei, an dem Pontiac damals gescheitert ist. Sie überqueren den Eriesee, schleppen ihre Kanus an den Niagarafällen vorüber und erreichen, während die Seen schon zuzufrieren beginnen, Toronto, die Hauptstadt der britischen Kolonie Ober-Kanada. Dort läßt sich Tecumseh bei General Brocke melden und bietet ihm das Bündnis der roten Völker an.

Der Augenblick ist günstig gewählt, denn der Krieg zwischen England und den USA steht kurz bevor. Präsident Madison sieht die Stunde gekommen, mit England klare Verhältnisse zu schaffen. Die Regierung ist nicht länger gewillt, die Übergriffe englischer Kriegsschiffe gegen amerikanische Handelssegler zu dulden. Kaiser Napoleon – indirekter Verbündeter der Vereinigten Staaten – zieht das größte Heer der bisherigen Weltgeschichte zusammen, um mit Englands letztem Kontinentaldegen, dem russischen Kaiserreich, ein Ende zu machen und über Moskau nach Indien zu marschieren. Weltweite Entscheidungen stehen bevor.

Am 19. Juni erklären die USA den Krieg an England, am 22. überschreitet die Grande Armée die russische Grenze.

Der Kampf beginnt mit einer Reihe kleinerer Seegefechte zwischen den amerikanischen und britischen Kaperschiffen, und es erweist sich zur Überraschung der Welt, daß die besser gebauten und mit disziplinierten Mannschaften besetzten Amerikaner die Oberhand behalten. Welch eine Schmach für das meerbeherrschende Albion, das in den letzten Jahren den Franzosen fast achthundert Schiffe fortgenommen und selber nur fünf eigene Fahrzeuge verloren hat!

Während Amerika jubelt, reorganisiert England seine Flotte, und bald wendet sich das Blatt. Die Briten schlagen hart zurück.



Tod des Indianerhäuptlings Tecumseh in der Schlacht an der Thames

Auf allen Meeren stehen die Fackeln brennender Schiffe; Union Jack und Sternenbanner jagen einander von Neufundland bis Kap Hoorn und von Valparaiso bis Panama.

Auf dem amerikanischen Kontinent ist der Krieg an der kanadischen Grenze entbrannt. Die kürzesten Wege nach Kanada führen über die Grenzforts Niagara und Detroit; auf diesen Wegen rücken die regulären Truppen und Milizen der USA, Farmer, Waldläufer und Pelzjäger, vor. Auch auf den oft umkämpften Pfaden, die nach Norden, in Richtung auf Montréal und Québec, führen, marschieren amerikanische Truppeneinheiten. Immer noch gibt es keine Straßen östlich der Seen, und die Soldaten kämpfen sich mühselig durch Dickicht, Einöde und Urwald.

Die Verteidigung Ober-Kanadas führt General Brock. Als die Amerikaner von Detroit aus in die Provinz Ontario einfallen, setzt Brock die verbündeten Indianerstämme unter Tecumseh gegen die Verbindungslinien des Gegners an, und Tecumseh erobert

die Forts Michilli-Macinae, Dearborn und Detroit, wo alle Weißen der Wut seiner Krieger zum Opfer fallen.

Gouverneur Harrison, der an Stelle General Hulls die Führung der amerikanischen Truppen übernimmt, versucht Detroit wiederzugewinnen, aber Tecumsehs Scharen schlagen ihn gemeinsam mit englischen Truppen unter General Proctor am 22. Januar 1813 am Raisinfluß. Alle Gefangenen werden niedergemacht.

Harrison erkennt, daß an der kanadischen Grenze kein Fortschritt erzielt werden kann, solange er nicht die schnellen und zuverlässigen Nachschub- und Verbindungswege über die Seen beherrscht. Mit der ihnen eigenen Entschlußkraft bauen die Amerikaner eine kleine Kriegsflotte, schlagen in einer Reihe von Seegefechten die englischen Schiffe und reißen das Gesetz des Handelns an sich. In gemeinsamer Operation mit dem Befehlshaber der Seestreitmächte, Oliver Hazard Perry, greift Harrison überraschend das von Indianern besetzte Detroit an, wirft die Besatzung heraus und liefert den Streitkräften Tecumsehs und der Engländer am St. Clair River, nahe Detroit, eine erbitterte Schlacht.

Vergeblich sucht Tecumseh seine undisziplinierten Scharen zum Standhalten anzufeuern; zuletzt verteidigt er allein mit einem Trupp getreuer Shawanos die Flußübergänge. Kämpfend bis zum letzten Atemzug, stirbt der große Häuptling – vielleicht der bedeutendste Staatsmann der roten Rasse – an den Ufern des Flusses.

Der indianische Bund löst sich auf. Die Kämpfe in den kanadischen Grenzwäldern werden zu wilden Einzelkämpfen, Verwüstungen und Metzeleien. Die amerikanischen Milizen, meist wüste Haufen von Grenzern, fügen sich keiner Befehlsgewalt und

»zeigen eine besondere Neigung zu Meutereien und zu zügellosen Schießereien, wobei sie die Richtung auf das Zelt ihres Generals bevorzugen...⁴³«

Aber sie nehmen Toronto, die Hauptstadt Ober-Kanadas, sie vernichten die Reste der englischen Flotte auf den Seen, und sie schlagen die Gegenangriffe der kanadischen Truppen zurück. Um diese Zeit zählt Kanada etwa 500 000 Einwohner, die USA aber sind auf 7,25 Millionen angewachsen, etwa sechzehn Prozent Neger mit eingerechnet. Die Indianer haben in den letzten zwanzig Jah-

ren so viel Blut verloren, daß zwischen Ohio und den Seen neben 200 000 Weißen nur noch ein paar tausend Rothäute leben. An dem Sieg der Übermacht ist kaum mehr zu zweifeln.

Aber noch lebt Tecumsehs Geist. Im August 1813 erheben sich im Süden die Creekindianer und fallen plündernd in Tennessee ein. General Andrew Jackson führt einen langwierigen Feldzug gegen die Wilden, »wobei häufig die eine Hälfte seiner Armee die andere am Fortlaufen hindern muß«; doch gelingt es ihm, die Indianer in der Schlacht von Tallapoosa im März 1814 vernichtend zu schlagen. Auch im Südwesten flüchten die roten Völker haltlos nach Westen zurück, die Ostufer des Mississippi sind für die Kinder Manitus verloren.

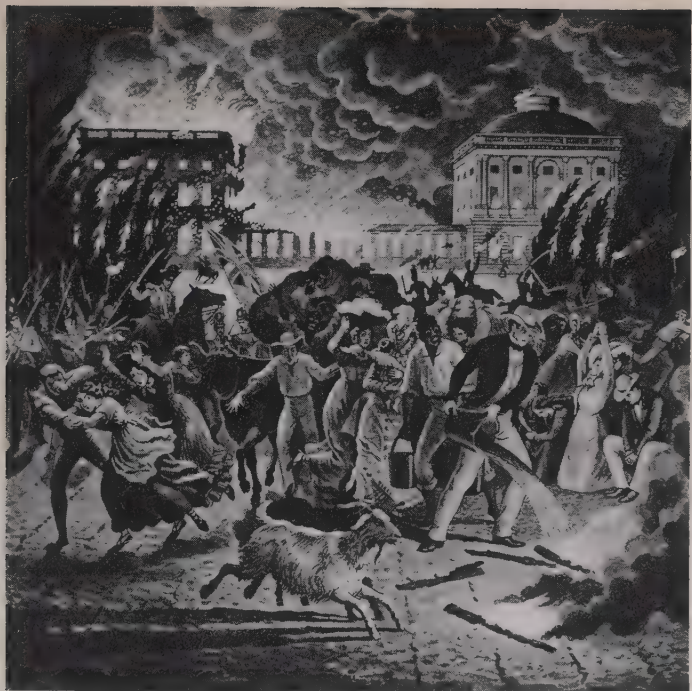
Der gleiche März 1814, in dem die letzten großen Indianerschlachten geschlagen werden, sieht den Stern Napoleons verglühen. Jenseits des Atlantik rücken in den Märztagen die Russen, Preußen, Österreicher und Briten siegreich in Paris ein – das welterschütternde Kapitel der Revolution und das Ringen um die Weltmacht ist beendet. Napoleon wird als meistgehaßter Mann Europas auf die Insel Elba verbannt.

Der Sieg ist Englands Sieg. Das Britische Imperium hat Truppen frei und schickt sie über den Ozean. Im August 1814 landet eine Flotte in der Chesapeakebucht, setzt Truppen an Land und nimmt das schwach verteidigte Washington. Unter klingendem Spiel rückt Admiral Cockburn vor das halb fertiggebaute Kapitol. Der Schwarm der scharlachrot und blau uniformierten Offiziere, der Flottenkapitäne und Intendanten ergießt sich in die Hallen des Kongreßgebäudes.

»Der Admiral besteigt im Repräsentantenhaus die Tribüne des Speakers und fragt die versammelten Offiziere: ›Soll diese Herberge der Yankeedemokratie verbrannt werden? Alle, die dafür sind, wollen aye (ja) sagen!⁴⁴«

Lärmend und jubelnd stimmen die Sieger zu, man schleppt Bücher und Akten aus den Bibliotheken und Archiven herbei, schichtet Möbel und Stühle zuhauf und zündet sie an. Das Kapitol und die öffentlichen Gebäude Washingtons hüllen sich in rote Glut und sinken zu Schutt und Asche zusammen.

In London ist man über diese Tat nicht sehr glücklich. Eine Londoner Zeitung schreibt:



Im August 1814 wurde das Kapitol in Washington von den Engländern genommen und in Brand gesteckt

»Gern würden wir den Schleier des Vergessens über unsere Taten zu Washington werfen. Die Kosaken schonten Paris, aber wir schonten die Hauptstadt Amerikas nicht.«

Der Zorn der Staaten über die Barbarei flammt in Ausbrüchen leidenschaftlichen Nationalsinnes auf. Während Washington brennt, sitzt auf einem der britischen Schiffe der Amerikaner Francis Scott Key gefangen und schreibt unter Tränen der Begeisterung das Lied »Star Spangled Banner«, das später zur amerikanischen Nationalhymne wird.

Den nächsten Schlag führt England gegen den Süden und lan-

det Anfang Dezember 1814 eine starke Armee nahe New Orleans, wo der amerikanische Volksheld Andrew Jackson mit einem Haufen Grenzer und einigen regulären Truppen, kaum halb so stark wie die Briten, in verschanzten Stellungen den Angriff erwartet.

»Bei Jackson ist der Wille eine so außerordentliche Kraft, daß man von ihm, wie vom Christenglauben, sagen möchte, er könne beinahe Wunder bewirken und Berge versetzen. Sein Wille ersetzte ihm das Genie. Als er das Kommando in New Orleans übernahm, hatte er seinen ganzen starren Willen darauf gerichtet, die Engländer zu schlagen. Er ging mit seiner angeborenen Zuversicht ans Werk und flößte seinen Glauben auch der Bevölkerung ein, die er schützen sollte ...⁴⁵«

Die Tapferkeit und Disziplin der britischen Linienregimenter trifft auf den wilden, durch nichts zu erschütternden und in den Indianerkriegen erprobten Mut der Grenzer. Als die Engländer in abgezielten und langen Linien, blaue, scharlachfarbene und resedagrüne Regimenter, unterstützt von Batterien und Schiffsgeschützen, gegen die Stellungen der Amerikaner vorgehen, empfängt sie auf kürzeste Distanz ein so wohlgezieltes Feuer, daß der Sturm vor den Wällen Jacksons zum Erliegen kommt. Der Tod des englischen Generals entscheidet das Treffen. Die Angreifer ziehen sich zurück und beginnen mit der Einschiffung.

Im September 1814 haben im neutralen Gent Verhandlungen zwischen der englischen und der amerikanischen Regierung über den Abschluß eines Friedens begonnen. England ist grundsätzlich bereit, Schluß zu machen mit dem amerikanischen Krieg, weil es bereits in Rußland den Gegner der kommenden Jahre erkannt hat. Es will sich den Rücken stärken und Friede mit der Brudernation in Übersee machen.

In der Weihnachtsnacht des Jahres 1814 wird der Friedensschluß von Gent unterzeichnet, der alle Verhältnisse unverändert läßt. Und doch sind die blutigen und schrecklichen Ereignisse der vergangenen Kämpfe nicht ohne Wirkung. Die USA haben sich zum zweiten Male die Unabhängigkeit erkämpft. Die ganze Welt weiß, daß der junge Staat jenseits des Atlantik eine Großmacht geworden ist, die nicht mehr dulden wird, daß man ihre Rechte schmälert, sei es auf dem amerikanischen Kontinent selbst oder

auf den Weltmeeren. Die Union hat sich zudem innerlich gefestigt und das Tor zum goldenen Westen aufgestoßen.

Das Banner der USA zählte in den Tagen Tecumsehs siebzehn Sterne, jetzt – da der Marsch der Pioniere nach dem Westen anhebt – werden es bald vierundzwanzig sein. 1812 tritt Louisiana als Staat der Union bei, 1816 Indiana, 1817 Mississippi, 1818 Illinois, 1819 Alabama, 1820 Maine und 1821 Missouri.

Als die Grenze sicherer geworden ist, bricht auch der Farmer und Zimmermann Thomas Lincoln von Kentucky auf und führt seine Frau Nancy mit den Kindern Sarah und Abraham ins neugewonnene Indiana.

Über die Leichen der roten Männer, über die verwüsteten Dörfer und verunkrauteten Äcker, über die Jagdgründe und Weiden eines sterbenden Volkes schreitet die junge amerikanische Nation ihrer größeren Zukunft entgegen. Tenskwatawa, »Die offene Tür«, ist zur Pforte der Pioniere geworden, durch die sich endlose Kolonnen von Planwagen westwärts ergießen. Überall brechen die Landsucher auf, und vor ihnen wandern als Kundschafter die Trapper, Pelzjäger und Pfadfinder. Über den Wagenreihen schwebt Gesang wie das Gewölk aufgewirbelten Staubes: »Auf nach Westen, Boy! Im Westen ruft die Weite, im Westen lockt das Land⁴⁶!«

»Es ist Zeit, das Tau zu kappen«

Wechselseitig haben in den vergangenen Jahrzehnten Europa Amerika und Amerika Europa beeinflusst. Die Ideen der europäischen Aufklärung stehen Pate bei der Abfassung der Unabhängigkeitserklärung der USA; die Vorgänge in Amerika, die zur Erringung der Freiheit der Vereinigten Staaten führen, erregen ihrerseits wieder gewaltiges Aufsehen in Frankreich und bereiten den Boden für die Große Revolution und die Napoleonische Zeit. Diese beiden welterschütternden Ereignisse wühlen Stürme auf, deren Wellen brausend an Amerikas Küsten schlagen.

Nicht nur der Griff Napoleons nach Haiti, seine Pläne eines französisch-amerikanischen Imperiums und der zweite amerikanische Unabhängigkeitskrieg, der gegen England geführt wird, sind mächtige Schatten, die das Europa des anhebenden 19. Jahr-



Simon Bolivar (1783–1830) nach einer Lithographie von Maurin

hunderts auf den Nordteil der Neuen Welt wirft, auch der Süden des Kontinents gerät in der Folgezeit und durch letzte Auswirkungen von Revolution und Napoleonischer Umwälzung in Aufruhr.

Als Napoleon im Jahre 1808 zu Bayonne seinen bisherigen Bundesgenossen, König Ferdinand VII. von Spanien, gefangennehmen und zur Abdankung zwingen läßt, erhebt sich das spanische Volk und gibt sich in den Cortes – den altüberkommenen, ständischen Volksvertretungen – eine Notregierung, zu der auch die amerikanischen Kolonien frei gewählte Vertreter entsenden. Als Antwort läßt Napoleon französische Truppen in Spanien einrücken und seinem Bruder Joseph die spanische Krone aufs Haupt setzen. Die in Sevilla tagenden Cortes werden zu wilder Flucht auseinander gesprengt.

Die Gelegenheit einer allgemeinen Verwirrung ergreifen die reaktionären Kreise der Hofclique und bilden zu Cadix einen Regentschaftsrat, der künftig das Recht in Anspruch nimmt, im Namen Ferdinands VII. zu regieren. Das Chaos ist vollständig, die Geister scheiden sich an den Programmen und Verfassungen, die verkündet und wieder aufgehoben werden. Als 1814 der Zusammenbruch des Napoleonischen Reiches erfolgt, kehrt Ferdinand VII. auf seinen Thron zurück, um sich zunächst in die Arme der Reaktion zu werfen. Er hebt die liberale Verfassung auf und sucht auf dem Trümmerfeld, das die Franzosenherrschaft hinterlassen hat, das alte spanische Weltreich neu zu errichten.

Es erweist sich bald, daß man nach zwanzig Jahren Revolution und Krieg nicht einfach dort fortfahren kann, wo man Anno 1789 aufgehört hat. Vornehmlich in den spanischen Kolonien ist angesichts der Hilflosigkeit und Verwirrung des Mutterlandes ein neuer Geist der Selbständigkeit erwachsen.

Mit Abbé Sieyès, dem französischen Revolutionär, rufen die Kolonien Spaniens in Amerika: »Es ist Zeit, das Tau zu kappen – das Schiff will auf Fahrt nach eigenem Willen gehen!«

In diesen entscheidenden Jahren schreibt einer der führenden Rebellen gegen die spanische Herrschaft, der Venezuelaner Simon Bolivar, in einem Zeitungsartikel:

»In dem spanischen System waren wir Amerikaner nur Leibeigene für die Arbeit oder Verbraucher fremder Waren. Fast niemals stellten wir Vizekönige oder Gouverneure, selten Erzbischöfe oder Bischöfe, Offiziere nur in den unteren Rangstufen. In allem, was die Regierung oder Verwaltung des Staates anbelangte, waren wir außerhalb der Welt. Die Südamerikaner sind durch die Jahrhunderte geschritten wie die Blinden durch die Farben; sie

waren auf der Bühne der Taten, aber ihre Augen waren verbunden; sie sahen nichts und hörten nichts . . .⁴⁷«

Seit Mai 1815 weilt Simon Bolivar auf der westindischen Insel Jamaika. Er ist von einem britischen Kriegsschiff in Kingston an Land gegangen, ein geflüchteter Revolutionär, dessen Pläne jämmerlich gescheitert sind.

Auf welche Hilfe soll Bolivar noch bauen? Nach Waterloo, nach der Restauration in Frankreich, nach dem Zusammenschluß der reaktionären Großmächte zur »Heiligen Allianz«, nachdem das Spanien Ferdinands VII. Truppen genug frei hat, um in Südamerika wieder seine alten Rechte zu wahren, scheint es keine Hoffnung mehr für die Zukunft zu geben.

Der Flüchtling hat in Kingston ein kleines Zimmer gemietet, seine Hauswirtin ist eine bösertige, alte Mulattin, die ihm das Leben zur Hölle macht. Zum erstenmal in seinem Leben geschieht es dem Sohn aus reichem Hause, daß er Not leidet. Vor seiner Abreise hat er seine Börse bis auf den letzten Duro den zurückbleibenden Freunden zur Verfügung gestellt.

»Trotz des Wechsels seiner Lebensumstände bleibt Bolivar der große Herr, als der er geboren ist. Er kann Hunger und Mühsal ertragen; aber er schätzt gute Gerichte und gute Weine, unter denen er Champagner und Grâves den Vorzug gibt. Seine Kleidung bewahrt Erinnerungen an die Zeit, in der er in Paris die Rolle eines Dandy gespielt hat. Ohne besonderen Luxus zu entfalten, ist er mit Sorgfalt und äußerst sauber gekleidet. Er badet täglich mehrere Male, und sein Verbrauch an Eau de Cologne ist groß. Er bleibt Patrizier im Auftreten wie im Umgang, ein Mann von vollendeten Formen und gewinnendem Wesen . . .⁴⁸«

Es treibt ihn zur Verzweiflung, wenn er sich von der alten, dunkelfarbigen Hexe keifend wegen der Miete mahnen lassen muß. Der englische Kaufmann Maxwell Hylopp hilft ihm schließlich mit einer erheblichen Summe aus, und Bolivar nimmt das Geld mit Grandezza entgegen. Er weiß genau, daß er es eines Tages mit Zins und Zinseszins zurückgeben wird.

Heute – an einem schönen Sommertag – reitet er mit seinem Fluchtgenossen Briceno Mendez über die staubbedeckten, end-

losen Plantagen der Küstenebene den blauen Bergen mit ihrem tropischen Zauber entgegen. Auf einer Hazienda in den palmenbedeckten Hügeln sind sie zum Tanz geladen. Simon Bolivar läßt sich kein Menuett, keine Gavotte und keinen der neumodischen Walzer entgehen. Er nennt Tanz »die Poesie der Bewegung«, und er kann nicht leben ohne das Fluidum von Musik, Flirt und Galanterie.

Später ficht er – um die immer noch nicht erschöpften Kräfte auszutoben – ein Dutzend Gänge mit dem Degen gegen Freund Briceno. Gegen Abend kehrt er in die armselige Kammer der Mulattin zurück. Ein Bad in einem hölzernen Zuber macht ihn wieder frisch und arbeitsfähig. Er trägt neue Wäsche, schwarze Seidenhosen mit Kniebund und weiße Leinenstrümpfe. Eine Weile steht er auf dem kleinen Balkon, hoch über der engen Gassenschlucht, und schaut zu den glitzernden Sternen hinauf. Die Mondsichel hängt am tiefblauen Himmel und spiegelt sich fern in dem schmalen Streifen, der unter der Silhouette der Berge vom Karibischen Meer sichtbar ist.

Bolivar geht seufzend in das Zimmer zurück, entzündet ein einfaches Talglicht, und da sein Blick zufällig dem Spiegel begegnet, tritt er vor die matte Scherbe, hält das Licht empor und schaut sich selber ins Auge.

»Nun, Simon de Bolivar!« sagt er halblaut, »Abkömmling uralten Kolonialadels, Sohn von Hidalgos und Hazienderos, Mann, den sein Volk ›Libertador‹ – Befreier – nennt: Wo stehst du und wie laufen die Dinge?«

»Bolivar hat eine hohe, nicht sehr breite Stirn, die schon tief von Falten gefurcht ist. Die Brauen schwingen dicht und schön über den Augen, die lebhaft und durchdringend, wahrhafte Spiegel seiner Seele sind, die sich jeden Augenblick ihren Empfindungen hingibt. Die Nase ist lang und gebogen, die Backenknochen vorspringend, die Wangen eingefallen von Strapazen und Entbehrungen. Und das Haar ist kraus und schwarz, aber es beginnt schon zu ergrauen...⁴⁹«

»Wie ist die Lage? Man muß Klarheit haben, bevor man neue Pläne macht«, sagt der einsame Mann zu seinem Spiegelbild.

Simon Bolivar wendet sich um. An der kahlen, getünchten Mauer über dem kleinen Tisch ist mit ein paar Nägeln eine große

Karte Amerikas befestigt. Es ist eine ältere Karte, vor 1810 gedruckt, mit den Grenzen der Kolonialbereiche. Oben im Norden zeigt die Küste Alaskas bis etwa zum 55. Breitengrad die Farbe der Russen, der übrige Norden, das gesamte, große Kanada, gehört den Engländern. Die USA haben ihren Staat bis zum Mississippi ausgedehnt, dahinter beginnt – von der Mississippimündung dem Lauf des Arkansasflusses folgend und über die Felsengebirge hinübergreifend bis zur kalifornischen Küste nördlich San Franciscos – spanisches Hoheitsgebiet: das gewaltige Vizekönigreich Neuspanien mit Mexiko als Kernland. Nördlich der Landenge von Panama grenzt Neuspanien an das Vizekönigreich Neugranada, zu dem Venezuela, die engere Heimat Bolivars, gehört. Das dritte spanische Vizekönigreich heißt Peru und umfaßt das eigentliche Hochland Peru mit dem Tausende von Meilen langen Küstenland bis zum äußersten Süden Chiles. Jenseits der Cordillere, bis zum Gestade des Atlantischen Ozeans, erstreckt sich das vierte der Vizekönigreiche: La Plata oder Argentinien. Den größten Raum Südamerikas, vom englischen und französischen Guayana bis hinab zum 33. Grad südlicher Breite, beansprucht das portugiesische Brasilien.

Die Grenzen, wie sie diese veraltete Karte zeigt, wird es nie wieder geben. Die Revolution hat überall neue Staatsgebilde entstehen lassen. Simon Bolivar hat ihre ungefähre Abgrenzung mit dickem Rotstift eingetragen.

Nach Vertreibung der Bourbonen aus Spanien durch Napoleon begannen in Mexiko Unruhen. Als der Vizekönig Don Francisco de Venegas versuchte, das Land in Gehorsam gegen die spanischen Cortes und später gegen die Regentschaft in Cadix zu halten, erhoben sich die ehrgeizigen Kreolen. Es fanden langdauernde, wilde Kämpfe statt, aus denen schließlich General Morelos, in dessen Heer zahlreiche Indianer kämpften, als Diktator hervorging. Wenig später trat in Mexiko die Wendung ein. Spanische Truppen landeten, die Kreolen liefen zu den Spaniern über, weil sie keine Revolution wünschten, die Indios zu Soldaten gemacht hätte; Morelos geriet durch Verrat den Spaniern in die Hände und wurde am 15. Dezember 1815 erschossen.

In allen anderen Vizekönigreichen – außer in Peru – war es 1810 ebenfalls zu Erhebungen, zu Kämpfen und zur Machtergreifung durch Diktatoren gekommen. Doch die europäischen Ereignisse – Napoleons Sturz und die Restauration König Ferdi-

nands VII. – hatten das Schwergewicht der Macht wieder auf die Seite Spaniens verschoben. Überall landeten Truppen und traten die Brandherde der Revolution aus.

»Mit Ausnahme von Rio de la Plata (Argentinien), das nach der Loslösung vom Mutterlande nicht mehr in seiner Selbständigkeit bedroht worden ist, aber seitdem unter schweren inneren Kämpfen leidet, und der Republik Paraguay, in der sich Doktor Francia zum Diktator aufgeschwungen hat, ist nach der Thronbesteigung Ferdinands VII. ganz Spanisch-Amerika dem königlichen Zepter unterworfen. In Mexiko, Quito, Chile und Hochperu (später Bolivien) ist die Revolution besiegt. In Peru war sie, von unbedeutenden Versuchen abgesehen, überhaupt nicht ausgebrochen. Hier ragt die stärkste Burg der spanischen Macht in Südamerika: der vom Hofe begünstigt, ja umschmeichelte Konquistadorenadel, der ›Goldadel‹, der die Massen – die große Zahl der Negersklaven und die indianischen Minenarbeiter, die hier anders als in Venezuela revolutionär sind – mit unerschütterlicher Gewalt niederhält...⁵⁰«

Die Revolution in Lateinamerika ist nur eine Angelegenheit der zahlenmäßig geringen gebildeten Oberschicht, die sich an Europas Ideen geschult und entzündet hat. Es sind die Aufklärer, die Schwärmer und selbstbewußten Hidalgos, die sich von Europa und von Spanien losreißen wollen. Die Masse des Volkes hat nichts gegen die Herrschaft des Königs – er ist ja nur zu oft ihr einziger Beschützer. Indios und Negersklaven sind die Lastträger der reichen Dons, sie sind geknechtet, ohne politische Willensbildung, ohne Programm und ohne Führung. Wie zu Göttern blicken sie zu den Beamten, Statthaltern und Richtern auf, die über die Gesetze wachen, deren Sinn es ist, Grausamkeiten der Plantagen- und Minenbesitzer zu verhindern. Warum sollen sich die Indios oder Neger gegen ihre Verteidiger erheben?

Selbst die Schicht der »Pardos«, der Viehhirten in den Savannen, der Handwerker, kleinen Krämer und weißen Kleinbürger der Städte, ist nicht für die Idee der Revolution zu gewinnen. Männer aus ihrer Mitte dürfen in den Gemeinderat gewählt werden und die unteren Offiziersstellen besetzen. Spanien hat diese Vorrechte gegen den erbitterten Widerstand der herrschenden Kreolen gewährt. Zwischen Pardos und Kreolen stehen Neid,

Mißgunst, Furcht wie unübersteigbare Trennwände. Reich gewordene Pardos können neuerdings durch die Gnade des spanischen Königs noch weiter aufsteigen.

»Für die Streichung aus der Liste der Pardos sind 700 Realen, für den Namenstitel ›Don‹ 1 400, für die Stellung eines Schreibers 6 000, für die Adelserklärung und die damit verbundene Bestätigung des ›rein weißen Blutes‹ gar 100 000 Realen an die königliche – ewig schwindsüchtige – Kasse abzuführen⁵¹.«

Zwischen den scharf abgegrenzten Fronten der Weißen und der Schwarzen treiben die Mischlinge:

»Es gibt in diesen unselig zerrissenen Ländern

1. die Weißen, die in Europa geboren sind,
2. die in Amerika geborenen Weißen (Kreolen),
3. die reinen Indianer,
4. die Mestizen, Mischlinge aus indianischem und europäischem Blut,
5. die reinen Neger,
6. die Mulatten, Produkte der weißen und schwarzen Rassen,
7. die Zambos, die indianisches und Negerblut haben . . .⁵²«

Es ist in den spanischen Kolonien ganz ähnlich, wie es im vorrevolutionären Frankreich war: Nicht die hungernden Landarbeiter, nicht die ausgebeuteten Bauern, nicht das Proletariat der Großstädte führen die Revolution herauf, sondern das Großbürgertum, das nach Mitbestimmungsrecht bei Gesetzgebung und Steuerbewilligung drängt. In den spanischen Vizekönigreichen sind es – mit Ausnahme des Konquistadorenadels von Peru – fast ausschließlich die reichen Kreolen, die Herren der Landgüter und Bergwerke, die das revolutionäre Element darstellen. Sie wollen ihr schönes Land, in dem sie seit vielen Generationen sitzen, selbst regieren und die hochmütigen Beamten Spaniens zum Teufel jagen . . .

Auf die Kreolen muß Simon Bolivar bauen; die übrigen Schichten des Volkes müssen erst zur Freiheit erzogen werden. Der einsame Mann in dem kleinen Zimmer hoch über den Gassen von Kingston wirft noch einen Blick auf die Karte, dann setzt er sich

an den kleinen, wackligen Tisch. Die Rohrfeder raschelt in fliegender Eile über das Papier. Er schreibt für eine Londoner Zeitung einen »Brief aus Jamaika«:

»Das Schicksal Südamerikas hat sich für immer entschieden. Das Band, das uns mit Spanien einigte, ist zerschnitten. Was uns einst verband, trennt uns nun auf immer. Der Haß, den uns die Iberische Halbinsel einflößt, ist größer als das Meer, das uns von ihr scheidet. Ein Volk, das seine Unabhängigkeit liebt, wird sie am Ende auch erringen! Die Freiheit Lateinamerikas wird die internationale Politik von Grund auf ändern. Die freien Völker, die sich hier bilden, werden den Anstoß zu einer Gleichgewichtspolitik geben, die den ganzen Erdball umspannt...⁵³«

Begeisterung reißt ihn fort, Visionen zeigen ihm das Bild Amerikas in ferner Zukunft.

»Es werden Kanäle gebaut werden und so die Entfernungen der Welt verringern, die Handelsbande Amerikas, Europas und Asiens enger knüpfen. Alle Gaben der vier Kontinente werden nach diesem glücklichen Fleckchen Erde strömen... Wie schön wäre es, gewänne die Landenge von Panama für uns die Bedeutung, die der Isthmus von Korinth für die Griechen hatte! Ach, vielleicht wird hier eines Tages eine erlauchte Versammlung von Vertretern aller Republiken, Königreiche und Kaiserreiche dieser Welt ihren Sitz nehmen, um über die Fragen des Krieges und Friedens Rat zu pflegen. Vielleicht wird einmal in Amerika die Hauptstadt der Welt gegründet werden⁵⁴!«

Aus dem aufständischen Cartagena, der stärksten Festung Neugranadas, treffen furchtbare Nachrichten in Kingston ein. Die Leiden der von Regierungstruppen eingeschlossenen Rebellen sind unsäglich. Und Bolivar kann nicht helfen, er lebt als geduldeter Emigrant, als Bettler fast, in Jamaika!

Seine Lage wird untragbar – der Kredit des Engländers ist aufgezehrt oder an notleidende Flüchtlinge aus der Heimat weiterverteilt worden. In dieser höchsten Not naht wiederum wie durch ein Wunder die Hilfe. Louis Brion, ein Kaufmann aus Curaçao, begeisterter Revolutionär, glühender Spanienhasser und Verehrer Bolivars, stellt dem mittellosen Flüchtling sein bedeutendes

Vermögen und einen mit englischen Gewehren und Munition vollbeladenen Dreimaster zur Verfügung.

Bolivar drängt sofort zum Aufbruch, um mit neugeworbenen Freiwilligen, die mit den englischen Waffen ausgerüstet werden, das belagerte Cartagena zu befreien.

Aber schon kurz nach dem Auslaufen des Schiffes treffen sie auf eine Barke mit entronnenen Patrioten aus Cartagena. Die Flüchtlinge berichten, daß die Hafenfestung gefallen sei. Die Akazienallee auf der Plaza hänge voll von Leichen der Gerichteten, die Gräben der Forts hallten wider von den Salven der Erschießungskommandos.

Bolivar und Brion kehren nach Kingston zurück, in dessen Hafen in den nächsten Tagen noch einige Schiffe mit Flüchtlingen einlaufen. Mehr als dreihundert Männer sammeln sich um Bolivar. Da die Engländer das kleine Heer von Revolutionären mit Mißtrauen betrachten, läßt Bolivar die Schiffe von neuem bemannen und führt die Flotte an Jamaika vorüber nach Haiti zum Hafen Port-au-Prince.

Dort blüht die unabhängige Negerrepublik, die sich nach dem Sturz Dessalines' unter der Präsidentschaft des Mulatten Pétion gebildet hat, in ungefährdeter Freiheit.

Eine vorauslaufende schnelle Barke meldet die Ankunft der Flüchtlinge und bittet um Asyl. Als der Dreimaster Brions in den Hafen einfährt, sind die Häuser beflaggt, eine scharlachrot uniformierte Musikkapelle begrüßt Bolivar und die Seinen mit schmetternden Märschen. Am Kai steht Präsident Pétion mit seinem Kabinett. Pétion ist 46 Jahre alt, er ist der Sohn eines Weißen und einer Negerklavin. Die farbigen Bürger Haitis verehren ihn wie einen Vater. Der Präsident ist mit großem Erfolg um die Förderung der Wirtschaft und die Hebung der allgemeinen Volksbildung bemüht. In seinen Reden hämmert er dem Volke ein:

»Fortschritt zu wahrer Freiheit, die nicht Zügellosigkeit ist, setzt Bildung und Erziehung voraus. Das zu vollbringen ist moralische Pflicht des Staates. Freiheit bedeutet nicht, die Dinge treiben zu lassen, wie sie treiben, Freiheit ist immer Erziehung und Formung...⁵⁵«

Das ist der Mann, der Simon Bolivar, den Vorkämpfer für die Unabhängigkeit und Freiheit Südamerikas, empfängt.

Am 2. Januar 1816 gibt Präsident Pétion ein Galaessen für seinen Gast. Die Tafel, geschmückt mit dem alten Silber der ehemaligen Plantagenherren, strahlt von Kerzen. Ringsum glitzern die Ordenssterne und Goldepauletten der dunkelhäutigen Offiziere und Würdenträger. Simon Bolivar sitzt neben Pétion, dann folgen Briceno Mendez und Piar, Marino, Bermudez und Brion, die Getreuen des Libertadors.

Trinksprüche werden gewechselt, und Bolivar dankt mit bewegten Worten der Republik Haiti und ihrem verehrungswürdigen Präsidenten für die gastfreundliche Aufnahme.

Als die Tafel aufgehoben ist, bittet Präsident Pétion den Libertador, die engsten Vertrauten Bolivars und die Minister seines eigenen Kabinetts in sein Arbeitszimmer.

»Ihr müßt uns selber berichten von dem Verlauf der Revolution und von Euren Erlebnissen«, sagt er mit freundlicher Bitte zu Bolivar. »Meine Freunde wollen sich ein möglichst vollständiges Bild von den Ereignissen dort drüben im Süden des Kontinents machen. Auch uns kann es nicht gleichgültig sein, ob die Spanier sich wieder in den Sattel setzen. Von einem unterdrückten Spanisch-Südamerika könnte eines Tages der Versuch zur Rückeroberung Haitis gemacht werden. Siegt dort aber die Freiheit, so sind wir sicher vor einem spanischen Abenteuer!«

Simon Bolivar schreitet, in Gedanken verloren, neben Pétion durch die langen Flure und Höfe des Regierungssitzes zum abseits gelegenen Präsidialbüro. Während die anderen angeregt plaudern – wartend, bis die Diener Getränke und Rauchwaren serviert haben, erscheint ihm die wechselvolle Bühne der Vergangenheit wie von grellen Blitzen taghell erleuchtet.

Da ist das Vaterhaus zu Caracas, an der Plaza de San Jacinto – ein breites, vornehmes Gebäude mit Balkonen und vergitterten Fenstern, hinter denen aller Reichtum und Prunk des Kolonialadels geborgen liegt. Er, der junge Bolivar, ist der Erbe eines Millionenvermögens, künftiger Herr über ein Dutzend Plantagen. Er sieht die elegante, schlanke Mutter mit ihrer Begleitung über die Kaffee- und Kakaopflanzungen von San Matteo reiten und den arbeitenden Kolonnen der Negersklaven freundliche Worte zurufen; er sieht die abendliche Cour der schwarzen Landarbeiter vor der Freitreppe, wie sie vorüberdefilieren und von Doña Conception, der Mutter, nach ihren Beschwerden und Wünschen gefragt werden. Da gibt es den alten, prunkvollen Waffensaal, die

halbdunklen Alkoven, in denen die Damen bei Kaffee und Kuchen plaudern, und den von Granatapfelbäumen beschatteten Patio – den Innenhof mit dem plätschernden Brunnen, zu dessen Füßen er so oft mit seinem Hauslehrer Rodriguez gesessen hat!

Rodriguez – Robinson nannten sie ihn –, den von Rousseau, von der natürlichen Lebensform und den Ideen der Gleichheit und Freiheit begeisterten jungen Gelehrten, der Simon Bolivar die Sehnsucht nach einem höheren, gerechteren Menschentum gelehrt hat.

Vorüber ist alles, für ewig zerronnen sind die unbeschwerten Tage von Caracas, die meisten der Verwandten und Freunde sind tot.

Andere Bilder tauchen auf! Er sieht sich in Madrid, wo er Rechtswissenschaften studiert, oder in Paris, wo er an dem berühmten Polytechnikum, der Heimat der Naturwissenschaften, Erkenntnisse erringt. Dort begegnet er dem großen Alexander von Humboldt, der soeben von seiner Amerikareise zurückgekommen und durch seine aufsehenerregenden Berichte und Forschungsergebnisse zum zweiten Entdecker des Landes geworden ist. Zu ihm spricht er begeistert davon, daß der Tag kommen werde, der die Völker Südamerikas frei und unabhängig von Europas Herrschaft sehen werde, und Humboldt antwortet nachdenklich: »Es ist möglich, daß die Frucht reif ist . . .«

Wie glücklich haben ihn damals diese Worte gemacht!

Es ist das Paris der Kaiserkrönung Napoleons. Der spanische Gesandte verschafft dem jungen Südamerikaner eine der begehrten Einladungen nach Notre Dame zur Krönungsfeier – aber der junge Kreole verbringt die Stunden der Krönung, als die Glocken läuten und die Kanonensalven donnern, einsam bei der Lektüre von Rousseaus »Contrat social«.

Niemals hat er sich vor einem anderen Menschen gebeugt, seine Gedanken fliegen hoch und kühn. In Begleitung von Rodriguez begibt er sich zu der Audienz, die ihnen Seine Heiligkeit der Papst in Rom gewährt hat. Er bringt den spanischen Gesandten außer Fassung, als er, Simon Bolivar, sich weigert, das Knie zu beugen, bis der Papst lächelnd abwehrt: »Lassen Sie doch den jungen Indianer, er mag tun, was ihm gefällt!« Damals ist er mit Rodriguez auf den Monte Sacro hinaufgewandert, wo einst nach der Legende die Plebejer trotzig gelagert hatten, als die Tyrannei der Patrizier allzu drückend geworden war.

»Er sank auf die Knie und schwor Rodriguez, dessen Hände er ergriff, bei der heiligen Erde, die seine Füße berührten, sein Vaterland zu befreien⁵⁶.«

Das Schicksal selber hatte ihn für die Aufgabe geweiht, indem es ihn tragisch frei machte und mit schmerzendem Schnitt löste von allem, was ihn menschlich band. Er hatte im Jahre 1803, mit kaum zwanzig Jahren, ein schönes, geliebtes Mädchen geheiratet, aber schon ein Jahr später trennte der Tod die Ehe.

Bolivar fährt aus tiefen Träumen auf, als Präsident Pétion ihn bittet, mit seinem Bericht zu beginnen.

»Es war vor zehn Jahren, Euer Exzellenz, Anno 1806, und wieder lag die Kriegsdrohung in der Luft Europas. In Frankreich, wo ich mich studienhalber aufhielt, fand ich kein Schiff mehr, das über das Meer fuhr, und so eilte ich über Holland nach Hamburg. Doch auch hier waren schon die Truppen des Kaisers im Anmarsch, die Elbmündung zu sperren. Mit der ›Sukey‹ – einem Amerikaner – kam ich eben noch aus dem Hafen, bevor Napoleon die Stadt besetzte. Das Schiff lief nach Boston. Von dort aus besuchte ich New York und Philadelphia. Welch ein Aufschwung, Euer Exzellenz! Welch ein bewunderungswürdiges Volk inmitten von Friede und Freiheit! Wie es blüht und gedeiht, seit es sich frei gemacht hat!

In diesem Jahre 1807 griff England, wie Euer Exzellenz wissen, das mit Napoleon verbündete Spanien in seinen Kolonien an. Kapitän Popham landete Truppen bei Buenos Aires und besetzte die Stadt. Doch die argentinischen Patrioten, die niemals sehr brittenfreundlich gewesen waren, warfen die Angreifer wieder ins Meer zurück, und dabei blieb es. Etwas Ähnliches hatte sich bereits 1806 in Venezuela abgespielt. Hier hatte General Miranda zusammen mit einigen Kreolen versucht, unter dem Schutz der britischen Flotte in Coro zu landen und den Freiheitskampf Venezuelas zu entfesseln. Aber er fand keinen Widerhall im Herzen seiner Landsleute, für die er ein Verräter im englischen Solde blieb.

Miranda...« – Simon Bolivar sinnt einen Augenblick nach –, »Miranda«, sagt er leise, »welch ein Mann! Mit siebzehn Jahren war er nach Spanien gegangen und Offizier geworden. Er diente als Freiwilliger unter George Washington im Unabhängigkeitskrieg, bereiste die halbe Welt, lebte am Hofe Katharinas von

Rußland, eilte schließlich in das Frankreich der Revolution und kämpfte als General der Sansculotten in Belgien. Vor ein Kriegsgericht gestellt, gelang es ihm, nach England zu entfliehen. Jetzt, in seinem siebenundfünfzigsten Lebensjahr, versuchte er die ›Befreiung‹ der Heimat mit Hilfe der britischen Flotte. Doch unter Befreiung verstand England Besitzergreifung, und das Volk Venezuelas spürte den Wolf unter dem Schafspelz und wies Mirandas Hand zurück.«

Gedankenverloren trinkt Simon Bolivar einen Schluck von dem bernsteinfarbenen Wein, dann spricht er von seinem eigenen Wege als Revolutionär.

»Das Jahr 1808, in dem Napoleon den spanischen König absetzte und die Cortes aus Sevilla vertrieb, änderte alles. Miranda forderte durch Briefe an die Stadträte von Buenos Aires, Quito, Bogotá und Caracas das Volk seines Heimatlandes auf, die Gunst der Stunde zu nutzen und sich von der spanischen Vorherrschaft frei zu machen. In seinen Sendschreiben entwickelte er ein genaues Programm zur Erringung der südamerikanischen Unabhängigkeit.

Meine Freunde und ich traten damals in Caracas in aller Offenheit für die Loslösung von Spanien ein. Die ›Junta‹, die neugebildete spanische Regierungsbehörde zu Caracas, schwankte zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand. Am Gründonnerstag des Jahres 1810 gingen wir zu offener Rebellion über. Wir rotteten unsere Leute zusammen, zogen vor das Gebäude der Junta und setzten den spanischen Vizekönig ab. Sie wissen, Exzellenz, daß am 25. Mai des gleichen Jahres auch in Buenos Aires an Stelle der spanischen Behörden eine regierende Versammlung aus Bürgern des Landes eingesetzt wurde, und am 20. Juli geschah dasselbe zu Bogotá in Neugranada. Chile und Mexiko folgten, und bis zum September hatte sich ganz Südamerika vom Mutterland losgesagt.

Bei all diesen Ereignissen war England stets heimlich auf unserer Seite, obwohl es Spaniens Bundesgenosse im Kampf gegen Napoleon war. London erhoffte sich von der allgemeinen Revolte die Öffnung Südamerikas für den englischen Handel, dem bisher durch die spanischen Gesetze jede Betätigung in den spanisch-amerikanischen Kolonien untersagt gewesen war.

Exzellenz, ich will Sie nicht mit Einzelheiten jener bewegten Jahre langweilen. Ich wurde als Abgesandter der Freiheitskämpfer nach London geschickt, um Waffen zu kaufen und enge Ver-

bindung mit der britischen Regierung herzustellen. Man lud mich ein und sagte mir viele Komplimente über die südamerikanischen Patrioten, aber bei den Verhandlungen mit den maßgebenden Männern – dem Herzog von Gloucester, Admiral Cochrane und dem jetzigen Herzog von Wellington – erreichte ich nicht mehr als die Zusicherung des geheimen Wohlwollens, das zu keinerlei ernsthaften Taten bereit war. England war der Verbündete des spanischen Königs und wollte es nicht riskieren, wegen Südamerika auf die Vorteile dieses Bündnisses zu verzichten. Ich ging nach Caracas zurück. Dort fand ich alles vom Revolutionsfieber gepackt. Das Wort ›Unabhängigkeit‹ war auf allen Lippen.

Am 1. Juli 1811 haben wir uns feierlich zu den ›Menschenrechten‹ bekannt, am 3. Juli wurde die Unabhängigkeitsfrage debattiert. Ich erklärte in meiner Rede vor der nationalen Junta:

›Legen wir ohne Furcht den Grundstein zur amerikanischen Freiheit. Zögern heißt untergehen!‹

In der stürmischen Sitzung des 4. Juli – auf den Tag genau fünfunddreißig Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung der USA – wurde die Souveränitätserklärung angenommen. Wir feierten den 14. Juli, den Tag der Erstürmung der Bastille, bereits unter dem neuen Banner – dem ›Regenbogen‹ Venezuelas – mit den Farben gelb-blau-rot. Jede Farbe symbolisiert ein Grundrecht des Bürgers.«

»Trinken wir auf Ihre Flagge!« – Präsident Pétion hebt das Glas –, »auf daß sie bald über ganz Venezuela leuchten möge!«

Simon Bolivar dankt freundlich und plaudert weiter aus seinen Erinnerungen.

»Zur rechten Stunde kam Miranda mit einem Stab von Offizieren und mit dringend benötigten Waffen aus London. Wir mobilisierten die Milizen und machten uns daran, die spanischen Truppen aus dem Lande zu jagen. Ich stieg vom Oberstleutnant rasch zum General empor und wurde – dank der Anhänglichkeit meiner Landsleute – zum Führer des Befreiungskampfes berufen. Aber die Spanier waren zu stark für unsere geringen Kräfte, wir wurden vernichtend geschlagen. Miranda fiel in ihre Hände, wurde in Ketten nach Spanien gebracht und starb dort im Kerker. Ich selber floh nach der Insel Curaçao und begab mich von dort nach dem Hafen Cartagena in der Nachbarrepublik Neugranada, wo ich

abermals an die Spitze eines kleinen Heeres trat. Erbittert über das, was wir von den Grausamkeiten der Spanier vernahmen, erklärte ich damals den Dons den Krieg auf Leben und Tod. Wie entsetzlich war dieses fürchterliche Blutvergießen! Mein Freund Briceno Mendez, der hier neben mir sitzt, pflegte damals die Köpfe getöteter Spanier als Morgengaben an die Kommandeure der uns gegenüberliegenden Regimenter zu versenden. Aber die Untaten der Spanier waren so himmelschreiend, daß sogar diese Rache zu gering war.

Nach schweren Kämpfen überschritten wir die Hochkordilleren und erreichten am 4. August 1813 Caracas. Wir kamen als Befreier des Volkes aus unerträglich gewordener Tyrannei. Diesen Tag darf ich den Höhepunkt meines Lebens nennen.

»Alle Glocken läuten. Kanonensalven erschüttern die Luft. Ich in Generalsuniform, den Feldherrnstab in der Hand, werde genötigt, einen Triumphwagen zu besteigen. Zwölf der schönsten Mädchen, in weißen Gewändern und Blütenkränze im Haar, ziehen ihn durch die Straßen. Hinter mir folgt eine Ehrengarde mit den erbeuteten Fahnen...⁵⁷«

Das geschah kaum ein Jahr, nachdem ich Caracas als Verfemter verlassen hatte. Welch ein Wunder! O Gloria y Libertad!«

Tiefbewegt schweigt Bolivar und trocknet sich mit einem seidenen Tuch die feuchte Stirn.

»Die Dame Fortuna ist eine Dirne!« erklärt er nach einer Weile bitter. »Kaum ein Jahr blieb sie mir treu. Im Januar 1814 hatte mir die Nationalversammlung zu Caracas die oberste Zivil- und Militärgewalt übertragen, aber im Frühjahr erhob sich die Savanne gegen uns und für Spanien. Das Savannenland meiner Heimat zieht sich die Kordillere entlang im Süden bis zu den Ufern des Orinoco, es sind Niederungen und Sümpfe, die mit hohem Gras bedeckt und von kleinen Waldzungen durchsetzt sind – das weite Reiterland der Llaneros. Diese berittenen Rinderhirten und Räuber, zusammengewürfeltes, wildes und gefährliches Volk von Pardos, Indios, Mulatten und Weißen, sind allezeit bereit zu rauben, zu plündern, zu morden. Ihr blutdürstiger Anführer Boves führte im Namen des Königs von Spanien seine Barbaren gegen die Siedlungen und rückte schnell nordwärts. Welch ruhmvolle Heldentaten vollbrachten unsere Verteidiger, welch un-

endliches Leid, was für Greuel und entsetzliche Taten geschahen in der Verlassenheit des Plantagenlandes und in den Savannen! Sie schlugen uns in den Ebenen, ihre unendlichen Reitermassen donnerten mit eingelegten Lanzen und geschwungenen Macheten über unsere Bataillone hinweg. Wir waren verloren!«

»Vergiß nicht Valencia!« wirft Briceno Mendez mit haßvoller Stimme ein. »Als der schreckliche Boves mit seinen Horden die Stadt erreichte, schwor er auf die Hostie, Amnestie und Menschlichkeit zu gewähren. Die Verteidiger öffneten die Tore, sie blieben alle hinter den Mauern, obwohl sie schon zu Flucht und Abzug bereit waren. Boves suchte persönlich die Familien der Vornehmen auf, sie zum Festball zu laden. Sie erschienen alle in Festkleidern, die Musik spielte, und die Llaneros tanzten mit den angstzitternden Schönen von Valencia. Inzwischen aber wurden die Männer, einer nach dem anderen, hinausgebeten und im Hof an die Mauer gestellt. Plötzlich zerriß eine Salve, begleitet von einem einzigen, furchtbaren Aufschrei, die zum Tanz aufspielende Musik. Die Mütter fielen vor dem Bluthund auf die Knie und flehten um das Leben ihrer Söhne. Doch Boves zwang sie mit der Reitpeitsche, mit ihm und seinen Llaneros Piquirico zu tanzen. Unterdessen metzelten auf dem Hofe die betrunkenen Savannenreiter mit den langen Seitenmessern die männliche Bevölkerung Valencias nieder. Der Rest war Plünderung, Gewalttat und Schande...«

»Unser Freund Ribas, General der Patriotenarmee«, sagt Simon Bolivar, »tat angesichts der Greuel, welche die spanisch gesinnten Monarchisten verübten, einen feierlichen Racheschwur:

»Die Schrecken, die ich habe mit ansehen müssen, lassen mich schauern und flößen mir einen tödlichen Haß ein gegen alles, was Spanier heißt. Ich schwöre, kein Mittel unversucht zu lassen, sie auszurotten⁵⁸!«

Wir flüchteten nach Caracas zurück, dort zerfiel unser Heer. Ribas, Piar und andere Führer warfen sich mit ihren Scharen in die Berge und Wälder, wo sie den Kampf fortzusetzen gedachten. Aber den tapferen Ribas brachte Verrat in die Hand der Spanier. Sie folterten ihn zu Tode und stellten sein Haupt in einem Eisenkäfig zur Schau. Von seiner Familie wurden fünfundzwanzig Männer und Frauen getötet. Ich selber schiffte den Rest meiner

Getreuen ein und begab mich nach Neugranada. Wie es in Venezuela aussieht, Exzellenz, ist kaum zu beschreiben.

»Es gibt keine Provinzstädte mehr. Wo früher mehrere Tausende wohnten, ist die Bevölkerung auf hundert bis zehn Personen zurückgegangen. In einzelnen Ortschaften gibt es nur noch stumme Zeugen menschlichen Lebens... Die Wege und Felder sind bedeckt mit Toten, die niemand beerdigt. Von angesehenen Familien ist nichts als der Name übriggeblieben. Die Landgüter sind verlassen. In den größeren Städten sind schon die wichtigsten Lebensmittel nicht mehr zu kaufen...⁵⁹«

Bolivar, überwältigt von den Erinnerungen, vermag nicht mehr zu sprechen. Die Freunde schweigen. Nach einigen Minuten schmerzvoller Stille hört man wieder die Stimme des Libertadors.

»Sofort als ich in Cartagena eingetroffen war, erließ ich einen Aufruf an das Volk Neugranadas:

»Ich bin kein anderer als ihr! Und ihr sollt – wie ich – nur daran denken: Unser Vaterland ist Amerika, unsere Feinde sind die Spanier, und unsere Losung heißt Unabhängigkeit und Freiheit⁶⁰!«

Der Kongreß der Republik Neugranada übertrug mir den Oberbefehl über die Armee, und es gelang uns, Bogotá und die Andenprovinz zu befreien. Aber die Generäle, die einflußreichen Hazienderos und Bandenführer, eifersüchtig auf meine Stellung, vergaßen über ihren persönlichen Ansprüchen die Sache des Vaterlandes und verließen grollend das Heer. Indessen war Napoleon, der große Gegner Spaniens, geschlagen. Die bisher in Europa kämpfenden Truppen wurden für den Kolonialkrieg frei und in Eiltransporten nach Südamerika geführt. Im Frühjahr traf General Morillo ein und nahm Rache an allen, die für die Freiheit gestritten hatten. Mit mir schiffte sich Briceno Mendez auf einem englischen Kreuzer ein, der Jamaika anlaufen sollte. Den Bürgern der Republik hinterließ ich eine Botschaft:

»Begreift das Maß meines Schmerzes! Seht, ich opfere mein Herz, meinen Ruhm, meine Ehre, euch dem Siege entgegenführen zu dürfen!... Aber ich muß scheiden von euch, die ihr in Glück und

Unglück meine getreuen Gefährten wart! Lebt wohl! Lebt wohl ⁶¹!«

Bolivar springt auf und tritt ans Fenster, seine Schultern zucken.

Briceno Mendez führt den Bericht des Libertadors zu Ende.

»Exzellenz – nach der Einnahme von Cartagena durch die spanischen Truppen war es für Morillo ein leichtes, Kolumbien bis Bogotá zu unterwerfen. Es gelang ihm auch, die Verbindung mit den in Peru und Argentinien operierenden spanischen Truppen herzustellen. Die Gefängnisse Südamerikas füllten sich mit Gefangenen und Geiseln. Hunderte sind fusiliert worden. Der Gelehrte Caldas, Alexander von Humboldts Begleiter, wurde hingerichtet; man warf ihm vor, er habe mit seiner Wissenschaft die Revolution unterstützt. Sie wissen, Caldas war nichts anderes als Botaniker und Zoologe! Überall wurden Bücher verbrannt, die den Spaniern nicht genehm erschienen. Von Mexiko bis hinab in den Süden Chiles war der Sieg der Reaktion vollständig. Die Führer der Patrioten in Chile – O'Higgins und Carrera – flüchteten über die Anden nach Argentinien, in das einzige Land, das dem spanischen Angriff widerstanden hatte. Doch auch diese Republik war durch die Kämpfe ihrer Generäle und durch ihren Streit mit den Staaten Uruguay und Paraguay zerrissen. Woher sollte die Rettung kommen?«

Wieder ist es Präsident Pétion, der das rechte Wort findet.

»Señores«, sagt er, »nichts ist verloren als eine Schlacht. Ich habe jüngste Nachrichten aus Argentinien, daß die Peruaner, die über die Kordillere bis Tucuman vorgedrungen sind, den weiten Entfernungen und der Kriegskunst des argentinischen Generals San Martin erlegen sind. Hoffen Sie auf San Martin! Dieser Mann hat mit Erfolg gegen Napoleon gekämpft, er ist ein glänzender Stratege. Man berichtet mir, daß er bereits am Fuß der Kordillere stehe und Chile und Peru bedrohe. Man gießt in Argentinien die Kirchenglocken zu Kanonen um und schmiedet Gewehre. In Paraguay gibt es aus Jesuitentagen Werkstätten genug, die Pulver und Geschütze herstellen können. Vor den Toren Chiles sammelt sich bereits die Befreiungsarmee.

Und auch Ihre eigene Lage erscheint mir nicht aussichtslos. Bisher ist die Erhebung der spanischen Kolonien mehr oder weniger Angelegenheit einer Herrenschicht der reichen Hazienderos und Minenbesitzer gewesen. Die Greuel der Spanier aber haben den

Befreiungskampf zum Anliegen des ganzen Volkes gemacht; General Morillo selbst ist Ihr bester Propagandist. England, das die spanische Unterstützung nach dem Sieg über Napoleon nicht mehr beansprucht, wird Ihnen mit Geld, Waffen und Freiwilligen helfen; denn ein freies Südamerika wird – wie Sie selber sagen – zum bevorzugten britischen Markt, den England niemals dringender gebraucht hat als jetzt, da alle Lagerhäuser mit der während der Kontinental Sperre aufgestauten Ware überfüllt sind. In England wüten Arbeitslosigkeit, Hunger, Wirtschaftskrisen und Bankrotte. Überall lagern die aus den Napoleonischen Kriegen übriggebliebenen Waffen- und Munitionsbestände. Sie sind anderswo unverkäuflich, und man wird sie Ihnen gern auf Kredit überlassen. Die Republik Haiti wird Sie unterstützen, mit aller Diskretion selbstverständlich, denn wir sind keine Großmacht und müssen vorsichtig agieren.«

»Ich danke Ihnen, Exzellenz«, sagt Simon Bolivar bewegt und drückt Pétions Hand. »Sie geben mir den Mut, wieder an die Zukunft zu glauben. Wir wollen jenes große, vereinigte Amerika schaffen, das, frei und unabhängig, dem Erdkreis einst den Frieden zu bringen berufen ist.

»Europa zerstört sich selbst, wir werden das Vakuum ausfüllen. Dann werden die Wissenschaften und Künste, die im Orient entstanden sind und die Europa erleuchtet haben, nach dem freien Kolumbien fliegen, das ihnen eine Zuflucht bieten wird⁶²!«

Die Tafelrunde klatscht Beifall.

Haiti wird zum Sammelpunkt aller patriotischen Flüchtlinge. Zu Hunderten, später zu Tausenden gibt ihnen Präsident Pétion freie Unterkunft und Verpflegung. Er öffnet die Magazine und bewaffnet die Freiheitskämpfer mit zweitausend Gewehren, Bajonetten und Munition. Louis Brion erwirbt auf Kredit einige Schiffe.

In einer Versammlung der führenden Emigranten wird Bolivar abermals zum Oberbefehlshaber ernannt. Man beschließt, eine Expedition nach Venezuela auszurüsten und den Befreiungskampf von neuem zu beginnen.

Am 21. März 1816 liegen die vollbeladenen Schiffe abfahrtsbereit im Hafen. Wieder hat Port-au-Prince Flaggenschmuck ange-

legt. An den Masten sämtlicher im Hafen ankernder Segler weht der gelb-blau-rote »Regenbogen« Venezuelas. Präsident Pétion steigt aus seiner Staatskarosse und begrüßt Bolivar.

»Der gute Gott segne Ihre Waffen!« sagt er zum Abschied. »Er möge mir«, erwidert Bolivar, »die Gnade erweisen, Ihrer Menschlichkeit ein Denkmal setzen zu dürfen. Was in meiner Macht steht, werde ich tun, Ihre Brüder auf dem Kontinent vom Sklavenjoch zu erlösen.«

Pétion umarmt ihn: »Ich wußte, daß ich Sie nicht zu bitten brauchte⁶³.«

Simon Bolivar und seine Getreuen gehen über die Laufplanken, die Musikkapellen der Neger spielen die »Dessalinienne«. Die Schiffe werfen los und gleiten langsam der Ausfahrt entgegen.

Für die Freiheit des Kontinents

Auf den schwankenden Schiffsplanken, die Südamerikas Schicksal tragen, fahren alle künftigen Probleme des Halbkontinents mit. In den Männern, die Bolivar begleiten, schwelt verborgen die Glut der Eifersucht und des Machtstrebens.

In der Versammlung der Emigranten ist Bolivar nicht ohne Widerspruch gewählt worden. Der leidenschaftliche und ehrgeizige Bermudez war für die Teilung der Gewalt, der schlaue Marino versuchte selbst die Führung an sich zu reißen. Erst nachdem Präsident Pétion die Zusicherung seiner Unterstützung vom Oberbefehl Bolivars abhängig gemacht und Louis Brion seine Schiffe nur unter der gleichen Bedingung zur Verfügung gestellt hatte, war man schließlich zu einer äußeren Einigung gekommen.

Die Spannungen kommen sofort zur Entladung, als die Expedition eine unglückliche Wendung nimmt. Bolivar versucht an der Nordküste zu landen, um Caracas anzugreifen und Verbindung mit den Freikorps der überlebenden Rebellenführer in den Bergen und Wäldern aufzunehmen. Aber alles mißlingt, weil die Spanier an Truppenstärke und Ausrüstung weit überlegen sind. In den entscheidenden Stunden vergißt sich der galante Grandseigneur Bolivar in den Armen einer Schönen. Zu schnell glaubt er dem

Alarmruf, die Spanier seien in der Stadt, und rettet in panischer Flucht die Dame auf ein Schiff, das in dem kleinen Hafen Ocumare vor Anker liegt – die Truppen auf den Alarmplätzen warten indessen vergeblich auf ihren General.

Empört rebellieren die Offiziere, wieder sind es Bermudez und Marino, die die Fronde gegen Bolivar anführen. Bolivar wird all seiner Ämter entsetzt. Der Generalissimus muß schließlich, gefolgt von wenigen Getreuen und auf abenteuerlichen Wegen, nach Haiti zurückkehren. An den Präsidenten Pétion schreibt er:

»Wenn man unglücklich ist, hat man immer unrecht. Man hat mich tief gedemütigt, aber es ist unmöglich, mich zu brechen.«

Pétion bleibt der selbstlose Freund und gewährt beim Aufbau eines neuen Expeditionskorps abermals seine Hilfe. Während Brion mit seinen Schiffen in die USA fährt, um Waffen einzukaufen, trifft im November in Port-au-Prince eine Abordnung aus Venezuela ein, die von dem Gelehrten Don Francisco Antonio Zea geführt wird. Zea bittet Bolivar, zurückzukehren und den Oberbefehl über die Befreiungsarmee wieder zu übernehmen. Der Rat der Freischarführer hat das Unrecht eingesehen, das Bolivar angetan wurde.

Am 21. Dezember 1816 gehen die Schiffe, von Pétions Segenswünschen begleitet, in See. Dieses Mal setzt Bolivar den Angriff nicht auf die Kernbastion der spanischen Macht an; er landet nahe Barcelona, um die weniger stark verteidigte Orinocolinie zu erreichen, wo sich während seines Haitiaufenthaltes die Guerillaführer Piar und Paez, die neuen Anführer der zu den Befreiungstruppen übergegangenen Llaneros, festgesetzt haben.

Durch den Übertritt der Llaneros gehen die weiten Savannen des Südens zwischen Orinoco und Kordillere für die Spanier verloren. Auch die Generäle Bermudez und Marino setzen den Spaniern gefährlich zu und nehmen weite Gebiete unter ihre Kontrolle.

Die Revolution erhebt drohender als je ihr Haupt.

Es sind unvergeßliche Jahre eines zähen Ringens, Jahre der Prüfung, der Rückschläge, Abenteuer und Triumphe!

Simon Bolivar und seinen Generälen gelingt es noch vor Ein-

setzen der Regenzeit, den Orinoco zu erreichen und die Festungstädte Guayana und Angostura zu nehmen. Die Freiheitsfahne weht über den alten Spanierkastellen am großen Strom, der einem silbergrauen Bande gleich die Wälder durchzieht. Als schmaler Streif folgt auf beiden Ufern das mühsam gerodete und bestellte Land der Kapuzinerplantagen von Caroni. Im Süden erstrecken sich die dumpffechten, ewig dampfenden Urwälder, die Heimat der »Indios bravos«, die ihre Giftpfeile gegen Spanier wie Rebellen schwirren lassen. Im Norden, wo Morillo und seine Spanierarmee stehen, schützt sich das Orinocoland durch den breiten Gürtel der überschwemmten Savanne. Wie ein silbriggrünes Meer glänzt das in Sümpfe verwandelte Wiesenland, und wie Inseln schwimmen die Waldstücke mit Mauritiuspalmen, blühenden Bougainvillea und bizarren Aurakarien über den blinkenden Wassern.

Dieses Land am Orinoco lebt von der riesigen Schlagader des Flusses, der sich zwischen Urwald und Sumpf sein Bett geschaffen hat. Der Stromlauf ist die einzige Straße, die eine sichere Verbindung mit dem Meer und mit der Menschenwelt gewährleistet. Wer den Orinoco beherrscht, wird zum Herrn über die Länder an seinen Gestaden.

»Hat nicht Freund Humboldt einst Bolivar gelehrt, daß die Mündung unter dem Winde aller Antillen gelegen ist und daß von dort und selbst von den Flußhäfen des Binnenlandes eine weit schnellere Verbindung mit Europa besteht als von den großen Häfen der Nordküste⁶⁴!«

In die Mündung des Orinoco läuft Brions Flotte ein. Bolivar hat vorher in den eroberten Forts am Orinoco Flußboote bauen lassen, mit denen man die spanische Orinocoflotte in Schach halten kann.

Welch abenteuerlicher Kampf! Bei Nacht fährt Bolivar in einem kleinen Boot, begleitet von Oberst Soublotte, General Arismendi und dem getreuen Adjutanten Ibarra, unter den Kanonen des spanischen Felsenforts Guayana vorüber, um mit den Schiffen Brions Verbindung aufzunehmen. Die Spanier entdecken das nächtlich huschende Schiffelein und verfolgen es mit wohlbemannten Barken ins Gewirr der Mündungsarme des Orinoco. Unter Mangrovenwurzeln und überhängendem Gebüsch verbergen sich die Männer, während vor dem Vorhang von Moos und blühenden

Zweigen die Spanier mit gespannten Büchsen und aufmerksamen Blicken an ihnen vorübergleiten.

Nach endlosen Stunden erregt Wartens löst sich die Spannung. Die Spanier geben die Suche auf, und Bolivar gelangt sicher an Bord seiner Schiffe.

Einige Monate später beherrschen die Aufständischen den Unter- und Oberlauf des Orinoco. Der große Fluß ist zur Ausfallstellung der Revolution geworden.

Hier am Strom liegen die Kapuzinermissionen mit ihren von fleißigen Indios bestellten Plantagen. Friedlich haben die Braunen gelebt, sie waren Pflüger und Holzfäller, Gerber, Weber, Teppichflechter, Wollspinner und Gärtner und taten die Arbeit, die man ihnen auftrug. Das Leben in den Laubhütten, im Schatten der kleinen Holzkirchlein der Missionen, stand im Zeichen völliger Gleichheit. Grund und Boden und Ernteerträge waren Gemeindegut. Für die höheren Bedürfnisse der Seele und des Geistes sorgten die Patres. Nun aber kommt der Krieg in die Stille der Ansiedlungen. Simon Bolivar zwingt die Indios unter seine Fahnen, denn es fehlt an Mannschaft. Die Kapuziner werden vertrieben. Die wohlgefüllten Lagerhäuser der Caronimissionen sind künftig die unentbehrliche Nachschubbasis des Orinocofreistaates.

Von überall her kommen Waffen für die Revolution . . .

Auf Trinidad und Jamaika sind, von tüchtigen Geschäftsleuten aufgekauft, die Restbestände der militärischen Ausrüstung aus den Napoleonischen Kriegen eingelagert. Die Schiffe Brions nehmen Rinderhäute, Baumwolle, Kaffee und Kakao, lebendes Vieh und Maulesel an den Länden der Missionen und Plantagen auf, segeln den Orinoco hinab, über das Meer nach Trinidad, wo sie Waffen, Munition, Arzneimittel und Uniformen laden.

Regen hängt in dichten Schleiern über dem großen Fluß und über der Stadt Angostura. In seinen blauen Mantel gehüllt, schaut Simon Bolivar von der Bastion des Forts Angostura hinunter auf das Gewirr der Straßen.

Vor Angostura – der »Stadt in der Enge« – zwängt sich der Orinoco, nur noch tausend Meter breit, wirbelnd und schäumend durch eine Rinne im grauschwarzen Schiefergestein. Auf Schiefergestein ist das Fort erbaut, aus schwarzen Felsblöcken die Landhäuser und die öffentlichen Gebäude der kleinen Stadt, die in ih-

ren besten Zeiten kaum zehntausend Einwohner hatte und die nun halb verödet ist.

Die Kais sind überschwemmt. Dort, wo sonst die Hafenstraße verläuft, platschen Rudel von Krokodilen im Wasser. Unter den vergitterten Alkoven, den kleinen Balkonen der Häuser treibt grünes Brackwasser. Selbst die pappelgesäumte Alameda – der Korso, auf dem an schöneren Tagen die Bevölkerung zu promenieren pflegte – ist überflutet und von Regenschauern verhüllt.

Auf dem höher gelegenen Land, wo die abgeernteten Felder sich in einen rotbraunen Erdbrei verwandelt haben, versucht der deutsche Oberst Schmidt die zusammengeschmolzenen Kompanien zu exerzieren. Vor einer Woche hat sich der Deutsche bei Bolivar darüber beschwert, daß trotz der strengen Ermahnungen des Oberkommandierenden von der zusammengelaufenen und gepreßten Truppe aus Kreolen, Pardos, Indios, Negern und Zambos kaum die Hälfte zum Dienst erscheint; und von dieser Hälfte sind nur einige mit Eifer bei der Sache. Oberst Schmidt hat durchzugreifen versucht und die Säumigen arretiert. Aber Bolivar machte die Maßregelung wieder rückgängig: »Mein lieber Oberst, Sie werfen ja meine halbe Armee ins Prison!«

Es ist schwierig, mit diesen Ausländern zu arbeiten, die, kaum der Landessprache mächtig und ohne die Eigenheiten der Bevölkerung zu kennen, glauben, alles nach europäischen Maßstäben entscheiden zu können. Im Dezember sind die ersten sechs Schiffe der »Fremdenlegion« angekommen: englische Dragoner und Artilleristen unter den Obersten Hippisley, Campbell, Wilson und Elson, die Hannoveraner Streowitz und von Uslar mit ihren Husaren und Schützenbrigaden.

Gott sei es geklagt! Sie bringen zwar prachtvolle Uniformen in Scharlach, Resedagrün und Himmelblau, reich mit Gold und Silber bestickt, nach Amerika – die Waffen jedoch sind schlecht und veraltet. Täglich gibt es Duelle zwischen den Offizieren, stets sind ein paar dieser Briten, Hannoveraner und Iren bei Simon Bolivar zum Rapport gemeldet. Es geht fast immer um Rangstreitigkeiten, um nicht erfüllte Versprechungen oder um fällige Wechsel. Die meisten der Legionsoffiziere sind nach Südamerika gekommen, um schnell reich oder doch wenigstens General zu werden. Der Agent Bolivars in London schreibt Wechsel um Wechsel aus, zahlbar durch den erst auf dem Papier stehenden Staat Venezuela. Es ist vermessen, überhaupt von einem Staat zu reden.

Simon Bolivar hat einen Staatsrat berufen, dem Brion, General Cedeno und der Wissenschaftler Zea angehören. Ein »Hoher Gerichtshof« steht als zweite Behörde an seiner Seite. Die Exekutive liegt allein in der Hand des Oberbefehlshabers Simon Bolivar. Die Staatsbank, die Staatseinnahmen, die Deckung der Wechsel gründen sich in dieser Zeit auf den Besitz der Kapuzinerplantagen und den Verkauf ihrer Produkte, für die die Kaufleute, die Wafenhändler und nordamerikanischen Munitionslieferanten Schleuderpreise zahlen.

So sehen die Sorgen des »Jefe supremo«, des Obersten Staatsschefs, aus!

Sorgen, Berge von Sorgen bedrücken Bolivar in diesem Winter der Rüstung und Vorbereitung. Er ist sich nicht einmal seines Offizierskorps sicher. Marino herrscht fast unabhängig in seinem Bezirk; er beruft einen »kleinen Kongreß« ein, der Bolivar absetzt und Marino mit dem höchsten Staatsamt betraut. Wäre nicht der spanische General Morillo so töricht, ausgerechnet diesen »Kongreß« durch einen Vorstoß an die Orinocumündung auseinanderzujagen, so wäre die Spaltung der Revolutionäre unvermeidlich geworden. Als zweiter meutert der Halfcast Piar, der verdienstvolle Eroberer der Orinocolinie. Er betreibt eine leidenschaftliche Agitation unter den Farbigen, um die Kreolenherrschaft zu stürzen. Das ist die bisher gefährlichste Bedrohung der jungen Republik in einem Augenblick, in dem sie aller Kräfte bedarf, um gegen die Spanier bestehen zu können. Simon Bolivar läßt Piar verhaften und erschießen – zur Warnung für alle Abtrünnigen.

In der Savanne steht der gefürchtete Paez, der Capitano der Llaneros – ein Mann von primitiver Eitelkeit und trotziger Macht. Immer ist es ungewiß, ob er sich den Befehlen des Staatsschefs fügen wird.

»Paez war ein Meister der Taktik des tropischen Guerillakrieges, den man nur mit dem Wüstenkrieg vergleichen kann. Niemand wie Paez konnte die ungezählten Wasserläufe unterscheiden, die sich in der Regenzeit bildeten. Niemand wußte wie er, wo sich in den Monaten der Dürre Wasser fand. Er marschierte nachts, um seine Leute zu schonen und um dem Feind seinen Standort nicht durch Staubwolken zu verraten, die die Reiter aufwirbelten; er orientierte sich an den Sternen. Zuweilen legte er hundert Kilometer an einem Tage zurück ...⁶⁵«

Paez ist der Nachfolger des furchtbaren Boves. Die Llaneros verehren ihn wie einen Gott. Sein Übertritt zur Sache der Revolution erweist sich als ebenso wertvoll wie drei gewonnene Schlachten. Bolívar hat ihn zum »Befehlshaber des Westens« ernannt. Trotzdem weiß niemand zu sagen, ob Paez nicht morgen wieder gemeinsame Sache mit den Spaniern macht.

Der Herr der Savanne ist Mischblut, primitiv, gefährlich und unwiderstehlich, das Ideal der wilden, freien Llaneros.

Von unbeschreiblicher Schönheit sind diese Nächte unter dem glitzernden Sternenhimmel der weiten Grasebenen, wenn die Reiter, eingehüllt vom warmen Tierdunst ihrer angekoppelten Pferde, um die niederen Lagerfeuer kauern; und mitreißend ist das Reiten über die weite Fläche, auf der die Gräser wie Wellen im Winde wogen.

Sie singen das Lied der Pampa, den Choral der Savanne . . .

»Über dem Gras die Palme,
über der Palme der Himmel,
über dem Roß ich selber,
und über mir der Sombrero ⁶⁶!«

Diese berittenen Hirten und Räuber erkennen nichts über sich an: keine Autorität, keine Macht als jene, der sie sich freiwillig beugen.

Sie führen den Krieg gegen die Spanier auf ihre Weise. Paez lockt die spanischen Truppen in die tückischen »Morichales«, die Sumpfgewässer, die, von einer grünen Schicht Wasserpflanzen überzogen, wie Wiesen aussehen und Roß und Reiter in Sekundenschnelle unbarmherzig verschlingen.

Ein andermal entzieht sich der Herr der Steppen der Verfolgung, indem er, gegen den Wind reitend, die dürre Savanne hinter sich in Flammen setzt, um die spanischen Truppen in Rauch und Flammen zu ersticken.

Die Sterne über den unendlichen Ebenen, der Sturm, der Strom und die glühende Sonne – sie allein sind die Gebieter des wilden Paez und seiner lanzenbewehrten Llaneros. Simon Bolívar ist nur so lange ihr Jefe supremo, als es dem Capitano der Llaneros gefällt . . .

Als das Frühjahr herankommt, läßt Bolivar seine Armee nach Norden marschieren. Der Stoß geht gegen Caracas, die stark befestigte Hauptstadt. Märsche, Stromfahrten, Gewaltritte, wilde Gefechte mit Messer, Lanze und Degen erfüllen Savanne und Wildnis mit ihrem Lärm.

Um die Spanier zu täuschen, legt Simon Bolivar bei einem seiner Gewaltmärsche in zweiunddreißig Tagen sechzehnhundert Kilometer zurück. Zweimal überquert er den gewaltigen Orinoco und seine verästelten Nebenflüsse.

Bolivars Lieblingspferd ist ein Rappe.

»Er trägt einen leichten, englischen Dragonerhelm, den ihm einmal ein Kaufmann aus Trinidad als Muster geschickt hat, eine offene, blaue Jacke mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen, lange blaue Hosen, Sandalen aus Aloefasern. In der Hand hält er eine lange Lanze mit einem schwarzen Wimpel, auf dem mit weißer Seide ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen und darunter die Inschrift ›Muerte o Libertad!‹ – ›Tod oder Freiheit‹ – eingestickt ist. Das einzige, was an den Lebensstil des einstigen Pariser Elegants zu erinnern vermag, ist eine große, korrekt gebundene, schwarzseidene Krawatte . . .⁶⁷«

Bolivars Truppen, zerlumpt und unterschiedlich bewaffnet, setzen sich aus Indios, Weißen, Neger, Mulatten, Zambos und berittenen Llaneros zusammen. Sie singen die Bolivarhymne:

»Gloria! Gloria! Bolivar!
Gloria Libertador!
Don Ceballos Schrecken!
Sieger von Araure!«

Sie werfen die spanischen Truppen aus den kleinen Städten und Forts der Savanne, jagen die disziplinierten Tercios der spanischen Generäle unter dem donnernden Anprall ihrer Attacken auseinander und stürmen den Ausläufern der Kordillere entgegen, die waldbedeckt und zerklüftet wie ein natürlicher Wall vor dem Herzland Venezuelas, vor den Pässen und vor Caracas liegen.

Am Rand der Savanne gebietet Paez seinen Reitern Halt. Hier, am Rande des Dschungels und der Felsen, endet das Land, in dem allein der wilde Llanero zu leben vermag. Etwas Fremdes, Un-

heimliches weht den Reitern der Grasebenen aus den Gebirgen entgegen. Keine Bitte, kein Befehl kann den Llaneroführer bewegen, den Bannern Bolivars weiter zu folgen.

Geschwächt und seiner besten Truppe beraubt, marschiert der Befreier allein weiter und gerät in einen Hinterhalt der Spanier. Furchtbar tobt die Schlacht in der Kordillere, geschlagen stiebt die Revolutionsarmee zurück in die Ebenen. Alles ist umsonst gewesen, nur Paez kann noch retten, was übriggeblieben ist.

Am 16. April 1818 lagert die kleine Schar der Entkommenen in der Ebene, nahe einem Weideplatz, der »El rincón de los toros« – »Winkel der Stiere« – genannt wird. Die Spanier sind den Geschlagenen dicht auf den Fersen. Sie haben von einem erpreßten Gefangenen den Ort des Lagerplatzes und die Parole erfahren. Der spanische Hauptmann Renovales unternimmt es, mit einer Abteilung von vierzig Mann Bolivar aufzustöbern, ihn gefangenzunehmen oder zu töten.

Die Nacht ist sternenlos und finster. Als die Spanier auf die ersten Wachen treffen, nennen sie das Kennwort und passieren unbehelligt die Posten; einer der Indios weist ihnen hilfsbereit Bolivars Zelt.

Vielleicht ist es ein Vorgefühl, vielleicht auch ein Zufall, der Bolivar eben in diesem Augenblick aus dem Zelt treten läßt. Die Salve der Spanier zerfetzt seine leere Hängematte.

Unbeschreibliche Verwirrung erfaßt das Lager. Überall jagen Reiter davon, Schüsse blitzen, Freund und Feind sind kaum voneinander zu unterscheiden. Schmerzens- und Todesschreie versickern im Donnern der Hufe und im Krachen der Schüsse.

»Man hält Bolivar für tot. Aber er hatte Uniform und Helm fortgeworfen, um von den Spaniern nicht erkannt zu werden. Aber so groß war die Bestürzung, daß seine eigenen Leute ihn nicht erkannten. Reiter jagten an ihm vorbei, er bat sie, ihn mitzunehmen; aber sie weigerten sich, ihn aufsitzen zu lassen. Währenddessen glaubten die Spanier, daß Renovales Anschlag gelungen sei, und stürmten das Lager. Endlich fand Bolivar ein Pferd und konnte sich retten...⁰⁸«

Auch der Feldzug des Jahres 1818 ist gescheitert, der Oberbefehlshaber begibt sich zu Schiff den Orinoco hinunter nach Angostura, um neue Kräfte zu sammeln.

Die Spanier kehren in ihre Quartiere im Norden zurück und sind überzeugt, daß Simon Bolivar und seiner Revolution das Rückgrat gebrochen sei. Leicht wird man ihm im kommenden Frühjahr den Gnadenstoß versetzen können. Aber Bolivar ist aktiver denn je.

»Volendo! Volendo!« – »Eilig! Eilig!« – steht auf den zahllosen Briefen, die mit schnellen Ruderern und Segelbooten den Orinoco hinauf und hinab fliegen oder von Reitern im Wettlauf mit der Regenzeit über die Savannen getragen werden, um auf hochbordigen Schiffen den Ozean zu überqueren. Die Hilferufe werden gehört.

Er schreibt an seinen Vetter Palacios:

»Der Mangel an Munition und Waffen, die Hauptursache unseres Rückzuges, ist nun gründlich behoben. Wir haben zehntausend Gewehre! Noch einmal so viele sind unterwegs. Wir sind in der Lage, die Operationen sogleich wieder aufzunehmen, ich warte nur auf das Abflauen der Regengstürme, die in diesem Jahre besonders heftig sind...«

An den Freund Zaraza schreibt er:

»Unsere Flotte ist soeben eingelaufen. Fünfhundert Zentner Pulver, eine große Menge Blei und Kleidungsstücke und englische Husaren und leichte Artillerie sind unser⁶⁹.«

Die gut bestückte Hamburger Brigg »Imogen«, die der Londoner Agent Lorenzo Mendez gekauft hat, trifft im Hafen ein. Sie wird auf »El Libertador« umgetauft und verstärkt die Sicherungen in der Orinocomündung. Eine goldüberladene Uniform aus Hamburg, die dem Oberbefehlshaber zugedacht war, geht sofort mit einem höflichen Schreiben weiter an Antonio Paez. Bolivar weiß, wie er seine Leute gewinnen kann.

Während des Winters und nach der Jahreswende treffen günstige Nachrichten aus dem übrigen Lateinamerika ein. Der argentinische Nationalheld, General San Martin, hat mit einem Expe-

ditionskorps unter unsäglichen Strapazen den 3 800 Meter hohen Uspallatapaß der Hochkordillere überstiegen und auf chilenischer Seite das spanische Heer entscheidend geschlagen. In Chile ist das vom Vizekönig von Lima ausgesandte Entsatzheer ebenfalls vernichtend geschlagen worden, Chiles Hauptstadt Santiago ist befreit, und Präsident O'Higgins übernimmt wieder die Regierungsgewalt. Der chilenische Präsident hat mit englischer Hilfe in Europa und Nordamerika einige Kreuzer gekauft, sie bemannt und unter ihrer Bedeckung die Armee San Martins nach Peru eingeschifft.

Der Angriff wird schon bald gegen Lima und Hochperu, die beiden Hauptbastionen der spanischen Herrschaft in Südamerika, vorgetragen. Ein Sieg der Argentinier und Chilenen in Peru könnte die Stellung Spaniens in ganz Südamerika erschüttern.

Simon Bolivar triumphiert!

»Wenn die Waffen Venezuelas das Befreiungswerk vollendet haben«, schreibt er an San Martino, »und uns die Umstände eine schnellere Verbindung und eine noch innigere Beziehung erlauben, werden wir mit verstärktem Nachdruck den Abschluß eines panamerikanischen Paktes erstreben, der all unsere Republiken zu einem einzigen Staatskörper vereinigen soll...⁷⁰«

Aus dem Norden Amerikas kommt die Nachricht, daß auch die Yankees sich die Schwäche Spaniens zunutze gemacht und die spanische Provinz Florida besetzt haben. Der Nachfolger Präsident Madisons, James Monroe, erläßt eine Erklärung, die drohend genug in den Ohren der Spanier und angenehm in denen der Rebellen klingt:

»Die Vereinigten Staaten betrachten die Kampfhandlungen in Südamerika nicht als gewöhnliche Erhebung und Rebellion, sondern als einen Bürgerkrieg zwischen gleichen Parteien mit gleichzuachtenden Rechten...«

Die Deklaration Monroes wird von einem nordamerikanischen Bevollmächtigten nach Angostura gebracht. Sie gibt den Yankee-kaufleuten die gesetzliche Möglichkeit, mit beiden Parteien, also auch mit den Aufständischen, Geschäfte zu machen. Und Bolivar nutzt diese Chance und verkündet – in bewußter Übertreibung

der Tatsachen –, die USA hätten seine Regierung als rechtmäßig anerkannt und einen Botschafter bei seiner Regierung akkreditiert. Die amerikanische Hilfe kommt im rechten Augenblick; denn eben in diesen Wochen ist England bereit, mit Spanien ein Bündnis zu schließen. König Ferdinand VII. hat im Jahre 1818 auf dem Kongreß zu Aachen die Mächte der »Heiligen Allianz« aufgefordert, das Prinzip der »Legalität«, mit dessen Hilfe man in Europa die revolutionären Regierungen der Napoleoniden gestürzt hat, auch auf Amerika anzuwenden und Spanien bei der Wahrung seiner Rechte zu unterstützen.

Die zornige Entschlossenheit jedoch, mit der Bolivars »Kundgebung der Nationaljunta von Angostura« dieser Gefahr begegnet, schreckt alle Mächte zurück, die vielleicht bereit gewesen wären, sich in das ertragreiche Abenteuer zu stürzen.

»Die Republik Venezuela kämpft seit dem 19. April 1810 um die Erhaltung ihrer Rechte. Die meisten ihrer Söhne haben sich in diesem Kampfe verblutet. Alles Hab und Gut, alles, was heilig und teuer ist, hat die Bevölkerung Venezuelas in diesem Kampf hingegeben, um ihre von Gott gewährte Selbstbestimmung zu erlangen. Jetzt erklärt sie in ihrer Gesamtheit, sich lieber unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu lassen, als noch einmal das spanische Joch zu tragen – und sollte die ganze Welt gegen sie aufstehen!«

Um seiner eigenen Stellung mehr Gewicht vor der Welt zu geben, um vor allem der englischen und nordamerikanischen Demokratie jede Waffe aus der Hand zu schlagen, ordnet Bolivar freie Wahlen zu einem Nationalkongreß an, der in Angostura zusammentritt.

»Der Tag der Eröffnung, der 15. Februar 1819, wird mit Salven gefeiert. Die Stadt ist schon am Vorabend festlich beleuchtet worden. Die Geistlichkeit und die wenigen Fremden, die in Angostura leben, werden zu den Feierlichkeiten eingeladen. Das Volk drängt sich an den Portalen des Kongreßsaales⁷¹.«

Gegen elf Uhr erscheint Simon Bolivar mit seinem Stabe, die Menge jubelt ihm zu: »Gloria y Libertad! Viva el Libertador!«

Die Abgeordneten der befreiten Provinzen sammeln sich im ehemaligen Statthalterpalais. Auf den Tribünen des kleinen Kon-

großsaales sieht man die Berichterstatter einiger englischer und nordamerikanischer Zeitungen. Simon Bolivar tritt nach der Eröffnung der Sitzung ans Rednerpult und erläutert noch einmal Weg und Ziele der Revolution.

»Das war kein politischer Uinsturz, das war kein blutiger Krieg. Das war die Entfesselung aller zerstörerischen Elemente! Es war die Sintflut! Eine unwiderstehliche Gewalt hat uns alle fortgerissen . . .⁷²«

Seine nächsten Worte gelten den allzu glühenden Verehrern der demokratischen Freiheit, jenen Hemmungslosen, die Freiheit mit Schrankenlosigkeit verwechseln.

»Freiheit ist kräftige Nahrung – aber schwer verträglich, sagt Rousseau. Wir müssen erst stark werden, um sie genießen zu dürfen . . .«

Wir werden die primitiven und ungebildeten Menschen der süd-amerikanischen Erde erst erziehen, bevor sie durch Wahlen und völlige Gleichberechtigung ihr Schicksal selber in die Hände nehmen. Auch Kindern überläßt man nicht die Abstimmung über Gut und Böse – man führt sie, bis sie so reif geworden sind, daß sie sich selber führen können.

Wir werden die menschlichen Grundrechte wahren: die bürgerliche Freiheit in Haus, Familie und öffentlichem Leben, Freiheit der Religion, der Meinungsäußerung und die Gleichheit vor dem Gesetz; die Sklaverei – eine Schande der Menschheit – werden wir beseitigen und die Sicherheit gegen monarchische Tyrannei gewährleisten.

Ich meine, daß die Masse der Ungebildeten – der Llaneros, Neger, Indios, Zambos, Mulatten und Analphabeten – nicht führend am Aufbau des Staates beteiligt sein kann. Das ist Aufgabe eines Adels der Bildung und der Erziehung.

»Man darf es nicht den Launen und Zufällen einer Wahl überlassen, wer ein Amt haben soll. Wie leicht zu täuschen ist die Masse! Wir aber müssen wünschen, daß ein künftiger Senator ausgerüstet sei mit allen Werkzeugen der Bildung und der Erziehung . . .«

Leidenschaftlich appelliert Simon Bolivar an die Einigkeit der Kongreßmitglieder. Von dem Zusammenhalt aller Beteiligten hänge Sieg oder Niederlage der Revolution Südamerikas ab:

»Bewahrt unsere jungen Republiken vor dem Chaos!« ruft der Libertador seinen Mitstreitern zu. »Laßt unsere Liebe und unseren Eifer zusammenströmen! Einheit! Einheit! Einheit heißt die Losung!...«

Gegen Ende seiner mehrstündigen Rede reißt die Begeisterung den Oberbefehlshaber fort. Mit einer Handbewegung schiebt er das Manuskript, aus dem er bisher die sorgfältig stilisierten Sätze abgelesen hat, beiseite und beginnt frei zu sprechen.

»Ich stehe entzückt, und es scheint mir, als läge unser Vaterland als das Herz der Welt aufgeschlossen zwischen zwei Ozeanen, die die Natur getrennt und Menschenkunst vereinigt hat durch breite, weite Kanäle.

Ich sehe die Gold- und Silberschätze unserer Berge nach allen Teilen der Welt wandern. Ich sehe die Früchte und Heilkräfte unseres Bodens den Darbenden und Leidenden der Alten Welt Segen bringen. Ich sehe Kolumbien auf dem Thron der Freiheit, das Zepter der Gerechtigkeit in der Hand, vom Ruhme gekrönt, der Alten Welt die Majestät der Neuen offenbarend.

Gesetzgeber! Nehmt mein politisches Glaubensbekenntnis mit Nachsicht auf, hört meine letzte glühende Bitte: Schafft eine Regierung der Reinheit, der Menschlichkeit und des Friedens; eine Regierung, die mit unerbittlichen Gesetzen Freiheit und Gleichheit schützt! Eure Aufgabe beginnt – die meine ist zu Ende⁷³!«

Bevor Bolivar das Rednerpult verläßt, erhebt er seinen Feldherrnstab, grüßt die Versammelten und reicht den Stab dem Vorsitzenden.

»Nehmen Sie mein Kommando und meinen Rang zurück! In diesem Augenblick bin ich nur noch ein einfacher Bürger, der seinem Vaterlande so lange dienen wird, wie es Feinde Venezuelas gibt.«

Eine Handbewegung läßt die Reihe der Generäle und Stabsoffiziere sich erheben. Sie nehmen ihre Degen ab und legen sie zu

Füßen der Abgeordneten nieder. Zea, der den Vorsitz führt, be-
gibt sich zum Rednerpult.

»Nicht im Capitol, nicht im Palaste Agrippas oder Trajans«, be-
ginnt der alte Gelehrte, »legte Romulus den Grund zur Weltherr-
schaft. Nichts glänzte als sein Genie.

Derselbe Glanz und dieselbe Schlichtheit sind dem General Boli-
var eigen. Seht: ein Mensch von antiker Größe!«

Als der stürmische Beifall verrauscht ist, beantragt der Kongreß-
vorsitzende, Simon Bolivar zum Präsidenten mit diktatorischer
Vollmacht zu wählen. Doch der »Libertador« sträubt sich, er er-
klärt, daß auch er nur ein Mensch sei und die Versuchung der
Macht ihn überwältigen könne – aber schließlich gibt er dem
Drängen der Abgeordneten nach, beugt sich dem tobenden Willen
der Armee und des Volkes. Bolivar wird Präsident des neuen
Staates und Zea Vizepräsident.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages verfaßt Oberst Hamil-
ton, Englands Beobachter in Angostura, einen Bericht an das Lon-
doner Kabinett:

»Niemals hat General Bolivar geschickter operiert; niemals hat er
die spanische Regierung so schwer getroffen wie durch die Einbe-
rufung einer volksvertretenden Versammlung. Er hat sich eine
achtunggebietende Stellung erworben, er steht als großer Mensch
und als guter Bürger da. Er hat das Nationalbewußtsein so sehr
entflammt, daß er nun gewiß und in schnellem Zuge die voll-
ständige Befreiung Venezuelas erreichen wird.«

Als die Regenzeit vorüber ist, beginnen die Kämpfe von neuem.
Bolivar trägt den Krieg nach Neugranada hinüber, nachdem er
mit einer Armee unter großen Strapazen die Hochpässe der Kor-
dillere überschritten hat. Aber auch die Spanier raffen sich zu ge-
waltigen Anstrengungen auf. Für Morillo und die Befehlshaber
der spanischen Truppen beginnt jetzt der Entscheidungskampf.
Agenten melden aus Europa, daß König Ferdinand VII. in Cadix
und Sevilla ein großes Invasionsheer sammle, das den Brand in
Südamerika austreten solle.

Bevor die Einschiffung der Truppen beginnen kann, ändert sich

plötzlich die Lage. In Sevilla kommt es zu einem Militärputsch unter Oberst Riego, der im spanischen Volk volle Unterstützung findet. Der König wird gezwungen, die freiheitliche Verfassung von 1812 wieder einzuführen. Die für Südamerika bestimmten Regimenter weigern sich, an Bord der Transporter zu gehen, andere Truppenteile stehen nicht zur Verfügung, da alle Truppen aus Sicherheitsgründen im Mutterland zurückgehalten werden müssen. Eine schnelle Fregatte überbringt Morillo und dem Vizekönig von Lima die Nachricht, daß sie vorläufig mit keinerlei Verstärkungen, ja kaum noch mit Nachschub rechnen könnten.

Die Auswirkungen auf den Befreiungskampf werden sofort deutlich. General Morillo entschließt sich zum Waffenstillstand. In Mittelamerika, in Panama und Nicaragua, kommt es zu Aufständen gegen die spanische Herrschaft.

Der Vormarsch General San Martins, des Helden von Argentinien, stößt in Peru kaum noch auf ernsthaften Widerstand.

»Nun wenden sich auch der Großgrundbesitz und die katholische Kirche offen den Patrioten zu. Sie ziehen es vor, in Amerika eine eigene, von ihnen abhängige Regierung zu bilden, statt sich länger von einer spanischen, jetzt liberalen Verwaltung beherrschen zu lassen...⁷⁴«

Der Gouverneur von Trujillo in Nordperu beruft eine Versammlung ein, die feierlich die Unabhängigkeit des Landes verkündet. Während sich überall republikanische Regierungen bilden, treffen spanische Unterhändler der neuen liberalen Madrider Regierung ein und bieten den vordringenden argentinischen Truppen in Peru den Waffenstillstand an.

Nach kurzer Waffenruhe flackern die Kämpfe von neuem auf, da General San Martin auf der völligen Unabhängigkeit Perus und Chiles besteht. Am 12. Juli 1821 ziehen die Befreier in Lima ein, vierzehn Tage später verkündet ein feierlicher Erlaß der neugebildeten Regierung die Freiheit des Landes. Zwar stellen sich die spanisch-monarchistischen Regimenter des in die Berge geflüchteten Vizekönigs noch einmal zur Schlacht, sie werden vernichtend geschlagen.

Die liberale Umwälzung in Spanien reißt auch das große Reich Mexiko in den Wirbel der Revolution. Wie in Argentinien und Peru sind es Großgrundbesitzer und hohe Geistlichkeit, die sich

vereinigen, um das Land von Spanien zu lösen. Oberst Augustin Iturbide wird zum Generalissimus der Freiheitsarmee gewählt. In wenigen Monaten fallen ihm die Provinzen Mexikos fast ohne Schwertschlag zu. Am 27. September 1821 zieht Iturbide in Mexiko-Stadt ein, und am 19. Mai 1822 läßt er sich als Augustin I. zum Kaiser eines unabhängigen Mexikos ausrufen.

Inzwischen hat Simon Bolivar, nach Ablauf der Waffenruhe, die Truppen Morillos in einer blutigen Schlacht in der Savanne besiegt. General Morillo, der »Schlächter von Venezuela«, legt sein Kommando nieder und kehrt nach Europa zurück.

Der Endkampf konzentriert sich auf Hochperu, wo immer noch starke Kräfte der spanischen Kolonialmacht stehen. Am 26. Juli 1822 treffen sich die beiden Befreier, Simon Bolivar, der Held des Nordens, und General San Martin, der Vorkämpfer des Südens, in Guayaquil auf kolumbianischem Boden.

Die Unterredung findet ohne Zeugen statt. Bolivar, der als Sieger im Norden steht, stellt General San Martin schwerwiegende Bedingungen. Im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes und einer ungefährdeten Einheit fordert er die Abdankung San Martins und seine Rückkehr nach Argentinien.

Der Befreier Chiles und der Küsten Perus opfert sich und seinen Ruhm der Sache der Freiheit, nimmt alle Bedingungen widerspruchslos an und verläßt Peru und Chile. Die Rückkehr in die argentinische Heimat führt ihn über die Anden, die er einst mit seinem Heer unter ungeheuren Schwierigkeiten überquert hat. San Martin findet das Land in Streit mit den neuen Staaten Uruguay und Paraguay und zerrissen von den Eifersüchteleien der Politiker und Generäle. Verbittert geht er über das große Wasser nach Frankreich, wo er in einem kleinen Häuschen in Boulogne sur Mer in dürftigen Verhältnissen noch ein Vierteljahrhundert lebt.

Bolivar steht auf der Höhe seiner Macht. Die Provinzen Venezuela bis Neugranada sind unterworfen, und Kolumbien, Ecuador und die Zone von Panama haben sich dem neuen, großen Vaterlande angeschlossen. Überall ist die Fahne der Unabhängigkeit und Freiheit aufgepflanzt.

Noch aber warten große Aufgaben auf den Libertador. Der Vizekönig Perus steht mit einem letzten Heer in den urwaldbedeckten Tälern und schwarzen Schluchten der Kordillere; in Lima und an der peruanischen Küste herrschen chaotische Zustände, die dringend einer energisch ordnenden Hand bedürfen.

Bolivars zuverlässiger Freund und getreuer Anhänger, der peruanische General Sucre, führt die Vorhut des nach Süden marschierenden Heeres. Im September 1823 rückt Bolivar selber über Guayaquil vor. Die Truppenkolonnen wälzen sich durch das paradiesische Tal zu Füßen des eisgepanzten, wolkennahen Chimborasso. Einst, in den düsteren Stunden von Port-au-Prince, hat Bolivar davon geträumt, die Fahne der Freiheit auf dem Gipfel dieses höchsten Berges von Peru zu hissen. Als er jetzt, nachdem ihn das Schicksal aus Niederlage und Verzweiflung herausgeführt hat, den Chimborasso, Ziel all seines Wunschs, im blauen Äther vor sich aufragen sieht, schreibt er begeisterte Verse in sein Tagebuch . . .

»Eingehüllt in den Mantel der Iris,
war ich emporgestiegen
aus der lastenden Schwüle des breithinströmenden Orinoco.
War zu den Zaubergärten gelangt,
die der amazonischen Quellen felsige Gründe umwuchern.
Und immer noch höher strebt ich – dem Gipfel zu,
der dem Weltall am nächsten . . .«

Andere Verse, die der Oberbefehlshaber des siegreichen Heeres und Schöpfer eines sich formenden Reiches im Schatten des Gipfels in sein Notizbuch kritzelt, sind eine Mahnung, die der in höchste Machtbereiche gestiegene Mann sich selber zuruft:

»Denkst du, die Augenblicke, die Jahrhunderte eurer Rechnung
seien ein Maß den ewigen Fluten?
Wähnst du, o Schwärmer, was du getan,
hätte Bedeutung in meinen Augen?
Alles ist weniger als ein Punkt im Anblick der Allmacht!«

Bolivar hat den großen, selbstlosen San Martin in die Wüste geschickt – wer wird ihn, den Libertador, einst fortweisen aus dem Hause, das er geschaffen hat?

Doch noch fordert die Gegenwart seine tatkräftige Hand. Bolivar eilt von Sieg zu Sieg. Die »Vereinigten Befreiungsheere« schlagen die Spanier des Vizekönigs. General Sucre verfolgt die Besiegten und vernichtet ihre Reste bei Ayacucho in Peru. Diese Schlacht ist die letzte des südamerikanischen Unabhängigkeits-

krieges. Das Ziel ist erreicht, die Regenbogenflagge kann auf dem Gipfel des Chimborasso wehen.

Simon Bolivar, der bereits zum diktatorischen Präsidenten Venezuelas, Kolumbiens und Ekuadors gewählt ist und den Oberbefehl über die Armeen in Peru führt, wird durch einen Kongreß Hochperus zum Präsidenten mit fast unbeschränkten Vollmachten gewählt.

Der Kongreß gibt dem neuen Staat zu Ehren des Libertadors den Namen Bolivia.

Langsam scheint auch jener höchste Wunschtraum Bolivars Wirklichkeit zu werden: das einige Südamerika, die große Föderation der lateinamerikanischen Staaten.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß Iturbides' Herrschaft ins Wanken geraten sei. — »Kaiser Augustin I.« hat sich die Sympathien seiner Landsleute durch die Einführung einer lächerlichen Hofetikette, durch absolutistische Tyrannei und durch seine Unfähigkeit, die Finanznot des Landes zu beheben, verscherzt. In Vera Cruz erhebt sich gegen ihn sein früherer Mitstreiter und Günstling, General Santa Anna; mit einer überlegenen Heeresabteilung bedroht er die Residenzstadt. Am 19. März 1823 dankt der Kaiser ab, ein mexikanischer Nationalkongreß erklärt das Land zur Republik. Eine Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten wird entworfen und angenommen. Die letzten spanischen Truppen verlassen die Küste; ein späterer, gewaltsamer Landungsversuch scheitert an der tapferen Verteidigung. Am 20. März 1829 erscheint ein Gesetz, nach dem alle Spanier für immer aus dem Hoheitsgebiet der Republik Mexiko verbannt sind.

In Wirren, politischen Machtkämpfen und Aufständen nimmt auch dieser neue Staat Gestalt an. Die USA und nach ihnen alle europäischen Staaten erkennen die Unabhängigkeit Mexikos an. Nach längerem innerpolitischem Tauziehen wird General Santa Anna zum ersten Präsidenten Mexikos gewählt.

Auch im Süden des Kontinents gehen die Kämpfe zu Ende. Im Januar 1826 kapitulieren die auf der Insel Chiloé eingeschlossenen Spanier; Callao, die letzte Festung in Peru, ergibt sich den Patrioten. Der Unabhängigkeitskrieg ist vorüber, Lateinamerika hat sich aus der Bevormundung durch fremde Mächte freigekämpft.

Bolivars Gedanken kreisen um die Zukunft: Als Herzland Südamerikas soll eine großkolumbianische Republik, Kernbastion eines südamerikanischen Völkerbundes, entstehen. Die spanisch-sprechenden Staaten des Kontinents sollen zu einem einheitlichen Bund, der nach außen gemeinsam operiert, zusammengefaßt werden; denn eines Tages – das ist die Überzeugung des Libertadors – wird zwischen dem britischen Weltreich, dem russischen Koloß und dem aufstrebenden Bund der Vereinigten Staaten von Nordamerika nur noch Raum für Großstaaten bleiben. Weshalb den Zerfall wählen, da die Einheit fast mühelos geschaffen werden kann? Ist nicht jetzt, in der Stunde der Befreiung, der historische Zeitpunkt gekommen, das große lateinamerikanische Imperium zu errichten?

Die Freunde Bolivars, denen er seine Pläne offenbart, erheben Einwände. Zu viele Widerstände setzen sich der Verwirklichung dieser Träume entgegen. Die unzugänglichen Gebirge, die unendlichen und unerschlossenen Urwälder, die reißenden Ströme, die tropischen Sümpfe, die unabsehbaren Entfernungen, die Weglosigkeit des Landes und der Mangel an gemeinsamen wirtschaftlichen Grundlagen sind die natürlichen Hemmnisse, die einer Vereinigung und Zusammenarbeit der Länder entgegenstehen. Die primitiven Völker Südamerikas, die ohne vorbereitende Schulung, ohne Erziehung und Erfahrung über Nacht frei geworden sind, können nicht jene zuverlässige Beamtenschaft und nicht die traditionsgebundene Schicht von Offizieren stellen, die ein Reich so ungeheuren Umfangs erfordert. Diese Völker verlangen zwar die Freiheit, meinen aber die Ungebundenheit der Savanne, die Gesetzlosigkeit der Kordillere und des Urwaldes. Sie haben Spaniens Herrschaft nicht abgeworfen, um sich einer anderen übergeordneten, weit entfernten Zentralgewalt zu beugen. In Venezuela, Kolumbien, Ekuador, Bolivien, Peru, Chile und Argentinien ist ein fanatischer Nationalismus entfesselt. Eifersüchtig gehütete Nationalitätsgrenzen zerklüften bereits den Kontinent, Generäle und Politiker beginnen eigene Wege zu gehen.

Simon Bolivar spürt den inneren Widerstand der eben befreiten Völker und sucht weitere diktatorische Machtmittel in seiner Hand zu vereinen. Er glaubt an eine Diktatur der Erziehung, die zum Wohle der Verwirrten, Uneinsichtigen und Ungebildeten ausgeübt werden müsse. Aber dieses Streben nach immer größeren Befugnissen schafft ihm nur neue Feinde. Studenten, Intellek-

tuelle, die Großgrundbesitzer, Generäle wehren sich gegen seine politischen Ansprüche. Schon in den letzten Tagen des Freiheitskampfes, am 7. Dezember 1824, hat Bolivar ein Rundschreiben an die Regierungen von Mexiko, Guatemala, Argentinien, Chile und Brasilien gerichtet, in dem es heißt:

»Nach fünfzehn Jahren der Opfer, die dazu bestimmt waren, die Freiheit Amerikas in einem System der Sicherheit zu gewährleisten, welches in Krieg und Frieden der Schild unseres Schicksals sein möge, ist es an der Zeit, daß die Interessen und Beziehungen, welche die amerikanischen Republiken unter sich verbinden, eine einheitliche Grundlage erhalten . . .«

Der gebildete Humanist und geschulte Historiker Bolivar denkt an die Konferenz von Korinth, in der sich vor mehr als zweitausend Jahren unter Führung Alexanders des Großen die griechischen Stämme zum Bunde vereinigt haben. In Erinnerung an diesen historischen Vorgang lädt der Libertador zu einer Konferenz auf dem Isthmus von Panama ein: Panamerika soll aus der Taufe gehoben werden.

Ist der Augenblick für die Verwirklichung solch weitgespannter Pläne nicht günstiger als zuvor? Da auf Spaniens Betreiben die »Heilige Allianz« – der Bund der reaktionären Mächte Europas – erneut bemüht ist, in einer gemeinsamen Anstrengung Europas die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken rückgängig zu machen, haben die Engländer, die ein Interesse an einem freien Markt in Lateinamerika haben, drohend ihre Stimme zugunsten der jungen Republiken erhoben. Die Haltung der USA ist bereits durch die Grundsätze der Monroedoktrin vom Jahre 1823 festgelegt. Es begann mit jenem denkwürdigen Schreiben, das Thomas Jefferson am 24. Oktober des gleichen Jahres an Präsident James Monroe gerichtet hat.

»Unsere erste und grundlegende Maxime sollte sein, uns nie in den Wirren Europas zu verfangen, unsere zweite, nie Europas Einmischung in Probleme diesseits des Atlantik zu dulden. Amerika – Nord und Süd – hat eine Reihe von Interessen, die von denen Europas verschieden und nur ihm eigentümlich sind. Es sollte deswegen auch ein eigenes System haben, getrennt und verschieden von dem Europas . . .«

Am 2. Dezember 1823 erließ Präsident Monroe die von Staatssekretär John Quincy Adams ausgearbeitete Botschaft:

»Es ist ein Grundsatz, in welchem die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten inbegriffen sind: daß die amerikanischen Kontinente infolge des freien und unabhängigen Standes, den sie angenommen haben und behaupten, hinfort nicht als Gegenstände für künftige Kolonisation durch irgendwelche europäische Macht zu betrachten sind. Wir haben niemals an Kriegen der europäischen Mächte teilgenommen . . . und es verträgt sich nicht mit unserer Politik, daran teilzunehmen.

Wir sind deshalb den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehen, die aufrichtige Erklärung schuldig, daß wir irgendwelchen Versuch von ihrer Seite, ihr System auf irgendwelchen Teil der Halbkugel auszudehnen, als gefährlich für den Frieden und die Sicherheit der Vereinigten Staaten betrachten würden . . .«

Das ist die deutliche Warnung der führenden Großmacht der Neuen Welt an Europa, künftig die Hände von Amerika zu lassen. Amerika den Amerikanern!

Noch einen Schritt weiter will Bolivar gehen, um den Traum von der Einheit des Erdteils zu verwirklichen. Er proklamiert:

»Die Staaten der Neuen Welt werden sich nach gemeinsamem Gesetz zusammenfinden. Keiner soll dem anderen gegenüber stark oder schwach sein. Der Bund soll als Schiedsrichter und Vermittler tätig sein.

Wenn eine außeramerikanische Macht oder wenn Anarchie ein Mitglied des Bundes bedrohen, so werden alle übrigen amerikanischen Staaten dem Angegriffenen zu Hilfe eilen.

Das ist die Ächtung des Krieges.

Die Unterschiede der Rassengeltung, der Sklavenhandel und die Kolonialherrschaft müssen abgeschafft werden. Amerika wird sich dem englischen Handel öffnen und als Brücke zwischen Europa und Asien gelten; ja, die Engländer sollen alle Rechte südamerikanischer Bürger haben, die Südamerikaner werden sich den britischen Charakter und die englischen Sitten zum Vorbild nehmen.«

In diesen Proklamationen Simon Bolivars sind einige Sätze, die den herrschenden Kreisen der USA zu denken geben. Ihnen scheint es nicht angebracht, das Problem der Sklavenbefreiung anzurühren, da es den Süden der Vereinigten Staaten rebellisch machen würde. Die Händler, Reeder und Finanzleute Nordamerikas sind wenig erbaut von der Absicht Bolivars, den Handel in die Hände der Briten zu legen. Die USA wollen die Monroedoktrin auch auf Englands Handelsschiffe ausgedehnt wissen.

Als am 22. Juni 1826 die Panamerikanische Konferenz im Kapitelsaal der Franziskaner zu Panama zusammentritt, ist sie nur von vier amerikanischen Staaten beschickt – es fehlen unter anderen Brasilien, die USA und Chile. Das Ergebnis der Verhandlungen ist lediglich ein Bündnis zwischen Mexiko, Kolumbien, Peru und Guatemala.

Kolumbien, dieser aus den altspanischen Kolonialprovinzen Venezuela, Neugranada und Ekuador zusammengezimmerte Staat, war bisher durch den gemeinsamen Feind, die Spanier, und unter dem Druck des Bürgerkrieges zusammengehalten worden. Jetzt zeigen sich die inneren Schwächen. Die Wirtschaft ist zerrüttet, die Städte und Plantagen sind niedergebrannt, viele Einwohner haben all ihre Habe verloren. Die Generäle, die den Krieg als eine willkommene Gelegenheit zu Gewalttaten, Plünderungen und Raub betrachtet haben, sind unruhig und aufsässig.

Die früher fast selbständigen Truppenführer Santander und Paez ertragen es nur schwer, daß sie sich dem straffen Zügel des Libertadors zu fügen haben. Die Jugend, die die Anfänge des Kampfes nicht mitgemacht hat und die von dem unbeugsamen Willen, der Ausdauer, dem Mut und der Zähigkeit Bolivars nur vom Hörensagen weiß, beginnt in ihm den künftigen absolutistischen Monarchen, Diktator und Tyrannen zu hassen. Schon geht das böse Wort um: »Freiheit wird es erst geben, wenn der Befreier gefallen ist!«

In Hochperu, dem neuen Land Bolivien, kommt es zu einer Revolte gegen General Sucre, im ehemaligen Venezuela gärt es, die Treue des Llaneros Paez wird immer zweifelhafter, auch in Bogotá – der Hauptstadt Kolumbiens – wächst die Opposition.

Eine Reihe hoher Militärs um General Santander hat sich verschworen, den Sturz, ja, die Ermordung des Libertadors vorzu-

bereiten. Bolivar bleibt unbesorgt und schlägt alle Warnungen in den Wind. Auf Festen erscheint er unbewaffnet, sein Regierungspalast wird nur von einer Handvoll Gardesoldaten bewacht.

Am Abend des 25. September 1828 läßt Simon Bolivar seine geliebte Freundin Manuela zu sich bitten, um mit ihr zu dinieren. Es ist die Nacht, welche die Verschwörer für ihren Anschlag vorgesehen haben. Um Mitternacht überrumpeln Offiziere die kleine Wache am Portal, Hunde schlagen im Patio an, in der Halle klirren Waffen. Auch die zweite Wache, die schlaftrunken mit Laterne die Freitreppe herabkommt, wird niedergestoßen. Die Mörder haben freie Bahn in die Privaträume des Präsidenten. Auf der Estrade tritt ihnen der Adjutant Ibarra mit dem Degen entgegen, auch er sinkt blutend zu Boden.

Erst in diesem Augenblick erfaßt Bolivar die Situation, greift nach dem Degen und will auf den Gang hinausstürzen; aber Manuela zwingt ihn, sich durch das Fenster zu retten. Das Nest ist leer, als die Verschwörer die Türen einschlagen und im Schein der Laternen mit blutigen Degen ins Zimmer des Präsidenten stürmen.

Simon Bolivar flüchtet in die Kasernen, die inzwischen alarmiert sind. An der Spitze der Soldaten kehrt er zurück. Noch einmal ist er gerettet.

Als Edelmann schlägt er dem Ministerrat vor, Gnade für die Attentäter walten zu lassen. Er bietet seinen Rücktritt an und will nicht einmal die Namen der Verschworenen wissen. Doch seine Partei, die Männer, die mit ihm stehen oder fallen, zwingen ihn, Gericht zu halten. Es kommt zu schnellen Urteilssprüchen, zu Erschießungen. General Santander wird zum Tode verurteilt und nach seiner Begnadigung verbannt. Er wird nach dem Tode Bolivars zurückkehren und Präsident von Kolumbien werden.

Auf General Sucre, Bolivars besten Freund und voraussichtlichen Nachfolger, verübt ein Soldat einen Mordanschlag. Die Atmosphäre im Umkreis des Präsidenten scheint vergiftet.

Bolivar ist müde und krank, er wird gequält von einem chronischen Husten. Seine Züge sind bleich und ausgemergelt, die Zeichen baldiger Auflösung stehen in seinem Antlitz geschrieben. Als Grandseigneur hat er bisher niemals daran gedacht, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen. Nicht einmal für seine in Ve-

nezuela durch die Spanier zerstörten Güter, für sein geopfertes Vermögen hat er Ersatz genommen. Stets blieb er der selbstlose Diener des Vaterlandes, der Fackelträger hoher Ideen. Als ein Bittsteller ihn brieflich um Hilfe anfleht, muß er ihm antworten:

»Mein lieber Freund, ich wünschte, ich hätte ein großes Vermögen, damit ich jedem Kolumbier etwas geben könnte. Aber ich besitze nur noch ein Herz, sie zu lieben, und ein Schwert, sie zu verteidigen...⁷⁵«

Im Herbst 1829 treffen Meldungen aus Venezuela ein, daß auch dort der Verrat gesiegt habe. Der Zerfall des Traumstaates »Großkolumbien« setzt sich unaufhaltsam fort. Der wilde Llanero Paez hat sich mit den Generälen Pena und Soublette vereinigt und die Trennung Venezuelas von Kolumbien und die Absetzung des Präsidenten Simon Bolivar gefordert.

Bürgerkrieg? Soll dem Kampf gegen Spanien die Zerstörung der Heimat durch den Streit ihrer eigenen Söhne folgen?

Es muß einen anderen Ausweg geben!

Paez erklärt, der Kampf gehe um die Befreiung von dem Befreier. Wenn Bolivar Krieg haben wolle, so werde er ihn bekommen, wie ihn die Spanier einst bekommen hätten!

»Niemals habe ich so gelitten wie jetzt«, schreibt Bolivar, »ich sehne den Augenblick herbei, an dem dieses Leben endet, das mir zur Schmach geworden ist⁷⁶.«

Der Präsident entschließt sich, das Opfer seiner Person zu bringen und die Einheit zu retten, indem er seine Ämter zur Verfügung stellt. Am 15. Januar 1830 tritt der Kongreß von Bogotá zusammen, dessen Aufgabe es sein wird, Bolivars Erbe zu übernehmen.

»Noch einmal ist die Hauptstadt festlich geschmückt, aber die Menge wahrt ein trauriges Schweigen; sie hat das Gefühl, dem Begräbnis der Republik beizuwohnen. Als Bolivar erscheint, sind selbst seine Freunde vom Anblick des Verfalls, den er bietet, bewegt. Er ist bleich, erschöpft, die Augen scheinen erloschen, die Stimme ist kaum zu verstehen, das Profil verkündet mit unabweisbarer Deutlichkeit die nahe Auflösung des Körpers...⁷⁷«

Wie erwartet, gibt Simon Bolivar alle seine Ämter und Würden in die Hände des Volkes zurück. General Sucre wird zum neuen Präsidenten gewählt. Bolivar spricht:

»Mitbürger, ich erröte, es auszusprechen: Die Unabhängigkeit ist das einzige Gut, das wir erreicht haben – jedoch auf Kosten aller übrigen...«

Er endet seine Ansprache mit brechender Stimme.

»Heute habe ich aufgehört zu regieren. Hört meine letzten Worte! In dem Augenblick, da meine politische Laufbahn zu Ende geht, bitte ich euch im Namen Kolumbiens, bleibt einig – einig –, auf daß ihr nicht die Mörder und Henker eures Vaterlandes werdet!«

Am 8. Mai 1830 verläßt die kleine Reisegesellschaft des gestürzten Diktators Bogotá. Sie muß Seitenwege benutzen und die früheste Morgenstunde wählen, weil randalierende Studentenscharen, rebellierendes Militär und Pöbel seit Tagen den Kopf des »Tyranen« verlangen. Bolivar führt nichts mit sich als ein paar Pferde und Maultiere und sein privates Silbergeschirr, das ihm einen Erlös von siebzehntausend Pesos bringt.

Mühsam erreicht der traurige Zug die Ufer des Magdalenaflusses. In einem Boot fährt man stromabwärts bis zur Hafenstadt Cartagena. Bolivar wartet im Hause von Freunden auf eine Schiffsgelagegenheit nach dem englischen Jamaika.

Inzwischen treffen niederschmetternde Nachrichten ein. Der Zerfall Kolumbiens ist nicht mehr aufzuhalten. Die Ebenen von Casanare haben sich von Neugranada losgesagt, im Süden hat General Flores die Unabhängigkeit des Staates Ekuador verkündet, Paez herrscht in Venezuela, in Bogotá ist am 4. Juni General Sucre, der Nachfolger Bolivars, ermordet worden. Das ist der Beginn einer allgemeinen Anarchie.

Simon Bolivars Zustand verschlimmert sich, die Hiobsnachrichten nehmen ihm den letzten Lebensmut. Da sich seine Freunde von einem höher gelegenen Ort Besserung der Krankheit versprechen, bringt man den Fiebernden in einer Pferdesänfte nach der Plantage Mier, nahe Santa Marta. Es geht rasch mit ihm zu Ende. Am 11. Dezember diktiert er seinem Neffen Fernando eine letzte Botschaft an das Volk Kolumbiens:

»Ich begehre keinen weiteren Ruhm als die Festigung Kolumbiens. Ihr müßt alle für das unschätzbare Gut der Einheit arbeiten. Meine letzten Wünsche gelten dem Heil unseres Vaterlandes. Wenn mein Tod dazu beitragen könnte, daß die Parteiungen schwänden und die Einheit wiederhergestellt würde, ginge ich ruhig ins Grab...«

»Ins Grab...«, wiederholt er leise und bricht in Tränen aus, »... das ist es, was mir meine Mitbürger angetan haben!«

Sieben Tage liegt er in Fieberrasereien. Der französische Arzt gibt keine Hoffnung mehr.

Am 17. Dezember gegen ein Uhr mittags, als eine weiße, flimmernde Sonne hinter Nebelschleiern steht und Wälder, Berge und Savannen mit einem unwirklichen, fernen Licht übergießt, richtet sich Simon Bolivar noch einmal auf: »Bringt mein Gepäck an Bord, ich gehe in See...«

Wenige Minuten später erlischt das Leben des Befreiers Südamerikas.

Die goldene Peitsche

Fast zwanzig Jahre lang währten die wechselnden Kämpfe der ehemals spanischen Kolonien Südamerikas um ihre Unabhängigkeit. In den mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführten Kriegen wurde in einzelnen Ländern, wie in Venezuela, die einstmals führende gesellschaftliche Schicht, die großen Grundbesitzer und alteingesessenen Bürger, nahezu ausgerottet. Rache und Habgier tobten sich vor allem gegen jene Menschenklasse aus, die am meisten im Blickpunkt der Volksmassen stand. Diese Klasse aber war wegen ihrer politischen und privaten Bildung das einzige tragfähige Element, auf dem man einen vernünftig geordneten und zuverlässig arbeitenden Staat errichten konnte.

Die Revolution rührte den Bodensatz der Völker auf. Abenteuerer, Gewaltmenschen, Landsknechte und Glücksritter trieben empor und rissen die Zügel an sich. Indianer, Mischlinge und europäische Hasardeure besetzten die Positionen, die begehrenswert erschienen. Nach dem Zusammensturz der alten Ordnung herrscht die goldene Peitsche der Ehrgeizigen, der Raffgierigen

und Skrupellosen über den neuen Staaten Südamerikas. Den Emporkömmlingen können die erkämpften Würden und Ämter nur mit Gewalt entwunden werden. Das politische Schicksal Spanisch-Südamerikas ist damit für lange Zeit entschieden. In der Zukunft werden Staatsstreiche, Militärrevolten, Aufstände, Skandale und Generalsdiktaturen unausweichlich sein – bis eine neue Generation heranwächst, die für die staatsbürgerlichen und staatsführenden Aufgaben erzogen sein wird.

Glücklicher hatten sich während dieser entscheidenden Jahre die Geschicke Portugiesisch-Südamerikas entwickelt.

Als im Jahre 1807 französische Truppen die Grenze Portugals überschritten, um Lissabon zu besetzen, die letzten offenen Tore der Kontinental Sperre zu schließen und die Dynastie Braganza zu stürzen, entwich der Prinzregent Portugals, Johann von Braganza, auf einem englischen Geschwader in die portugiesische Kolonie Brasilien.

Rio de Janeiro wurde die neue Hauptstadt, und von hier aus versuchte man das riesengroße Territorium zu beherrschen. Die Einwohnerzahl Brasiliens betrug etwa drei Millionen, von denen aber nur etwa ein Drittel Weiße oder Mischlinge war, während der Rest aus Negersklaven und Indios bestand. Nur auf die großen Plantagenbesitzer – kleine Könige, die über Tausende von Negern und Indios geboten – konnte sich der Prinzregent stützen. Seine Regierung beschränkte sich vornehmlich auf die küstennahen Gebiete. Im Innern des ungeheuren, von Savannen, undurchdringlichen, versumpften Stromgebieten, Hochgebirgen und unerforschten Urwäldern bedeckten Landes herrschte nach wie vor die Büchse, der indianische Bogen, die Faust und das Wort der weißen Bandenführer, der indianischen Häuptlinge und der schwarzen Oberhäupter der »Quilombos« – verborgener Siedlungen entflohener Negersklaven.

Der Aufstand von 1820, der Spanien ein liberales Ministerium gab, griff auch auf Portugal über. Hatte bisher der inzwischen zum König gekrönte Johann VI. geschwankt, ob er aus dem Exil in das unruhige Europa heimkehren sollte, so wurde ihm jetzt die Wahl nicht mehr schwer, da ihm die liberale Verfassung Portugals mehr königliche Rechte ließ als diejenige Brasiliens. Johann VI. fuhr nach Lissabon zurück und betraute seinen Sohn



Kaiser Pedro I. von Brasilien

und Thronfolger Dom Pedro mit der Verwaltung der Kolonie Brasilien. Als die portugiesischen Cortes den Thronfolger gegen seinen Willen heimriefen und das portugiesische Militär an der Küste Dom Pedros Abreise zu erzwingen versuchte, eilten dem beliebten Regenten die Milizen des Landes zu Hilfe – die Leibgar-den der großen Plantagenbesitzer und die Banden aus Minas

Geraes und São Paulo. Die Portugiesen wurden entwaffnet. Im September 1822 erklärte Dom Pedro Brasilien für ein von Portugal unabhängiges Land, und ein Jahr später nahm er den Kaisertitel an. Auch in diesem Teil des Kontinents war der Trennschnitt von Europa vollzogen.

Brasilien wandte sich der Aufgabe zu, die riesenhaften Ländereien zu erschließen, die zu seinem Staatsgebiet gehörten.

Überall auf diesem Doppelkontinent liegen ungeheure Schätze ungehoben, und das Bewußtsein, in einem grenzenlos reichen und unerschlossenen Lande zu leben, überfällt die Amerikaner wie eine phantastische Vision. Sie sind in eine wahre Schatzkammer hineingeboren, die es auszubeuten gilt.

Besonders in Nordamerika herrscht die entfesselte Gier der Menschen nach Reichtümern und unermeßlichen Ländereien. Der materielle Wohlstand der USA hat gewaltig zugenommen, schon erreicht die Ausfuhr von Baumwolle aus den Plantagegebieten der Südstaaten eine Höhe von zweihundert Millionen Pfund. Im Norden wachsen die gewaltigen Anlagen der Textilindustrie, Spinnereien, Baumwolldruckereien und Webereien, aus dem Boden. Werkstätten aller Art entstehen in Boston, New York, Baltimore und Philadelphia. In Pittsburg hat man Eisen und Kohle entdeckt, schon wühlen sich Arbeiterkolonnen in die Flanken der Berge, über die einst jagende Indianer zogen und über denen noch vor einem Menschenalter das Kampfgeschrei um die Wälle des Forts Duquesne brandete. Zwischen den Großen Seen des Nordens, die einmal für die Jäger des Grenzkampfes Straße und Fischfanggründe gewesen, durch die vor Jahr und Tag die Kanus der Rothäute und die Schoner der Miliztruppen pflügten, graben nun Tausende von Händen neue Wasserstraßen und verbinden Erie- und Ontariosee unter Umgehung der Niagarafälle durch einen Kanal, der die Reichtümer des inneren Landes zum Ozean trägt.

Dieses neue Amerika wünscht seine Schätze allein zu heben. Die Regierung des Präsidenten James Monroe baut Mauern von Schutzzöllen auf, hinter denen die junge amerikanische Industrie erstarken und sich von Europa unabhängig machen kann. Die Verkündung der Monroedoktrin vom Dezember 1823 erklärt den Mächten der Alten Welt deutlich, daß Amerika keinerlei euro-

päische Konkurrenz in seiner Hemisphäre dulden wird. Die Warnung richtet sich nicht nur an die »Heilige Allianz«, der die jungen südamerikanischen Republiken höchst verdächtig sind, sondern vor allem an die Adresse Englands, das seine amerikanischen Pläne immer noch nicht aufgegeben hat, und an das kaiserliche Rußland, das von Alaska her immer begehrllicher nach Kalifornien blickt.

Im äußersten Nordwesten des amerikanischen Kontinents gibt es seit langem russische Stützpunkte. Schon 1759, in dem Jahr, als der englische General Wolfe das französische Québec eroberte, war der Russe Glotow von Nordsibirien aus über die Meeresstraße gegangen, die der Däne Vitus Bering achtzehn Jahre vorher als Leiter einer russischen Expedition entdeckt hatte. Anno 1798 hatte der große Pionier und Kaufmann Baranow die Stadt Archangelsk als Hauptstadt eines Nordpazifischen Handelsreiches gegründet. Ein Jahr vor der Jahrhundertwende entstand die Russisch-Amerikanische Handelskompanie, die Faktoreien, Forts und Siedlungen im hohen Norden Amerikas anlegte. Seit 1812 gibt es in Kalifornien das russische Fort Roß als Stützpunkt für die Pelzjäger und Händler aus Sibirien, Alaska und von den Aläuten. Das ozeanische Imperium des Zaren beginnt langsam Gestalt anzunehmen. Im Auftrag Baranows besucht der deutsche Arzt Dr. Scheffer Kaiser Kamehameha I., den Beherrscher der Hawaii-Inseln, und beginnt dort mit dem Aufbau russischer Zuckerrohr- und Maisplantagen. Ein Staatsstreich soll mit russischer Hilfe die Regierung in rußlandfreundliche Hände legen; bevor es zum Aufstand kommt, greifen die Engländer und Nordamerikaner ein und stürzen den Thron Kaiser Kamehamehas. Der russische Angriff ist abgeschlagen.

Aber noch gehört Fort Roß an der kalifornischen Küste dem Zaren.

»Am Ufer entstehen Hanfplantagen; in Roß werden daraus Seile und Taue gedreht, welche die englischen und amerikanischen Kapitäne mit Vergnügen kaufen. In der Bodegabucht ist ein Hafen angelegt, nicht weit davon entstehen große Speicherräume, eine Schiffswerft, weiterhin Mühlen, Werkstätten, Schuppen, Schmieden, Badehäuser⁷⁸.«

Mit Bewunderung spricht der deutsche Dichter und Botaniker Adelbert von Chamisso von diesem Platz inmitten der Wildnis, als er im Jahre 1817 als Teilnehmer einer russischen Weltumseglung Fort Roß besucht.

Von der Beringstraße aus sind die russischen Händler und Entdecker bis ins Herz Kaliforniens vorgestoßen. In diesem Zeitpunkt begegnen sie den Amerikanern, die drohend auf die Grundsätze der Monroedoktrin pochen. Und Rußland gibt nach: 1824 kommt ein Vertrag zustande, in dem der Zar die Ansprüche auf die kalifornische Küste aufgibt.

Unter der Last des goldenen Joches verhärten sich die inneren Gegensätze in den USA. Je mehr reiche und durch ihr Geld mächtige Leute, besonders in den Nordstaaten, politische Führungsstellen gewinnen, um so stärker wird das Gefühl der kleinen Handwerker, der Farmer und der Grenzer, daß ihre demokratischen Freiheiten gefährdet sind. Unter dem Nachfolger Präsident Monroes, John Quincy Adams⁷⁹, einem Manne von eisiger Strenge, großer Zurückhaltung und puritanischen Vorurteilen, haben sich die Republikaner zur alles beherrschenden Partei organisiert. Das Volk des freien Westens, die Farmer, Pioniere, Jäger und Hinterwälder beantworten die Parteibildung, indem sie bei den Präsidentenwahlen von 1828 einen der Ihren – den Nationalhelden des Zweiten Unabhängigkeitskrieges von 1812, General Andrew Jackson – als Kandidaten aufstellen und durchbringen. Amerika wird wieder von einem Vorkämpfer der Demokratischen Partei geführt. Man feiert den Wahlsieg wie eine Revolution, das Volk glaubt der Herrschaft der Finanzgewaltigen entronnen zu sein. Am 4. März 1829 wird Andrew Jackson in sein Amt eingeführt.

»Zehntausend Besucher aus allen Teilen des Landes drängen herzu, Zeugen des Ereignisses zu werden. Jackson, groß und hager, mit seinem Raubvogelgesicht unter einer prächtigen Mähne dichten, weißen Haares, geht im schwarzen Straßenanzug, nur von wenigen Freunden begleitet und ohne Ehrenwache, durch die Menschenmenge die Pennsylvania Avenue in Washington hinauf, macht auf der obersten Stufe der großen Steintreppe vor der östlichen Säulenhalle des Kapitols halt, legt seinen Amtseid ab und verliest seine Antrittsrede, während die Massen ihm zujubeln

und ein jeder ihm die Hand schütteln will. Mit Mühe drängt er sich schließlich zu seinem Pferde durch und reitet an der Spitze einer Prozession von Kutschen und Bauernwagen und einer Menge Menschen jeden Alters und verschiedener Herkunft zum Weißen Haus. . . .⁸⁰«

Andrew Jackson ist als Repräsentant einer Partei emporgestiegen, und nun fordern die, die ihn gestützt haben, ihren Lohn. Das System der »Beutefelle« tritt fortan bei fast allen Präsidentenwahlen in Erscheinung. Die Parteimaschinerie sorgt dafür, daß die Unzahl republikanisch gesinnter Beamter ihre Stellungen verliert und durch Demokraten ersetzt wird. So macht sich politische Gesinnung bezahlt.

Jackson glaubt an die Tugend des einfachen Mannes und fordert politische Gleichberechtigung und gleiche wirtschaftliche Chancen für alle. Als es während seiner Amtszeit darum geht, die Schutzzölle zu bestätigen oder aufzuheben, entscheidet sich Jackson für ihre Beibehaltung zugunsten des industriellen Nordens. Der Süden protestiert empört. Das Provinzialparlament von Südkarolina beruft sich auf das »Nullifikationsrecht«, das den Staaten die Möglichkeit gibt, Bundesgesetze innerhalb ihrer Staatsgrenzen für nichtig zu erklären. Jackson entsendet Kriegsschiffe nach dem Süden und mobilisiert die Armee. Der geplante Austritt Südkarolinas aus der Union unterbleibt, aber die Gegensätze zwischen dem industriellen Norden und dem landwirtschaftlichen Süden vertiefen sich.

Im Jahre des Einzugs Andrew Jacksons in das Kapitol zu Washington verkauft der Farmer Thomas Lincoln sein Stückchen Land in Indiana und schließt sich einem Treck an, der mit Planwagen und Ochsen westwärts, nach Illinois, wandert. Die ganze Lincolnsche Verwandtschaft geht mit auf die Reise und gründet bei dem Ort Decatur, nahe dem etwa siebenhundert Einwohner zählenden Dorf Chicago, eine neue Siedlung. Aus dem kleinen Aby Lincoln ist ein junger Riese von fast zwei Meter Länge geworden, der kraftvoll die gefällten Baumstämme spaltet, aus denen die Blockhäuser gebaut werden.

Als der Indianerhäuptling »Black Hawk« über die Mississippi-grenze bricht und versucht, das Land seiner Väter zurückzuer-

ubern, greift auch Aby Lincoln zum Gewehr und rückt als Milizmann aus. Oberst Zachary Taylor, Kommandeur der Regulären, eilt den bedrohten Farmern zu Hilfe. Später tritt der junge Lincoln in die Truppe Taylors ein. Einer seiner Offiziere, ein Mann aus dem Süden, ist Jefferson Davis. Keiner der beiden Kampfgefährten ahnt, daß ein Menschenalter später Abraham Lincoln Präsident der Union und Jefferson Davis Gegenpräsident der »Konföderierten« des Südens sein wird.

Das Dampfschiff »Advance«, das aus der Chesapeakebucht in die breite Mündung des Delawarestromes nach Norden einbiegt, stößt gellende Piffe aus, um die schnaubende und zischende Eisenbahn der Baltimore-Ohio-Linie zu begrüßen, die in Ufernähe ebenfalls in Richtung Philadelphia fährt. Auf den beiden vergitterten Galerien des Dampfers stehen die Passagiere und winken dem enteilenden Dampfzug nach. Langsam treiben die beiden Schaufel-

Erste transkontinentale Eisenbahn in den USA.
(Zeitgenössische Zeichnung)



räder das Schiff stromauf, die zwei nebeneinander angeordneten, mit Drahtseilen verspannten Schornsteine speien dichte Qualmwolken aus.

Fern im Grunde der Bucht sieht man bereits Chester liegen, den Hafen von Philadelphia. Die meisten Passagiere sind Besucher der großen Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen, die in Philadelphia vor wenigen Tagen eröffnet worden ist. Viele Fahrgäste sind Vertreter von Arbeiterorganisationen, die an einem Gewerkschaftskongreß teilnehmen.

Karl Follenius, Lehrer für deutsche Sprache an der Harvard-Universität bei Boston, politischer Emigrant aus dem reaktionären Deutschland, lehnt an der Reling und betrachtet die vorüberziehende Landschaft und den in der Ferne verschwindenden Zug.

Wie schnell sich alles geändert hat, denkt der Professor. Die Neue Welt lebt in einem geradezu beängstigenden Tempo. Vor kaum fünfzehn Jahren hat Stephenson die erste betriebssichere Lokomotive gebaut, und schon rollen hier bei uns die Bahnen über mehr als achthundert Meilen Schienen – bis zum Ohio, bis zu den Großen Seen hinauf, und man denkt bereits daran, eine Bahn durch die Prärie zu führen. Europa, das dem Dampfroß ins Leben verholfen hat, liegt im Eisenbahnbau weit hinter uns zurück. Meine Freunde aus Deutschland schreiben voller Stolz, daß sie seit ein paar Jahren ihre Bähnchen zwischen Nürnberg und Fürth, zwischen Leipzig und Dresden und München und Augsburg haben, aber was bedeuten diese Lokalverbindungen gegenüber unseren Fernstrecken! Und auch unsere Dampfer können sich sehen lassen. Wie sicher und bequem fährt's sich hier auf der »Advance«! Wie auf einer Aussichtsterrasse genießt man die sonst so mühselige Reise.

Die Gedanken des Professors schweifen zurück zu Robert Fulton, der im Jahre 1807 mit dem ersten brauchbaren Dampfschiff den Hudson befahren hat! Heute, dreißig Jahre später, überqueren amerikanische Dampfer bereits den Atlantik...

Neben Karl Follenius sind ein paar in grobe Wollstoffe gekleidete Bauern in ein leidenschaftliches Gespräch vertieft. Es geht um die gewichtige Frage, ob man sich einem der riesigen Trecks anschließen solle, die Marcus Whitman quer durch den Kontinent nach Oregon, dem großen Land am Stillen Ozean, führen will, oder ob das südliche Texas vorzuziehen sei. Texas – meint ein jüngerer Farmer – liege außerhalb der Union, während über Ore-

gon bereits ein Staatsvertrag mit England und Mexiko bestehe. Man habe mehr Sicherheit dort im Nordwesten.

Follenius wird durch zwei Frauen, die ihn freundlich begrüßen, aus seinen Gedanken gerissen. Man kennt sich von der gemeinsamen Mittagstafel her.

Frau Amelia Bloomer, die ältere der beiden, ist die Gattin eines Postmeisters aus Seneca-Falls im Staate New York. Sie hat sich als Frauenrechtlerin einen Namen gemacht und kämpft für die Gleichstellung der Frauen mit den Männern in Familie, Beruf und Wahlrecht. Eine von ihr geschaffene neue Mode ist Gegenstand zahlreicher Karikaturen in den Zeitungen und Zeitschriften. Sie trägt sie selber: lange, gebauschte Hosen, kräftige hohe Stiefel und einen bequemen, weit geschnittenen Jagdrock. Auch ihre Freundin, Miß Susan B. Anthony, steht im Dienste der Frauenrechtsbewegung. Beide Damen sind auf dem Wege zu einer Gesinnungsgenossin und Mitstreiterin, der Quäkerin Lucretia Mott in Philadelphia.

Philadelphia im Spätsommer 1839...

Fast zweihunderttausend Einwohner leben in der großen Stadt. Die Türme zahlreicher Kirchen und die hohen Blöcke öffentlicher Gebäude – der Krankenhäuser, Schulen, Galerien, Akademien und Verwaltungsgebäude – überragen die Wohn- und Geschäftshäuser der von rechtwinklig sich schneidenden Straßen durchzogenen City.

Welch ein Leben in den gewaltigen Hafenanlagen an dem Flußufer des Delaware und Schuylkill! Lastträger, Karren und Kräne schaffen Zuckersäcke, Ballen mit Baumwollstoffen, Halbfertigfabrikate aus Eisenguß, Chemikalien, Lederwaren und Teppiche – die Haupterzeugnisse der Industriebetriebe von Philadelphia – an Bord der Schiffe oder laden Rohbaumwolle von Louisiana, Tabak, Indigo und Weizen aus Virginien aus. Die stadteinwärts führenden Straßen sind von einem ständigen Menschenstrom erfüllt. Lastfuhrwerke poltern durch die Market-Street, berittene Farmer mit breitrandigen Hüten und bunten Halstüchern traben von der mächtigen City-Hall zum Uferkai des Schuylkill; hier weisen große Schilder den Weg zum prächtigen Fairmont-Park, wo die landwirtschaftliche Ausstellung ihre Zelte aufgeschlagen hat.

Der Farmer Robert Hanks und sein Freund Mike aus Shenan-

doah stehen – benommen von den vielen Eindrücken – in der Ausstellungshalle, über deren Tor mit Riesenbuchstaben der Name McCormick geschrieben ist. Hier tut sich eine neue Welt des Ackerbaus vor ihnen auf. McCormick hat Maschinen konstruiert, die besser und schneller, vor allem müheloser arbeiten als eine ganze Farmerfamilie. Da gibt es eine Sämaschine, die das Saatgut in parallelen Reihen schnurgerade verteilt; daneben eine Mähmaschine, eine Lokomobile, die eine Dreschmaschine antreibt, eine von Pferden gezogene Hackmaschine und als größtes Wunder eine automatische Erntemaschine, ein wahres Ungetüm, das imstande ist, das Getreide zu mähen, sofort auszudreschen und das Stroh gebündelt, die Körner in Säcken abgefüllt, auszuwerfen.

»Wenn die Stadtleute diese Teufelsmaschine loslassen«, meint Mike, »dann ist es aus mit den kleinen Farmern, dann fressen uns die Großgrundbesitzer, die sich diese fahrbaren Fabriken leisten können, auf!«

Ein redegewandter Vertreter der Firma McCormick erläutert den beiden Farmern die Bedeutung der Maschine für die weiten Landbau treibenden Gebiete der USA. Der Bau von fünf großen Eisenbahnlinien durch die Appalachenberge sei geplant. Bald gebe es für die Agrarprovinzen des Mittelwestens einen leichteren Zugang zu den Märkten des Ostens. Der fortschrittliche Farmer müsse auf diese Entwicklung vorbereitet sein und seinen Betrieb modernisieren. Die landwirtschaftlichen Produkte würden immer ihren Preis halten, nehme doch die Bevölkerung der USA fast um eine Million jährlich durch Geburten und Einwanderung zu.

Die Weizenproduktion betrage jetzt etwa zwei Millionen Tonnen im Jahr, mit Hilfe der Maschinen könne sie mit Leichtigkeit verdoppelt und verdreifacht werden⁸¹.

»Hol's der Teufel!« sagt Mike, »da trecke ich lieber nach Oregon!«

Nahende Musik und der Marschtritt vieler Menschen treiben die beiden Farmer nach draußen. Auf der Ausstellungsstraße, an der sich zahllose Zuschauer gesammelt haben, marschieren hinter einer Musikkapelle unter riesigen Transparenten Tausende von Arbeitern in blauen Kitteln.

»Zehnstundentag für alle Staaten!« liest Robert Hanks auf einem der Spruchbänder. »Freie Schulen für unsere Kinder!« steht auf dem nächsten. »Wir fordern Wahlrecht für alle freien Bürger!« heißt es auf einem anderen Transparent.

»Wer sind diese Leute?« fragt Mike. Robert Hanks zuckt die Achseln. »Keine Ahnung!« Ein älterer Herr mit rundem Quäkerhut, der dicht hinter den beiden steht, gibt freundlich Auskunft.

»Es sind Arbeiter aus den Textil- und Eisenbahnfabriken, Schauerleute vom Hafen, Bauarbeiter und Tagelöhner«, erklärt er. »Haben Sie noch nichts von den Gewerkschaften gehört, Freunde? Die Arbeiter haben sich in Schutz- und Kampfverbänden zusammengeschlossen und erreichen vereint, was man dem einzelnen verweigern würde. Auf ihrem ersten Kongreß, der vor sechs Jahren hier in Philadelphia stattfand, verlangten die Gewerkschaften die Begrenzung der Arbeitszeit ›von Dunkelheit zu Dunkelheit‹. Anno 1835, als sie sich wiedertrafen, hatte der Landtag von Pennsylvania diese Forderung bereits zum Gesetz gemacht. Jetzt verlangen sie kostenlose Schulbildung und demokratische Erziehung der Kinder . . . da hören Sie selber!«

Der Demonstrationszug ist zum Stehen gekommen, die Musik schweigt, einer der Arbeiterführer besteigt die Plattform eines Bauernwagens:

»Wirkliche Freiheit«, ruft er seinen Kameraden zu, »kann ohne ein sehr gründliches, weitverbreitetes Wissen nicht bestehen. Bildung ist die Voraussetzung für wahre Demokratie. Solange nicht jedermann gleichermaßen Zugang zu den gleichen Bildungsmöglichkeiten hat, ist Freiheit nur ein nichtssagendes Wort und der Ruf nach Gleichheit ein bloßes Geklingel⁸².«

Karl Follenius ist einer Einladung seines ehemaligen Lieblings-schülers am Harvard-College, des erst einundzwanzigjährigen James Russel Lowell, gefolgt, als er die Reise nach Philadelphia antrat. Gleichzeitig beauftragte ihn der Ortsverband der Bostoner Abolitionisten, der Gegner der Sklaverei, als ihr Vertreter an der gesamtamerikanischen Tagung teilzunehmen, die in diesen Tagen in Philadelphia – der Stadt der Kongresse – stattfindet.

Lowell begrüßt den Professor freudig am Kai und führt ihn noch am Abend seiner Ankunft in das Haus des Pastors Lyman Beecher, des Präsidenten der »Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft«, wo sich die führenden Köpfe der Abolitionisten aus allen Staaten der USA versammelt haben.

Schon 1775 hat es eine pennsylvanische Gesellschaft für Skla-



Die um 1890 eingeführte Dampfdreschmaschine und die Mechanisierung der Landwirtschaft ermöglichten die Nutzbarmachung weiter unfruchtbarer Landschaften

venbefreiung gegeben, und Benjamin Franklin ist ihr Präsident gewesen. Nach dem im Jahre 1808 erfolgten Verbot des afrikanischen Negerhandels war die Bewegung erloschen, aber sie ist nach mehr als einem Jahrzehnt leidenschaftlicher als je wieder aufgelebt. Seither nimmt die Auseinandersetzung zwischen Sklavenhaltern und Sklavereigegnern immer heftigere Formen an. Der Kreis um Pastor Beecher ist bekannt wegen seiner scharfen Stellungnahme gegen die Sklavenhaltung. William Lloyd Garrison, der sich nach der Begrüßung durch den Hausherrn auf das Podium des kleinen Gemeindesaals begibt, um das Hauptreferat des Abends zu halten, ist einer der tätigsten Propagandisten der Bewegung. Er stammt aus Massachusetts und ist seit zehn Jahren als Redakteur der Zeitung »Liberator« in Baltimore einer der unbittlichsten Förderer der Sklavenbefreiung. Garrison ist Präsident der »Anti-Slavery-Society« von Maryland, während Pastor Beecher der gesamtamerikanischen Dachorganisation vorsteht. Der Redakteur des »Liberator« ist Zeuge vieler barbarischer Skla-

venauktionen in Baltimore gewesen und hat oft mitansehen müssen, wie die unglücklichen Schwarzen an lange Ketten geschmiedet wurden, um den Landmarsch in den »tiefen Süden« anzutreten. Als er in seiner Zeitung gegen diese unmenschliche Behandlung mit flammenden Worten protestierte, wurde er vom Gericht zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.

Garrison beginnt sein Referat mit der Verlesung der neuentworfenen »Verfassung« der Anti-Sklaverei-Gesellschaft.

»Da der Allerhöchste Gott alle Geschlechter der Menschen aus einerlei Blut geschaffen hat, auf der Erde zu wohnen, und ihnen gebot, ihren Nächsten zu lieben wie sich selbst; da ferner unser Dasein als Volk auf den in der Unabhängigkeitserklärung anerkannten Grundsätzen gegründet ist, daß alle Menschen gleich vor dem Schöpfer sind und daß sie vor ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden, darunter Leben, Freiheit und das Streben nach Glück; und da noch fast sechzig Jahre, nachdem das Wort und die Ehre des amerikanischen Volkes zu diesem Bekenntnis verpflichtet sind, fast ein Sechstel ihrer Mitbürger in Knechtschaft gehalten wird; und da Sklaverei den Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit, des Christentums und unserer republikanischen Regierungsform zuwiderläuft und den Wohlstand des Landes untergräbt, halten wir es für die Pflicht und das Interesse der Herren, ihren Sklaven unverzüglich die Freiheit zu schenken.«

Nachdem Garrison die Grundsätze verlesen hat, berichtet er über den Fortgang der Kämpfe um die Negerbefreiung und über die oft gewalttätigen Abwehrmaßnahmen der Sklavenhalter. In Baltimore habe man eine Negerkirche niedergebrannt, und in Alton-Illinois sei der Verleger Elijah P. Lovejoy erschlagen worden, weil er seine abolitionistische Zeitung gegen den Angriff von Sklavenhaltern verteidigen wollte.

Mit harten Worten geißelt der Redner die Gleichgültigkeit und Heuchelei weiter Kreise des amerikanischen Volkes.

»Ich schäme mich meines Landes! Mir wird übel von all den bedeutungslosen, leeren Erklärungen, die Freiheit und Gleichheit auf den Schild zu erheben. Ich brächte es nicht fertig, vor europäischen Zuhörern aufzutreten und stolz zu erklären, daß ich

Amerikaner bin. Mein Wissen um den Barbarismus und Despotismus in diesem Lande hält meine Zunge gelähmt und treibt mir das Rot der Scham in die Wangen.«

Der alte Pastor Beecher, ein weißhaariger, hochgewachsener Greis, der zwischen seinen beiden erwachsenen Kindern – der dunkelhaarigen, großäugigen Harriet⁸³ und dem jungen Reverend Ward Beecher – in einem Polsterstuhl sitzt, eröffnet die allgemeine Diskussion.

»Was soll mit den Schwarzen geschehen, wenn die Befreiung geglückt ist?« gibt er zu bedenken. »Wir Weißen haben sie ihrer afrikanischen Heimat entrissen, unsere Pflicht wäre es, sie wieder dorthin zurückzubringen. Vielleicht ist dieser Weg, den einst die ›Amerikanische Kolonialgesellschaft‹ gewählt hat, der einzig gangbare. Waren nicht Männer wie Thomas Jefferson, Henry Clay und John Randolph führende Mitglieder jenes Vereins, hat nicht Präsident Monroe das Land am Senegal gekauft, das jetzt ›Liberia‹ heißt? Hat er nicht die Hauptstadt Monrovia aufbauen helfen, um den heimkehrenden Negern wieder Boden unter die Füße zu geben...?«

»Verzeiht, Reverend!« entgegnet Robert Purvis, ein fast weißer Mischling aus Philadelphia. »Kein Neger will aus Amerika fort, die armen Kerle sträuben sich gegen eine abermalige Umpflanzung. Trotz des Aufwands ungeheurer Mittel sind bis heute – also im Verlauf von zwanzig Jahren – nur 1 430 Neger nach Liberia gebracht worden!«

»Liberia – das ist keine Lösung für mehr als vier Millionen Neger!« wirft Garrison ein. »Wir müssen eine Möglichkeit finden, sie als freie Menschen in unserem Land zu behalten und ihnen hier eine Wahlheimat zu geben.«

»Die Leiden der Sklaven auf den Plantagen sind schrecklicher als je«, klagt Harriet Beecher. »Seit der Erfindung der Baumwollentkörnmaschine und der Einführung der Zuckerraffinerie ist die Sklaverei immer mehr ihres einst patriarchalischen Charakters entkleidet worden. Auf den riesigen Plantagen und in den Fabrikbetrieben des Südens ist der Schwarze nichts weiter als ein Stück lebendiger Maschine, aus der man herausholt, was möglich ist. Der Süden ist eine Hölle für die Sklaven! Jeder Christenmensch muß dazu helfen, möglichst viele Schwarze in die Freiheit zu bringen!«



Das erste, von R. Fulton erfundene Dampfboot

Der Blick Harriet Beechers streift, während sie dies sagt, mit tiefem Einverständnis den Mischling Purvis, den geheimen Leiter der »Untergrundbahn«, einer Organisation von Weißen und freien Schwarzen, die entflohene Sklaven bei Nacht und Nebel von Hand zu Hand weitergibt, bis sie in einer der Anti-Sklaverei-Staaten des Nordens in Sicherheit sind. Jährlich gehen Neger im Wert von vielen Millionen Dollar über die »Grenze«. Seit dem »Missouri-Kompromiß« von 1820 hat der Kongreß von Washington den 36. Breitengrad als Demarkationslinie zwischen Nord und Süd festgelegt; auf der einen Seite ist die Sklaverei erlaubt, auf der anderen verboten. Seither ist bei jedem der Union beitretenden Staat der Streit von neuem entbrannt, ob er das System des Südens oder des Nordens annimmt. Die Plantagenbarone des »tiefen Südens« haben ein Interesse daran, ihre Stimmenzahl im Kongreß und Senat im Gleichgewicht zum industriellen und sklavenfeindlichen Norden zu halten.

Wenige Wochen nach dem Kongreß der Abolitionisten fährt Karl Follenius nach dem Norden zurück. Auf dem Dampfschiff, das die

Chesapeakebucht hinab und dann längs der Ostküste seinen Kurs nimmt, trifft er Mrs. Amelia Bloomer, die Frauenrechtlerin, wieder. Sie rufen oft die anregenden Tage von Philadelphia in die Erinnerung zurück, erörtern Maßnahmen für die Sklavenbefreiung, die Frauenbewegung und sprechen über die Situation des amerikanischen Kulturlebens. Follenius behauptet, im Grunde sei die gesellschaftliche und geistige Entwicklung der Staaten nur ein Spiegelbild europäischer Vorgänge. Die amerikanische Frauenemanzipation sei nicht denkbar ohne den Einfluß der »Erklärung der Frauenrechte« durch Olympia de Gongs im Jahre 1800 und nicht ohne das Vorbild der Frauenklubs von London und Paris, die nach der Julirevolution von 1830 entstanden sind. Auch in der Sklavenfrage hätten schon im Jahre 1788 der Engländer William Wilberforce und andere Europäer den Weg vorgezeichnet, den die amerikanischen Abolitionisten jetzt gehen müßten. England habe 1830 alle Kronsklaven und seit 1833 auch alle übrigen Sklaven in den britischen Kolonien freigegeben. Selbst Spanien, Brasilien und die Bolivarstaaten des Südens hätten bereits mit dem Verbot des Sklavenhandels und der Sklaverei den Schritt getan, zu dem sich die USA immer noch nicht entschließen könnten.

Mrs. Amelia weist darauf hin, daß es auch in den USA Männer und Frauen genug gebe, die als geistige und ethische Pioniere gelten könnten; Amerika müsse auch im Geistigen eigene Wege gehen. Mit Geschick wahrt die Sprecherin die Belange ihrer Heimat. »Kennen Sie die Rede, Professor, die Ralph Waldo Emerson, der bedeutendste philosophische Kopf unseres Landes, vor zwei Jahren in der Universität Cambridge gehalten hat?«

Mrs. Amelia holt aus ihrer Kajüte eine kleine Druckschrift und liest eine der angekreuzten Stellen vor:

»Zu lange haben wir den verfeinerten Mustern Europas gelauscht; schon zieht man den Geist des freien amerikanischen Menschen der Furchtsamkeit, der Nachahmung, der Farblosigkeit. Brüder und Freunde, das soll nicht unsere Meinung sein, und, gefällt es Gott, auch nicht die seine. Wir werden auf unseren eigenen Füßen gehen, wir werden mit unseren eigenen Händen arbeiten, nach unserem eigenen Geiste denken . . .⁸⁴«

Verstehen Sie, Mister Follenius: Emerson fordert, daß die geistige Unabhängigkeit der politischen folgen müsse.

Auf dem Gebiet der Literatur haben wir bereits begonnen, uns auf das Eigenste zu besinnen. Ich denke an die vom Geist der Romantik erfüllten Novellen Edgar Allan Poes, an Washington Irving, dessen ›Geschichte New Yorks‹ von Dietrich Knickerbocker im Jahr 1809 den Anfang gemacht hat und über dessen behaglichen Humor eine ganze Generation lachte. Ich nenne James Fenimore Cooper, der mit seinen Erzählungen vom Wildtöter und Lederstrumpf den Männern der Indianerkriege ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hat.«

Von den Schaufelrädern her hört man das Rauschen des Wassers, der Wind saust in den Verspannungen. Langsam stampft der Dampfer dem grauen Norden entgegen.

In New York trennen sich die Wege der Reisegefährten, Karl Follenius nimmt einen kleinen Raddampfer, der ihn nach Boston bringt. Einige Monate später, am 13. Januar 1840, bricht auf einem Dampfer, der den Eriesee überquert, ein Brand aus, dem einige Passagiere zum Opfer fallen. Die Todesliste nennt auch den Namen des Professors Karl Follenius, des deutschen Freiheitssuchers, den das Schicksal in die Neue Welt verschlagen und dem diese andersartige Welt so viele Probleme aufgegeben hat.

Viele Deutsche suchen in dieser Zeit Freiheit und schnelles Fortkommen in den Vereinigten Staaten. Einer dieser Zehntausende von Einwanderern ist der Deutschschweizer Johann August Sutter. Ihn erwartet ein seltsames und phantastisches Schicksal.

Im Jahre 1834 landet er mit einem jener Ozeanfahrer, deren Zwischendecks unablässig eine zweifelhafte Fracht von Gescheiterten, Hoffenden und Abenteuernenden in die Häfen von New York und Boston tragen. Zuerst versucht sich Sutter als Hausierer, Arzt und Schenkwirt, später folgt er der breiten Straße, auf der in dieser Zeit so viele westwärts wandern, ins neue Missouri-territorium, wo es kaum ein Gesetz und keine Obrigkeit gibt.

Unter Indianern, Pelzjägern und wandernden Farmern fühlt Sutter sich wohl, das Glück ist ihm gewogen, er gewinnt bald ein kleines Vermögen. Aber nach wenigen Jahren packt ihn die Unrast, er verkauft seine Habe und wirbt Teilnehmer für einen Auswanderertreck. Ziel sind die Wunderländer von Oregon und Kalifornien, von denen die Jäger, Trapper und Händler so viel Verheißungsvolles berichten.

Anfang März 1838 zieht die Karawane mit ihren Ochsenwagen hinaus in die unendliche Prärie. Fort Independence, der letzte Stützpunkt der Staaten, bleibt hinter ihnen zurück . . .

Wandern, Dahintreiben im grenzenlosen Meer der blühenden Prärie . . .

Sie folgen überwachsenen Wagenspuren, die quer über die weite Dünung der Grashügel zum westlichen Horizont verlaufen.

Über die sanften Höhen des fast mannshohen, vom Winde gewellten Graslandes ziehen die dunklen Streifen weidender Bisonherden. Buckel an Buckel bedecken die gewaltigen Tiere die mit Blumen übersäten Täler. An Bachläufen sammeln sich dichte Rudel von Gazellen mit gedrechseltem Gehörn, auf sandigen Hügeln pfeifen Springmäuse und Erdhörnchen, und hoch im wolkenlosen Himmelsgewölbe kreisen Falken und Adler.

Unvergeßlich sind die Abende an Lagerfeuer, wenn die fernen, blauen Bergschatten schon den glühenden Sonnenball verdecken und die ersten Sterne im Osten heraufsteigen. Die Wagen sind im Kreis zusammengefahren, friedlich grasen die Zugochsen. Auf einer Anhöhe oberhalb des Lagers steht der Posten, Ausguck haltend nach indianischen Reitern. Am Spieß brutzelt das Fleisch eines Elchs.

Wegmale der großen Reise, die sich für immer dem Gedächtnis einprägen, sind die jählings aus den Prärieebenen aufragenden roten oder gelben Felstürme, steil ansteigende Tafelberge, verwitterte Gesteinsbildungen und mit Wolken von Wasservögeln bedeckte Sumpfseen.

Manchmal begegnen sie einer grell bemalten und mit Federhelmen geschnückten Schar berittener Indianer, die ablehnend und schweigsam zu den Auswanderern herüberblicken.

Nach einem Vierteljahr erreichen die Reisenden die Rocky Mountains, das große Felsengebirge, und folgen dem Lauf der Täler.

Das Wild wird seltener und scheuer; steiler, schwieriger werden die ungebahnten Wege. Sie führen durch Steinwüsten gestürzter Felstrümmer und vorüber an Abgründen, aus denen der kalte Bergwind heraufweht.

»Beim Fahren sieht der Fuhrmann die immer tiefer werdenden Löcher an den Hüftknochen seiner Ochsen und sieht die Kette der Wirbelknochen auf dem Rücken. Wenn er die Tiere aus dem Joch nimmt, blicken sie ihn sanft, mit vorwurfsvollen Augen an. Manchmal legen sie sich einfach im Joch auf den Boden, und weder der Stachelstock noch die Peitsche oder Forke können sie wieder in die Höhe bringen. Manchmal werfen die Trecker das Gepäck von den Wagen, eine Truhe oder einen Lieblingsstuhl oder einen Mühlstein, denn jetzt kommt es auf jedes Pfund an ...⁸⁵«

Ein Radspurenpfad zweigt nach Oregon ab, an der Gabelung verläßt eine Reihe von Ochsenwagen Sutters Treck. Die anderen fahren weiter auf dem alten Wege. Sie rasten ein paar Tage in einem kleinen, aus Blockhütten bestehenden Fort der HBC – der Hudson-Bay-Company –, wo Trapper, Jäger und ein paar englische Soldaten auf windzerzauster Paßhöhe Grenzwache halten.

Sutter führt den Rest seiner Leute westwärts. Ein Pfadfinder – ein halbindianisches Mischblut – kennt angeblich den Weg, der durch Salzsümpfe, gewaltige Zedernwälder und durch öde Durststrecken führt.

Irgendwo in den rot und gelb glühenden Bergen, schon jenseits der Schneegipfel und Wüsten, trifft der Wanderzug auf ein mexikanisches Grenzfort. Von hier an furchen die Wagen den Boden Kaliforniens. Im Spätherbst knarren die »Prärieschoner« talwärts. Weit hinter den schönen, grünen Hügeln erblicken sie das Meer, den Pazifischen Ozean, wie einen tintenblauen Strich im violetten Dunst des Horizonts.

Sie sind am Ziel, im Gelobten Land ...

Johann August Sutter erwirkt sich beim mexikanischen Gouverneur in Monte Rey die Konzession zur Gründung einer Kolonie. Die mexikanischen Behörden sind froh, wenn weiße Siedler ins Land kommen, um die Wildnis urbar zu machen. Unter der spanischen Herrschaft ist vieles verkommen; selbst die Haciendas in den reichen Fruchtländern der Küstenebene sind halb verfallen. In den kleinen Orten klimpern tagaus, tagein die Gitarren, bunt gekleidete, gelbhäutige Männer und Frauen lungern auf den Bänken vor den Gehöften, promenieren auf den winzigen Plazas unter Akazien und Palmen und trinken Agavenschnaps und El-

Paso-Wein. Warum soll man arbeiten? Das Land ist reich und ernährt seine Söhne ohne viel Mühe.

Im Frühjahr 1839 wandert Sutters Karawane mit Ochsenkarren, Viehherden und indianischen Knechten das Sacramentotal hinauf. Sie führen reichlich Waffen, Munition, Saatgut, Ackergeräte, Werkzeuge und Hausrat mit. Die Erde ist locker, dunkel und fruchtbar, das Klima mild; frisches Quellwasser fließt aus den Flanken der waldbedeckten Berge. Hier im Sacramentotal gründen die Wanderer aus dem Osten »Neu-Helvetien« – ein Königreich der freien Männer.

Feuerbrände ziehen vor den Pflügen her und werfen die alten Wälder nieder, damit die Asche zu Dung für die Felder werde. Ein Jahrzehnt unsäglichlicher Mühe treibt wie Gewölk über das Land. In diesen zehn Jahren schaffen Sutter und seine Leute ein Paradies.

Wo einst Wildnis gewesen, dehnen sich nach diesen Jahren von Hügel zu Hügel goldene Weizenfelder, in den Tälern grasen vielköpfige Herden, über den Kaminen der Gehöfte und Ortschaften hängt der Rauch der Herdstätten.

»Kanäle, Mühlen und Faktoreien sind geschaffen, auf den Flüssen fahren Schiffe stromauf und stromab, Sutter versorgt nicht nur Vancouver und die Hawaii-Inseln, sondern auch alle Segler, die in Kalifornien anlegen. Er pflanzt Obst, das so berühmte und vielbewunderte Obst Kaliforniens. Sieh da! Es gedeiht, und so läßt er Weinreben von Frankreich und vom Rhein kommen, und nach wenigen Jahren bedecken sie weite Gelände. Sich selbst baut er Häuser und üppige Farmen, läßt ein Klavier von Pleyel hundertachtzig Tagreisen weit aus Paris herüberschaffen und eine Dampfmaschine mit sechzig Büffeln von New York her über den ganzen Kontinent...⁸⁶«

Johann August Sutter ist in dieser Zeit bereits vielfacher Millionär, er hat sich ein kleines Reich gebaut. Der Segen Gottes liegt sichtbar auf seinem Werk.

Inzwischen hat der US-Kongreß beschlossen, das große Land am Rio Grande del Norte für die Union zu okkupieren, der Krieg mit Mexiko entbrennt. Zachary Taylor, der alte Indianergeneral der Grenze, unter dem einst Aby Lincoln gedient hat, führt die Truppen der Staaten nach Süden, schlägt die verlotterten Haufen

der Gegner und besetzt Nordmexiko. US-General Kearney dringt in Neumexiko vor, General Frémonts wilde Grenzer fallen in Kalifornien ein. Was wollen die Hazienderos, die müden Dons der kleinen spanischen Siedlungen gegen diesen wuchtigen, von einem Volk der Pioniere geführten Angriff unternehmen? Mexiko ist durch mehrere Revolutionen geschwächt, schlecht bewaffnet und von korrupten Generälen beherrscht – es weicht auf der ganzen Front zurück.

Die USA, jung und hungrig auf neues Land, denken schon in eine weitere Zukunft. Erstmals taucht der Plan auf, den Isthmus von Panama zu durchstechen und einen Kanal zu bauen, der die Ost- und die Westküste Amerikas auf kürzestem Seeweg verbindet. Der Präsident schließt mit Kolumbien einen Vertrag über den Besitz der Landenge von Panama. Währenddes stoßen die amerikanischen Rauhreiter unter Zachary Taylor über die Hochflächen Mexikos bis zur Hauptstadt vor, besiegen die letzte mexikanische Armee und beenden den Krieg.

Der Weg zu einem größeren Amerika ist frei. Schon sind Arkansas, Michigan, Florida, Texas, Iowa und Wisconsin als neue Staaten in die Union eingetreten, Kalifornien wird der 31. Stern im Banner werden.

Ein leidenschaftlicher Streit hat sich um die Frage erhoben, ob Kalifornien als Sklavenstaat oder als Staat des »freien Bodens« aufgenommen werden soll. Die kalifornischen Vertreter des Amerikanertums neigen auf die Seite des sklavenfeindlichen Nordens und arbeiten an einer Verfassung, die diesem Gedanken gerecht wird.

Johann August Sutter, den manche den »Kaiser von Kalifornien« nennen, kümmert sich wenig um die politischen Vorgänge. Er erwartet in diesen Tagen seine Familie aus Europa, seine Frau und die drei Kinder, die er vor vierzehn Jahren zurückgelassen hat.

An einem kühlen, schneelosen Januartag des Jahres 1848 schachtet der in Sutterschen Diensten stehende Zimmermann James W. Marshall am Sacramentofluß, nahe der Farm Coloma, eine Grube für den geplanten Bau eines neuen Sägewerkes aus, als ihn während der Arbeit das helle Glitzern des kiesigen Flußgrundes stutzig werden läßt. Der Arbeiter holt eine Schaufel voll Quarz



Goldsucher bei der Goldwäsche im Sacramento-Tal, Kalifornien

und Glitzerzeug aus dem Wasser und hat eine Minute später ein halbes Dutzend nußgroßer Goldnuggetts in der Hand. Der Mann läßt die Arbeit liegen und reitet, wie von Furien gehetzt, zu seinem Herrn.

Sutter verschließt die Türen. Fachkundig prüft er das Erz. Die Probe erweist, daß es sich um gediegenes Gold handelt. Er befiehlt unverbrüchliches Schweigen – aber ein paar Tage später ist das »Geheimnis« in aller Munde.

Gold am Sacramento! Gold, schneller Reichtum in den Bächen Kaliforniens, Gold in den Flanken der Gebirge!

Ein Rausch erfaßt die Menschen des »Paradieses« ...

Alles bricht zusammen. Was einst Ordnung war, wird zur Unordnung. Was bedeutet jetzt noch die goldene Flut der Weizenfelder, wo es gediegenes Gold zu graben gibt? Die Ackerknechte Sutters verlassen die Farmen und wühlen die Bachufer um. Was gilt noch die Arbeit am Amboß, Schraubstock oder an der Hobelbank? Welcher Schäfer, welcher Rinderhirt, welcher Melker, wel-

cher Fuhrmann hätte noch Ruhe, seinem Tagewerk nachzugehen, da der Boden, auf dem er steht, über den er seine Herden getrieben, seine Frachten befördert hat, vielleicht goldene Adern birgt?

Die Wachmänner Sutters laufen davon, seine Mitarbeiter hocken vor den Schüttelsieben an den Flüssen, seine Hirten verlassen die ihnen anvertrauten Tiere, die brüllend, ungemolken, ungefüttert die Hürden durchbrechen, über die Saaten trampeln, in die Gärten, Äcker und Fluren einfallen, die niemand mehr pflegt, keiner mehr aberntet.

Die optischen Blinkstationen und der neue, von Morse vor einigen Jahren erfundene elektrische Schreibtelegraf verbreiten die Kunde vom Golde Kaliforniens wie eine neue Verheißung des Glücks über die Kontinente und Meere.

Aus dem ewig unruhigen Europa, aus dem von sozialen Problemen bewegten, dicht bevölkerten Osten Amerikas setzt sich eine Völkerwanderung in Bewegung. Die goldene Peitsche hetzt die Menschen quer durch das amerikanische Festland, dem Eldorado Kalifornien entgegen.

Hundert Schiffe gehen in kurzer Frist allein von New York ab und werfen Desperados, Banditen, Habgierige, Gläubige, vom Goldrausch Besessene am Isthmus von Panama an Land. Eine geschäftstüchtige Eisenbahngesellschaft beginnt unter ungeheuren Opfern mit dem Bau einer Bahn nach Panama. In die Einsamkeit der Prärien wühlen sich die langen Wagenkolonnen der Westwanderer, Tausende und Zehntausende, die nach Kalifornien hasten, in das Gelobte Land, wo man den Reichtum mit der Schaufel einsacken kann.

Um Kap Hoorn kämpfen sich Schoner und Klipper, vollgestopft mit den Entwurzelten Italiens, Spaniens, Deutschlands und Frankreichs. Wie Heuschreckenschwärme ziehen sie die ausgetretene Straße nach Westen, in Sutters Königreich.

Auf dem Boden des kleinen Dorfes San Francisco, wo vor einem Jahr nur ein paar Gehöfte und die Franziskanerniederlassung Dolores standen, wächst über Nacht eine Bretterstadt aus dem Boden. Spekulanten verkaufen die Landlose an neue Einwanderer und scheren sich keinen Deut um die verbrieften Rechte Sutters, dem die Ufer der San-Francisco-Bay gehören.

Die wilden, gesetzlosen Horden lagern auf Sutters Weizenfeldern, hacken seine Obsthaine nieder, um Brennholz zu haben,

schlachten seine Viehherden und machen sich in den verlassenen Farmen seines Neuhelvetischen Reiches breit.

Gold ist das einzige Gesetz, das noch unter den Menschen gilt.

Wie ausgehungerte Wolfsrudel fallen die Goldgräber in das paradiesische Tal des Sacramento ein. Auf Maultieren und kleinen Zweiräderkarren schleppen sie ihre wenigen Vorräte und Werkzeuge heran und beginnen mit fiebrigen Händen, einander mit mißtrauischen Blicken messend und in gehörigen Abständen, den Sand des Flußufers zu waschen und zu sieben.

»Es waren wilde Gestalten, die da unten, Maulwürfen gleich, in der Erde wühlten. Sie standen gesondert voneinander, alle hielten sie Pfannen oder Tröge, die sie von Zeit zu Zeit in das Wasser tauchten, um ihren Inhalt durch schüttelnde Bewegung auszuwaschen...⁸⁷«

Manche bauen kleine hölzerne Kanäle, die das Wasser in große Rüttelpfannen leiten.

Die Preise in den Hütten der fliegenden Händler, die von San Francisco herübergekommen sind, wachsen ins Phantastische. Zwei Dollar für einen Spaten, sechs Dollar für eine Pfanne, zehn Dollar für den Sack Mehl! Am Talgrund ist eine Schenke entstanden, in der Jamaika-Rum und Whisky verkauft werden; karten spielende, grölende Burschen sitzen oder stehen in dem rohgezimmerten Gastraum herum, viele tragen in Lederhaltern einen oder zwei der neuen Coltrevolver. Mexikaner in weiten Ponchos und riesengroßen Sombreros haben lange Messer in den Gürteln, und alle machen den Eindruck, als zögerten sie nicht, im gegebenen Augenblick zu den Waffen zu greifen.

Den zerwühlten Berghang hinauf windet sich ein von Maultieren ausgetretener Pfad, der über die Berge nach Osten führt. Das ist die Straße der Glücklichen, die ihren Claim ausgebeutet haben und mit schwerer Goldlast in die Zivilisation zurückkehren. Aber viele erleben die Heimkehr nicht. Im Gebirge gibt es Banditen, deren »Spezialität« es ist, Goldgräbern den Ertrag ihrer Mühe abzunehmen. Viele Tote liegen in den Schluchten. Ein paar Schüsse – und mit dem Echo, das in den Felsen verrollt, schwindet das Gedächtnis an Männer, die vielleicht den halben Erdball umrundet haben, um schnell reich zu werden.

In einem Seitental des Sacramento klirren die Spaten und rütteln die Siebe. Bleich und erschöpft sind die Männer von der pausenlosen, gehetzten Arbeit. Als auf der Paßhöhe vier gutgekleidete Reiter mit Gewehren auftauchen, rotten sich die Goldgräber zusammen, die Hände liegen an den Waffen. Was wollen die Fremden?

Der Grauhaarige mit dem sonnengebräunten Gesicht beschimpft, rasend vor Zorn, die Goldsucher als Eindringlinge, Räuber und Verbrecher. Aus der sich rasch vergrößernden Menge kommen drohende Rufe. Sie sollten sich wegscheren, schreit sie der Fremde an; Sutter sei sein Name, Johann August Sutter. Was sie hier zu suchen hätten, fragt er. Er allein sei der rechtmäßige Besitzer des Landes.

Aber hier gibt es keinen Besitz! Gold bricht alle Gesetze, Gold löst jeden Vertrag! Schüsse krachen, an Sutters Kopf vorbei pfeifen Kugeln, bis er und seine Söhne die Pferde zu schneller Flucht wenden.

Im Jahre 1850 wird Kalifornien in die Union aufgenommen, es gibt wieder eine Obrigkeit, und es gilt wieder das Gesetz der zivilisierten Menschheit. Miliztruppen rücken in Monte Rey und San Diego, in San Francisco ein. Johann August Sutter, der mit seiner Familie auf einer seiner Nebenfarmen im Gebirge lebt, verklagt den Staat auf Schadenersatz und gewinnt den Prozeß.

Sutters ältester Sohn Emil hat die Rechte studiert, um die Sache seines Vaters wirksam vertreten zu können. Als die Entscheidung fällt, steht der Spruch des Gerichtshofes von Kalifornien gegen die angemaßten Besitzrechte von 17 221 Farmern, die sich ohne Rechtstitel auf den Gehöften und Feldern Johann August Sutters niedergelassen haben. Der gleiche Richterspruch besagt, daß der Großteil des Bodens der Stadt San Francisco nicht denjenigen gehört, die hier gebaut haben. Fünfundzwanzig Millionen Dollar Ersatz sollen allein die Goldgräber bezahlen.

Das Urteil ist in wenigen Tagen in ganz Kalifornien bekannt. Aufgehetzt von Kneipwirten, Händlern und reich gewordenen Spielbankbesitzern, rottet sich der Pöbel in den schmutzigen Gassen der übelbeleumdeten Stadt San Francisco zusammen, zieht vor den Justizpalast, zündet das Gebäude an und versucht den Richter zu lynchen. Die Wildesten und Gewalttätigsten werfen

sich auf die Pferde und jagen den Bergen zu, um mit Sutter abzurechnen.

Tausende fallen über Sutters letzte Farmen her und brennen sie nieder. Sie zerstören seine Sägemühlen, seine Werften und Lagerhäuser, sie töten sein Vieh und reißen die Rebstöcke aus. Als sich die erwachsenen Söhne zur Wehr setzen, erschlagen die Banditen den einen, der andere gibt sich selber den Tod, um den grausamen Händen zu entgehen, der dritte und jüngste ertrinkt auf der Flucht in einem reißenden Bergstrom.

Johann August Sutter selbst entrinnt, bettelarm geworden – hinter sich die flammende Kulisse seines untergehenden Paradieses. Er reist nach Osten, klagt, prozessiert, verfaßt Bittschriften und wird endlich zum belächelten Original des Kapitols von Washington, auf dessen Stufen er, Recht begehrend und Gehör bei allen kommenden Präsidenten fordernd, vom frühen Morgen bis zum Abend kauert. Er wird zum lebenden Denkmal eines nicht wiedergutzumachenden Unrechts.

Der »Goldrun« von Kalifornien ist von höchster historischer Bedeutung für die USA. Denn dieses Amerika, das nach Westen gestürmt ist und die Küste des Pazifik besetzt hat, sichert durch diese Tat das Westufer seines Kontinents eben noch rechtzeitig vor dem Zugriff fremder Nationen und Rassen. Schon hat Rußland abermals seine Hand nach Kalifornien gestreckt, von Mexiko her ist eine Welle eingewanderter Chinesen im Vorrücken. Nach dem Verbot des Negerhandels haben geschäftstüchtige Reeder und Schiffer begonnen, aus dem überfüllten China Ladungen gelber Kulis als billige Arbeitskräfte in die westlichen Provinzen zu bringen. Der Goldrausch der Jahrhundertmitte hat indes die Amerikaner in Massen über die trennenden Felsengebirge geführt und sie das Rennen um die Pazifikländer gewinnen lassen.

Johann August Sutter bleibt nur ein Schatten am Fortschrittswege der USA. Am Nachmittag des 18. Juni 1880 ereilt ihn der erlösende Herzschlag in einem kleinen Hotel in Washington. Kaum einer weiß um diese Zeit noch, wer der Bettler gewesen ist, dessen sterbliche Überreste ein schwarzer Wagen zum städtischen Armenfriedhof fährt.

Vulkanische Erde

An der raschen und gründlichen Niederlage Mexikos im Abwehrkampf gegen die Unionstruppen trägt vor allem der fortdauernde Zustand innerer Schwäche Schuld, dem das Land seit der Bildung der Republik unterworfen ist. Der Friedensschluß mit den USA bedeutet durch die Abtretung von Texas, Neumexiko und Kalifornien den Verlust von etwa einem Drittel des einstigen Staatsgebietes. Der Diktator-Präsident, General Santa Anna, der trotz verzweifelten Widerstandes den Truppen Zachary Taylors erlegen ist und nicht einmal die Hauptstadt vor feindlicher Besetzung zu schützen vermochte, wird verbannt. Alle Leidenschaften sind entfesselt, Aufstände von Truppenteilen, Parteikämpfe, politische Verschwörungen und Handstreich e jagen sich. Das Chaos scheint Mexikos neue Staatsform zu werden.

Von den etwa achteinhalb Millionen Menschen, die in den noch verbliebenen Provinzen wohnen, ist eine Million weißer Abstammung. Drei Millionen sind Mischlinge und viereinhalb Millionen reinblütige Indianer. Trotz ihrer Minderzahl haben auch in der Republik die Kreolen – die alteingesessenen weißen Familien – die Oberherrschaft behalten. In der Revolution der zwanziger Jahre sind zwar alle im Mutterland Spanien geborenen Beamten, Offiziere und Pflanzer vertrieben worden, aber die Austreibung geschah mit Zustimmung der Kreolen, die darauf warteten, die Positionen der Verbannten zu übernehmen.

Die Masse der armen Indiobevölkerung in den unwegsamen Bergen haust wie zu Vorväterzeiten ärmlich in Laubhütten, Höhlen, Pueblos und lehmgebauten Dörfern oder arbeitet als halbfreie Knechte auf den großen Gütern und in den Bergwerken. Von den Kreolen denkt niemand daran, etwa den Mestizen politische oder bürgerliche Gleichberechtigung zu gewähren; der Indianer gilt kaum mehr als das Vieh. All die wirren Kämpfe und Parteiungen, die seit der Ausrufung der Unabhängigkeit Mexiko erschüttert haben, sind überwiegend die Angelegenheit der kleinen weißen Oberschicht gewesen. Jeder Haziendero, Offizier oder alteingesessene Großbesitzer glaubt sich berufen, eine glanzvolle politische oder militärische Rolle im Staatsganzen zu spielen. Während dieser wirren Jahre ist General Santa Anna, der Sohn eines reichen kreolischen Plantagenbesitzers, sechsmal zum Präsidenten erhoben und sechsmal gestürzt worden. Als 1853 die Erbitterung über



Benito Juárez

die Niederlage und die Abtretung der Nordgrenzen nachläßt, die Lage aber völlig verwirrt bleibt, rufen die Parteiführer den bewährten Santa Anna wieder einmal aus der Verbannung zurück. Wie Marius tritt er gleichsam sein siebtes Konsulat an.

Der alte Politiker vermag sich als Repräsentant der weißen Herrenkaste nur auf zwei Mächte mit Sicherheit zu stützen: auf die Kirche und den Großgrundbesitz, die beide nur eine sehr dünne Oberschicht bilden. Um die Klassen einander näherzubringen, eine unparteiliche Kraft einzuschalten und der vulkanisch brodelnden Nation einen Mittelpunkt der Verehrung zu geben, denkt Santa Anna daran, eine Scheinmonarchie zu errichten, indem er irgendeinen der vielen europäischen Prinzen ohne Krone zum Kaiser von Mexiko ausrufen läßt. Die tatsächliche Regierungsgewalt soll in Händen Santa Annas und seiner Parteifreunde bleiben.

Als sich während der siebten Präsidentschaft des Generals ehrgeizige Offiziere und politisierende Großgrundbesitzer gegenseitig bis aufs Messer bekämpfen, gibt der Präsident einem seiner Vertrauten, der Ende 1854 nach Europa geflohen ist, den Auftrag, sich nach einem geeigneten Thronkandidaten für Mexiko umzusehen. Der Agent ist Don José Maria Gutierrez de Estrada, ein reicher Kreole und Plantagenbesitzer, einstmals Außenminister im vierten Kabinett Santa Annas, später von der Opposition gestürzt und vertrieben. Er gilt seit langem als eifrigster Fürsprecher für eine mexikanische Monarchie.

Die Nachrichten, die Don José in seinem europäischen Exil aus Mexiko erreichen, lassen das Herannahen einer Katastrophe befürchten: Santa Anna ist erneut gestürzt worden. Es scheint, als ob der kreolischen Revolution, in der das Land von Spanien losgerissen worden ist, eine Woge von Revolutionen folgen werde, durch die die Farbigen an die Macht geführt werden sollen. Die Liberalen verbünden sich nach dem Sturz Santa Annas mit dem farbigen General Zuloaga und stellen den Indianer Benito Juarez als Gegenpräsidenten auf. Benito Juarez ist zapotekischer Indio, ein rassereiner Abkömmling der ursprünglichen Herren des Landes, und stammt aus sehr ärmlichen Verhältnissen. Ein reicher kreolischer Kaufmann hatte die Begabung des braunen Burschen erkannt und ihn die Rechte studieren lassen. Juarez ist, als man ihn als Gegenkandidaten aufstellt, Advokat in Oajaca, ein einflußreicher Politiker und Vorkämpfer für die Belange der Indianer.

Wenn eine Thronerhebung in Mexiko noch einen Sinn haben soll, muß sie bald erfolgen. Ist erst einmal die Entscheidung für Juarez gefallen, so wird er die Gründung eines Kaisertums mit Gewalt zu verhindern wissen.

Zur Überraschung der Kaiserpartei zeigen sich die europäischen Fürstenhäuser gegenüber allen Angeboten durchaus ablehnend. Die in Mexiko herrschende Anarchie und die nordamerikanische Monroedoktrin lassen es geraten erscheinen, auf das mittelamerikanische Abenteuer zu verzichten.

Don José Hidalgo, der einstige mexikanische Gesandte in Madrid, einer der glühendsten Monarchisten, hofft immer noch darauf, daß er durch Vermittlung des französischen Kaiserhofes einen Kandidaten für den Kaiserthron von Mexiko interessieren könnte. Vielleicht kann man auf geschickte Art die ehrgeizige Kaiserin Eugenie für den Plan einer mexikanischen Monarchie gewinnen. Eugenie, die geborene spanische Gräfin von Teba und Montijo, ist eine alte Bekannte Don Josés aus seiner Madrider Gesandtenzeit.

An einem schönen, seidigblauen Septembertag des Jahres 1859 fährt aus dem vornehmen Seebad Biarritz eine Reihe wappengeschmückter Hofkutschen auf der Straße nach dem nahen Bayonne. In der Arena Bayonnes werden Stierkämpfe stattfinden, und Kaiserin Eugenie ist eine begeisterte Freundin des spanischen Nationalsports.

Hinter den Vorreitern in silberglänzenden Kürassen und vergoldeten Helmen folgen mit Vierer- und Zweiergespannen die weichgefederten, eleganten Karossen. Hofdamen mit seidenen Sonnenschirmen, in duftigen, weiten Krinolinen, mit blumengeschmückten Schutenhüten und bunten Bändern an den Miedern, lehnen plaudernd in den Kissen. Neben den Kutschern thronen livrierte Lakaien und Ehrenhartschiere. Die Bauern auf den Feldern winken der schönen Kaiserin freundlich zu. Frankreich ist zufrieden mit seinem Herrscherhaus. Der Krimkrieg ist nicht ohne Erfolg für Frankreich beendet worden, Preußen hat zugunsten Frankreichs auf seine Rechte in Neuenburg verzichtet, die französischen Truppen sind in Indochina in siegreichem Vordringen. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz haben die französischen Armeen, auf der Seite Piemonts kämpfend, die Österreicher bei Magenta und Solferino geschlagen, der Vorfriede von Villa-Franca ist geschlossen. Zu England besteht ein freundschaftliches Verhältnis, zur Zeit wird über ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte gegen China beraten. Auch im Bereiche der Wirtschaft scheint alles in bester Ordnung.



Miguel Miramon

Die Gaffer auf der Straße flüstern sich die Namen der schönen Frauen zu, die der Kutsche der Kaiserin in offenen Landauern folgen. Da ist Lady Muss, eine Freundin Eugénies. Mit ihr im Fond sitzen die Gräfin von Bari, eine vor zehn Jahren berühmte Schauspielerin, und Eline Wolter, eine frühere Tänzerin. In einem der offenen Wagen sieht man neben einem Kavalier Blanche d'Antigny, das Modell für die »Nana« Zolas.

Vor der Poststation nahe Bayonne biegen die Vorreiter weit nach links aus; die Straße ist von einer eleganten Kalesche, deren Radachse gebrochen ist, halb versperrt. Neben dem Wagen steht ein jüngerer Herr mit einem klassisch geschnittenen, sonnengebräunten Gesicht, der mit tiefgezogenem Hut die vorüberfahrenden Damen höflichst grüßt.

Als die Kaiserin des Mannes ansichtig wird, gebietet sie plötzlich dem Kutscher Halt. »Sieh an, unser Freund aus Madrid, Don José Hidalgo!« ruft sie überrascht ihrer Begleiterin zu. »Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Monsieur! Können meine Diener Ihnen behilflich sein? Wohin soll die Reise gehen?«

»Ich habe Karten zum Stierkampf in Bayonne, Majestät«, erwidert der Mexikaner. »Doch leider werde ich auf das Vergnügen verzichten müssen!« Ein bedauernder Seitenblick trifft den schiefhängenden Reisewagen, an dem der Kutscher beschäftigt ist.

»Steigen Sie ein, Herr Gesandter!« sagt die Kaiserin verbindlich. Sie stellt den neuen Fahrgast ihrer Hofdame und ihrem Hauslehrer vor, die beide die Rücksitze der Equipage innehaben.

»Das ist Prosper Mérimée⁸⁸ – mein getreuer Paladin!« sagt die Kaiserin mit einer Handbewegung zu ihrem Reisebegleiter hin.

»Der Dichter der ›Carmen!« ruft Don José bewundernd aus. »Wer würde den Namen eines so verehrungswürdigen Mannes nicht kennen! Es ist mir ein Vergnügen, Monsieur!«

Unter vielen Dankesbezeugungen nimmt Hidalgo neben der Kaiserin Platz. Der Wagenzug setzt sich wieder in Bewegung, man kommt ins Gespräch, und der Mexikaner – nach seinem Ergehen befragt – klagt über das grausame Schicksal seines Vaterlandes.

Die Kaiserin hört interessiert zu und fordert den Gesandten auf, eingehend zu berichten, da die Vorgänge in Amerika sie höchlichst interessieren.

»Die Trägerin der Tradition, Majestät«, sagt der Mexikaner, »die konservative Partei, stützt sich auf die ergebenen Truppen

der Generäle Mejia und Marquez und auf die geschickte Politik des Präsidenten Miramon. Aber vom Süden des Landes her rücken die Räuberhorden des Juarez, eines gebildeten Vollblutindianers, bedrohlich vor. Sie nennen sich Liberale. Aber es sind disziplinelose indianische Landarbeiter, die kaum eine Decke zu eigen besitzen. Mestizen zu Pferd, mit Lanzen und Machetas bewaffnet, armes, weißes Proletariat der Städte, Straßenräuber der Sierra und wilde Yaqui-Indianer. Geführt wird dieser Abschaum von einigen Advokaten und Professoren, die ihren Ehrgeiz geschickt hinter den Forderungen der Revolution nach gleichmacherischer Freiheit verstecken. Den meisten geht es darum, sich an den Besitztümern der Kirche – an Ländereien, Klosterschätzen, klerikalen Liegenschaften – zu bereichern und die Haziendas der weißen Herren zu enteignen.«

»Wieso, Monsieur«, wundert sich die Kaiserin, »sind diese zügellosen Horden in der Lage, die Truppen der im Kriegshandwerk sicherlich erfahreneren Caballeros zu schlagen?«

»Sie sind den Anhängern der Konservativen zahlenmäßig weit überlegen«, erwidert Don José. »Das ganze Volk – ich meine der Mob und die Masse der Farbigen – bekennt sich zu der Partei der Liberalen. Dieser Juarez wird zudem von den Vereinigten Staaten gestützt.«

»Oh, Monsieur! Schweigen Sie mir von den Nordamerikanern!« wehrt die Kaiserin ab. »Es sind abscheuliche Republikaner und Neureiche, ich liebe diese Yankees nicht!«

Während der Wagen leise schwankend über die gepflasterte Straße rollt, beginnt Don José der Kaiserin die verlockende Aufgabe vor Augen zu stellen, deren Lösung vielleicht in der Machtvollkommenheit Ihrer Majestät liege und deren Erfüllung ihren Namen in die Weltgeschichte eingehen lassen werde. Es gelte, die noch in der Neuen Welt vorhandenen Werte der Alten Welt zu retten und neu zu beleben. Die Kirche Mexikos und die altüberkommenen Traditionen seien in Gefahr, und nur eine Monarchie könne Mexiko das feste Rückgrat wiedergeben. In seinem Vaterlande gehe es um Thron und Altar und nicht zuletzt um das Schicksal der lateinischen Rasse, zu der Franzosen wie Spanier gehörten. Es sei zu befürchten, daß sie in der aufgewühlten Flut der Farbigen und Indios versinke.

Kaiserin Eugenie hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu; ihr spanisches Temperament erwärmt sich an dem mit leidenschaft-

licher Pathetik vorgetragenen Gedanken, daß ihr in dem mexikanischen Spiel eine entscheidende Rolle zufallen könne.

Prosper Mérimée sieht besorgt das aufflammende Feuer in den dunklen Augen seiner jungen Freundin und ehemaligen Schülerin. Er beugt sich zu dem Mexikaner hinüber und spricht mit vernehmbarer Stimme, damit auch die Kaiserin ihn in dem Lärm der trabenden Hufe und des Wagengerassels verstehen kann:

»Monsieur, soweit ich über die Verhältnisse Südamerikas und Mexikos unterrichtet bin, befinden sich alle diese Staaten der lateinischen Kolonisation seit der Unabhängigkeitserklärung aus Simon Bolivars Tagen in ständiger Gärung und Rebellion. Lateinamerika ist ein Wespennest, von dem man besser die Finger läßt.«

Don José pariert geschickt den Angriff: Gerade weil sein Land bisher keine Ruhe gefunden habe, solle man den Mexikanern großherzig zu Hilfe kommen und ihnen durch Errichtung der Monarchie jene innere Festigkeit geben, die ihnen seit dem Zusammenbruch der spanischen Kolonialherrschaft fehle. Die Großmacht, die sich der unglücklichen Völker seiner Heimat annehme, werde in ganz Südamerika entscheidenden Einfluß gewinnen. Die drei herrschenden Gruppen, die Kirche, der Großgrundbesitz und die Armee und ihre widerstreitenden Interessen seien nicht in Einklang zu bringen – es sei denn unter dem Baldachin, der sich über Thronen wölbe . . .

Die Straße, auf der sich die Wagenkolonne in flottem Tempo vorwärts bewegt, verläuft jetzt dicht am Ufer des Flusses Adour, der hier die Nive aufgenommen hat und eine allmählich breiter werdende Trichtermündung bildet. In langsamer Fahrt gleiten ein paar Hochseefischerboote schwerfällig über das Wasser. Man sieht bereits die auf einer künstlich abgeschrägten Anhöhe liegende Zitadelle, ein Werk des französischen Festungsbaumeisters Vauban. Rasch nähern sich die Wagen der Stadt und erreichen sie durch grüne Triumphpforten und an winkenden, weißgekleideten Kindern vorüber. Die Vorreiter verhalten die Rosse und schützen mit den Leibern ihrer Pferde die Equipage der Kaiserin vor der herandrängenden Menge.

Noch einmal greift Eugenie das mexikanische Gespräch auf: »Sie haben mich sehr interessant unterhalten, Monsieur; aber, was erhoffen Sie sich von mir für Ihre mexikanischen Pläne?«

»Nichts Geringeres«, erwidert Don José in schnellem Entschluß, »als die großmütigste Unterstützung einer Kaiserin, deren

Namen die künftigen Generationen meines armen Vaterlandes in tiefster Dankbarkeit im Herzen tragen würden. Denken Sie daran, Majestät: In Mexiko rücken mit jeder Stunde die wilden, barbarischen Horden des Indianers Juarez näher an die Hauptstadt heran. Kirche, Kultur und Zivilisation sind dem Untergang geweiht, wenn Europa nicht Halt gebietet. Europa – das ist das edle Frankreich und sein ruhmreiches Kaiserpaar!«

»Das haben Sie großartig gesagt«, lächelt Eugenie, »und der Gedanke scheint mir wert, überlegt zu werden.«

Wieder erhebt Prosper Mérimée seine warnende Stimme. »Was wird Nordamerika, die Union, dazu sagen, wenn wir uns in die amerikanischen Angelegenheiten mischen? Sie sagten vorhin selbst, Monsieur, daß die USA diesen Juarez mit Waffen und Geld unterstützen!«

»Die USA werden in kürzester Zeit genug zu tun haben, den Brand im eigenen Hause zu löschen«, erwidert Don José. »Die Gegensätze zwischen Norden und Süden in der Sklavenfrage verschärfen sich, die gewaltsame Auseinandersetzung scheint unvermeidlich zu sein.

Wenn in den Staaten der Bürgerkrieg beginnt, dann« – er wendet sich wieder der Kaiserin zu – »ist der rechte Augenblick für Frankreich gekommen, den Schritt über den Atlantik zu tun und zu vollenden, was Ihr großer Vorfahr, Napoleon I., einst erträumt hat, als er seine Banner in Haiti und Louisiana aufpflanzte.«

»Vergessen Sie nicht«, bemerkt Prosper Mérimée kühl, »daß Napoleon Haiti aufgeben und Louisiana an die USA verkaufen mußte...«

Die Wagen halten vor der Stierkampfarena von Bayonne. Begeisterter Jubel brandet auf, als die Kaiserin mit ihrem Gefolge in der Loge erscheint.

»Vive l'Impératrice!«

Von Biarritz aus, wo er längere Zeit als Gast der Kaiserin Eugenie weilt, schreibt Don José Hidalgo an seinen Gesinnungsfreund Gutierrez nach Rom, daß die Angelegenheit einen ungeahnt erfreulichen Verlauf nehme. Gutierrez unterstützt die angebahnte Aktion durch Denkschriften, die er an alle einflußreichen Höfe und Regierungen schickt. In einer dieser Eingaben heißt es:

»Man darf nicht die Herrschsucht unterstützen, von der die ungezügelt ehrgeizige nordamerikanische Republik träumt. Wenn die europäischen Mächte jetzt schon die Empfindlichkeiten dieses aggressiven Kolosses, dieses Riesen USA, den man vielleicht irrig noch für ein Kind hält, schonen, werden sich eines Tages die Europäer kaum mehr der steigenden Ansprüche des amerikanischen Handels und der amerikanischen Industrie erwehren können. Europa muß ohne Verzug danach trachten, sich jenseits des Atlantik eine aussichtsreiche Zukunft vorzubereiten . . . ⁸⁹«

Im Spätherbst wird Don José zur Treibjagd in das Schloß Compiègne eingeladen und hat Gelegenheit, mit Kaiser Napoleon zu sprechen. Zu seiner Überraschung ist der Kaiser eingehend über die mexikanischen Pläne orientiert und anscheinend nicht abgeneigt, sich in Mexiko zu engagieren. Mag sein, daß an diesem Entschluß das schlechte Gewissen des Kaisers gegenüber der noch immer geliebten Gemahlin entscheidend beteiligt ist. Es hat allzu viele Skandale mit Tänzerinnen und Schauspielerinnen gegeben. Er scheint sich Eugénies Schweigen dadurch erkaufen zu wollen, daß er ihrem politischen Ehrgeiz in der mexikanischen Affäre freie Hand läßt.

Aber es stehen auch andere, recht greifbare Interessen auf dem Spiel. Bankier Jecker, Finanzminister des Generals Miramon, des konservativen Präsidenten von Mexiko, hat vor einiger Zeit der Partei der Katholiken und der Kreolen eine Anleihe von sieben-einhalb Millionen französischen Franken vermittelt, von denen freilich nur etwa drei Millionen in barem Gelde ausbezahlt worden sind; die Staatsbank Miramons hat zur Sicherung staatliche Schuldverschreibungen in Höhe von fünfundsiebzig Millionen Franken deponiert. Nach dem Zusammenbruch der konservativen Machtstellung sind diese Schatzanweisungen Mexikos fast wertlos geworden. Jecker hat die Papiere auf die Londoner Börse gebracht, wo sie von Zwischenhändlern zu einem Schleuderpreis gekauft worden sind. Gegenwärtig befindet sich der Großteil der Papiere in Händen des Herrn de Morny – eines Halbbruders Napoleons III. mütterlicherseits –, und der Kaiser selbst ist an dem Geschäft insgeheim beteiligt. Gelingt es, einer franzosenfreundlichen, konservativen Regierung in Mexiko ans Ruder zu verhelfen, so können die billig erworbenen Papiere ein riesiges Vermögen einbringen.

Napoleon III. unterhält sich lange mit Hidalgo und wirft im Verlauf des Gesprächs die Frage nach einem möglichen Thronkandidaten auf. Vielleicht könne man einen Habsburger Prinzen gewinnen. Habsburg habe durch seinen spanischen Zweig eine gute Tradition in Lateinamerika. Don José Hidalgo stimmt begeistert zu und entwickelt vor dem Kaiser seine hochfliegenden Pläne. Wenn ein habsburgischer Erzherzog die Tochter des brasilianischen Kaisers Dom Pedro II. heirate und ein anderer Habsburger den Thron Mexikos besteige, werde ein gewaltiges Bollwerk der Monarchien auf dem amerikanischen Kontinent errichtet werden.

In diesem Zusammenhang fällt zum erstenmal der Name des Erzherzogs Maximilian von Österreich, eines Bruders des regierenden Kaisers Franz Joseph.

Die Partei der mexikanischen Emigranten nimmt sofort Verbindung mit dem romantisch-idealistischen, an seiner erzwungenen Tatenlosigkeit krankenden Erzherzog auf, der mit seiner schönen Gemahlin Charlotte – der Tochter des belgischen Königs Leopold I. – im Schloß Miramar nahe Triest lebt.

Maximilian greift begierig nach der gaukelnden Schimäre und versenkt sich in seinem Märchenschloß bereits in Träume von tropischer Kaiserherrlichkeit und künftiger Größe. Er stellt nur eine Bedingung:

»...daß Frankreich und England, möglichst auch Spanien, ihn mit ihrer moralischen und materiellen Garantie zu Wasser und zu Lande unterstützen werden...⁹⁰«

Seitdem im Dezember 1860 die Juareztruppen die Armee des Präsidenten Miramon vor den Toren der Hauptstadt geschlagen haben und Benito Juarez fast unbestritten im Besitz der Regierungsgewalt ist, treffen zahlreiche namhafte mexikanische Politiker als Emigranten in Paris ein. Unter ihnen befinden sich Expräsident Miramon, Erzbischof Bastida und General Almonte, der geschlagene Führer der Regierungstruppen.

Aus Nordamerika kommt Nachricht, daß am 12. April 1861 der erste Schuß im langerwarteten Bürgerkrieg des Südens gegen den Norden gefallen ist. Die Bahn für das mexikanische Abenteuer scheint frei zu sein. Ein Anlaß ist schnell gefunden, als Präsident Juarez am 17. Juli 1861 die Zins- und Abschlagszahlungen für

ausländische Anleihen einstellt. Don José Hidalgo schreibt in diesen Tagen an Maximilian:

»Mexiko wird angesichts der vereinigten drei Flaggen die ganze Macht und Überlegenheit der Allianz erkennen. Die ungeheure Mehrheit des Landes wird sich dann auf die intervenierenden Mächte stützen, die Demagogen vernichten und die Monarchie proklamieren, die allein das Land retten kann. Die USA werden sich nicht rühren, sie sind in Kriegsnöten und würden es zudem niemals wagen, sich den vereinigten drei Mächten entgegenzustellen. Möge sich die alliierte Fahne dort zeigen, und ich verbürge mich Euer Majestät dafür, daß sich das Land in Massen erheben wird, um das glückbringende Eingreifen zu unterstützen . . .⁹¹«

Maximilian, der Mexiko oder Amerika niemals kennengelernt hat und mit den Verhältnissen nicht im geringsten vertraut ist, muß sich ganz auf die Angaben der Emigranten verlassen. Freilich fehlt es nicht an abratenden Stimmen. Von dem USA-Konsul in Triest ergeht die Warnung:

»Wer immer den Thron von Mexiko anstrebt, muß außerordentlich froh sein, so er ihn wirklich erlangt, mit dem Leben davonzukommen . . .«

Der junge Metternich – österreichischer Gesandter in Paris – nennt den Plan ein Hirngespinnst ohne realen Wert. Lord Russell, der britische Außenminister, erklärt:

»Ein von fremden Armeen eingesetzter Monarch wird verjagt werden, sobald die Invasionstruppe zurückgezogen wird. Zudem – was kann eine Monarchie auf einem Kontinent der Republiken für eine Zukunft haben?«

Trotz aller Bedenken wagen die drei Mächte das mexikanische Abenteuer. Anfang des Jahres 1862 erscheint eine französisch-spanisch-englische Flotte auf der Reede von Vera Cruz. Nach kurzem Bombardement beginnt die Ausschiffung von Truppen. England hat nur Marinesoldaten geschickt, Spanien setzt siebentausend Mann an Land – zieht sie aber bald wieder zurück. Nur die sechstausend Franzosen beginnen ihren Eroberungsvormarsch ins

Landesinnere. Die Vorhut des Kaisers – der um diese Zeit noch auf den Gartenterrassen seines Adriaschlusses den Vorfrühling genießt – betritt die Spuren des Cortez. Aber die Zeiten haben sich geändert: Gegner sind dieses Mal nicht göttergläubige Indios, welche die Befreiung von der Blutherrschaft der Azteken erhoffen, und kein ratloser Montezuma. Das Volk Mexikos weiß, daß die Fremden als Eroberer kommen, um sie unter das alte Joch der feudalen Mächte zurückzuzwingen. Die Nation schart sich fester um Juarez.

Onkel Toms Hütte

Während sich die mexikanische Tragödie anbahnt, versinkt Nordamerika im Grauen des Bürgerkrieges. Die immer unerträglicher werdenden Spannungen zwischen den Sklavenstaaten des Südens und den Antisklavenstaaten des Nordens haben zwangsläufig früher oder später zu dieser Entwicklung hinführen müssen.

Nach der Aufnahme des neuen Staates Kalifornien waren die heftigen Auseinandersetzungen nicht zur Ruhe gekommen. Ohne die Bemühungen des Senators Henry Clay, der noch einmal einen Kompromiß zustande brachte, wäre schon damals – im Jahre 1850 – der bewaffnete Konflikt unvermeidlich gewesen. Der Kompromiß bestimmte, daß Texas als Sklavenstaat, Kalifornien als freier Staat aufgenommen, Neumexiko aber in zwei Gebiete geteilt werden sollte, in die Staaten Neumexiko und Utah; hier sollte die Entscheidung über die Sklavenfrage einer späteren Regelung vorbehalten bleiben. Um den aufgebrachten Süden zu besänftigen, nahm der Kongreß ein Gesetz an, das die Auslieferung geflüchteter Sklaven befahl. Der Wert der nach dem Norden entronnenen Schwarzen, deren Flucht durch die »Untergrundbahn« unterstützt worden war, hatte bereits eine Höhe von jährlich dreißig bis vierzig Millionen Dollar erreicht. Freilich rief dieses Gesetz in den besonders sklavereifeindlichen Staaten Vermont und Massachusetts, die sieben Jahre vorher Gesetze zugunsten der flüchtenden Sklaven erlassen hatten, wahre Entrüstungstürme hervor.

Die Streitfragen werden in einer Zeit diskutiert, in der Amerika eine grundlegende innere Umwandlung erfährt. Eben in diesen Jahren hat der Einwandererstrom aus Europa einen neuen

Höhepunkt erreicht. Nach dem Zusammenbruch der liberalen Revolution von 1848/49 erstreben die Freiheitssucher und politisch Verfolgten aller Länder eine neue Heimat in der amerikanischen Republik. Die Wirtschaft, besonders die Industrie, erlebt einen ungeheuren Aufschwung.

»Zum erstenmal übersteigt der Wert der Industrierzeugnisse den Wert der landwirtschaftlichen Produkte. Die Umformung ist in einer Weise vollendet, die tagtäglich ihren Wert bekunden sollte. Einerseits ist die Union ein Industrieland geworden, anderseits hat sich die Achse ihrer Bevölkerung verschoben . . .⁹²«

Geradezu phantastisch erscheint das gewaltige Anschwellen der Einwohnerzahlen im Mississippital. Seit die Bahnstrecken aus den östlichen Industriestaaten quer durch die Alleghanyberge zum Ohiotal und zu den Großen Seen gebaut sind, nehmen die Städte St. Louis und New Orleans am Mittel- und Unterlauf der Ströme in ebenso rasender Schnelligkeit zu wie die Städte Chicago, Milwaukee, Buffalo, Detroit und Cleveland. Eine neue Herzader Amerikas bildet sich am Rande des Mittelwestens aus, sie reicht von der Mississippimündung bis zum Michigansee.

Im Mississippital mit seinen ausgedehnten Möglichkeiten der Plantagenwirtschaft prallen die Gegensätze zwischen Nord und Süd mit aller Heftigkeit aufeinander. Der übevölkerte Norden und Osten schickt zahllose Siedler mit Planwagen und Eisenbahn herüber, die sich als kleine Farmer niederlassen, während vom tiefen Süden herauf die Sklavenbarone mit ihren billigen Heeren schwarzer Landarbeiter den Boden in Besitz nehmen.

Nicht nur aus Gründen der Humanität und der politischen Überzeugung, sondern zum Teil auch aus Konkurrenzneid und aus Furcht, von den Sklavenplantagen erdrückt zu werden, kämpfen die weißen Farmer für die Abschaffung der Sklaverei.

Ihre Interessen decken sich mit denen der Industrie Bostons, New Yorks oder Philadelphias, wo man mit Sorge die Anfänge einer eigenen Industrie der Südstaaten beobachtet. Hier werden mit kostenlos arbeitenden Sklaven Fabrikbetriebe der Baumwollverarbeitung, der Zuckerraffinerie und der Indigoaufbereitung in Gang gebracht, während der bereits länger industrialisierte Norden unter dem wachsenden Druck der Gewerkschaften⁹³ hohe Löhne an die Arbeiterschaft zahlen muß.

Jedoch bleibt für weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft im Norden, die nicht in großem Umfang wirtschaftlich interessiert sind, die Frage der Sklaverei das entscheidende Moment in ihrer Einstellung zu den Südstaaten. Die Vereinigungen der Abolitionisten haben Hunderttausende von Mitgliedern und erheben laut und fordernd ihre Stimmen. Dichter und Schriftsteller wie Whitier, Lowell, Bryant und Longfellow und Gelehrte wie Emerson rütteln das Volk mit ihren kämpferischen Schriften auf.

William Cullen Bryant, Dichter und Journalist, der die »New York Evening Post« herausgibt, veröffentlicht mit einem leidenschaftlich empörten Kommentar den Briefwechsel einer Sklavenhalterin des Südens mit ihrem geflüchteten Neger J. W. Loguen, der in New York eine Freistatt gefunden hat.

Die Dame aus dem Süden schreibt ihrem ehemaligen Sklaven:

»Ich schreibe Dir, damit Du siehst, in welche Schwierigkeiten Du uns durch Dein Wegreiten auf unserem guten Pferd gebracht hast. Ich brauche nun notwendig Geld von Dir, darum habe ich entschieden, Dich zu verkaufen. Wenn Du mir tausend Dollar und den Preis des Pferdes schickst, will ich meine Rechte an Dich aufgeben.

Um uns vorläufig zu helfen, haben wir Abe und Anne und zwölf Morgen Land verkauft; ich brauche das Geld sofort, weil ich das Land zurückerwerben will, es ist Deine Schuld, daß ich es aufgeben mußte. Wenn Du das Geld nicht schickst, verkaufe ich Dich! Ich habe gehört, daß Du nun Prediger bist. Liest Du eigentlich die Bibel? Was steht darin von dem Dieb, der nicht Buße tut?« ...

Der geflüchtete Neger antwortet auf dieses Schreiben:

»Sie haben meine Geschwister Abe und Anne verkauft und außerdem zwölf Morgen Land, angeblich deshalb, weil ich weggelaufen bin. Nun haben Sie die unsagbare Gemeinheit, mich aufzufordern, entweder als Ihr elendes Eigentum zurückzukommen oder aber Ihnen tausend Dollar zu schicken, damit Sie das Land, nicht aber meine armen Geschwister wiedererwerben können. Wenn ich das Geld schickte, so wäre es für meine Geschwister, nicht für Ihr Land ...

Sie behaupten, daß Sie mich wie Ihr eigenes Kind aufgezogen hätten. Weib! Haben Sie Ihre Kinder für den Markt zum Verkauf



Sklavenhändler. Ein Bild aus »Onkel Toms Hütte« von Harriet Beecher-Stowe

erzogen? Wurden sie gepflegt, um auf dem Bock gepeitscht zu werden? Wissen Sie, wo meine armen, blutenden Geschwister sind? Wer hat sie ins Zuckerrohr und in die Baumwollstauden getrieben?

Wenn Ihre Fänger und Käufer hier auftauchen sollten, um mich zurückzuschleppen, werde ich selber versuchen, sie niederzuschlagen. Wenn mir das nicht gelingt, vertraue ich auf meine starken und mutigen Freunde in dieser Stadt und in diesem Staate, die meine Retter oder Rächer sein werden. J. W. Loguen⁹⁴.«

Noch mehr erhitzen sich die Gemüter, als im Jahre 1851 in der volkstümlichen Zeitschrift »National Era« eine Erzählung erscheint, die den Tod eines alten, treuen Sklaven namens Onkel Tom schildert. Verfasserin ist die Tochter des Präsidenten der Anti-Sklaverei-Gesellschaft von Philadelphia, Mrs. Harriet Beecher-Stowe.

Ein Sturm von begeisterten Leserbriefen veranlaßt sie, die Geschichte fortzusetzen und schließlich ein Buch über das Elend der Sklaverei zu schreiben, in das die rührende Geschichte vom Tode Onkel Toms eingearbeitet ist. Als das Buch 1852 erscheint, müssen die Druckmaschinen Tag und Nacht laufen, um die Nachfrage

zu befriedigen. Im ersten Jahr werden dreihunderttausend Exemplare verkauft.

Ungeheures Aufsehen und tiefste Empörung erregt in den Nordstaaten das Schicksal des Negersklaven Anthony Burns. Der Schwarze ist Eigentum eines Richmonder Drogisten, der ihn um den üblichen Tarif an einen Plantagenbesitzer im Innern des Landes weiterverliehen hat.

Burns dient zuerst als Haussklave und erspart sich ein paar Dollar, die er als Trinkgelder von den Gästen seines Herrn erhalten hat. Auf der Plantage stiehlt ihm ein trunksüchtiger Aufseher sein mühsam erworbenes Geld. Als Burns protestiert, wird er an die Stange gebunden, gründlich gepeitscht und auf die Felder geschickt, wo er zusammen mit hundert anderen Schwarzen täglich vierzehn bis sechzehn Stunden Fronarbeit zu leisten hat.

Eines Nachts verläßt er die Sklavenreihe und erreicht in atemloser, angstvoller Flucht noch vor Morgengrauen die fast unzugänglichen Hickorysümpfe.

Als die Sonne aufgeht, kauert er, von Moskitoschwärmen gepeinigt, bis zu den Hüften im Sumpfwasser und späht durch den Vorhang von grünem Rohr hinaus auf die Ebene.

Nach kaum zwei Stunden sieht er die »Patrols« über die ferne Landstraße traben. Das sind vom Staate Virginia bezahlte Gendarmen, die neben ihrer Besoldung für jeden eingebrachten Sklaven vierzig bis fünfzig Dollar Kopfgeld erhalten. Am Mittag tauchen kleine Trupps berittener Herrensöhne und Aufseher auf, begleitet von kläffenden Hundekoppeln, riesigen, gefleckten Blut-hunden, die auf Neger dressiert sind.

»Negerjagden sind ein bevorzugter Sport, da sie viel mehr Aufregung bieten als Raccoon- und Opossumjagden . . .⁹⁵«

Am Rande der Sumpfwässer verlieren die Hunde jedoch die Spur. Nachdem die Jagdgesellschaft vergeblich den Rand der Schilfwälder durchstöbert hat, zieht sie weiter.

In der Abenddämmerung sucht sich Burns seinen Weg durch die Sümpfe. Vorsichtig tastet er den gefährlich schwankenden Boden ab, der sich mit schmatzendem Geräusch öffnet, wenn ihn der Fuß berührt. Schlangen gleiten zischend zur Seite, auf erhöh-

ten Buckeln ragen nebelverhangene Zypressen. Wie schaurige Gespenster schwirren phosphoreszierende Käfer durch den nebligen Dunst. Der Schwarze bebt an allen Gliedern. Wie jeder Neger ist er abergläubisch und voller Furcht vor Spuk und Dämonen. Als er in der dampfenden Finsternis plötzlich den purpurnen Schein eines Feuers erblickt, erstarrt er vor Schreck. Es dauert ein paar herzlähmende Sekunden, bis er erkennt, daß die am Feuer hokkenden Gestalten keine Höllengeister sind, sondern halbnackte Neger, die große Fische braten.

Es sind Leidensgefährten, entflohene Plantagensklaven, die sich in den Sümpfen verborgen halten und – inmitten von Mückenwolken, Blutegeln, Schlangen und Zecken lebend – sich von Fischen, Enten und Wurzeln nähren. Ihr Dasein ist armselig und von Fieber, Tod und Krankheit bedroht, aber sie sind frei.

Eine Weile teilt Burns das gehetzte Leben der Gruppe, bis eines Tages aus dem Sumpfdickicht ein Flüchtling aus Charlottesville auftaucht, der seine Flucht besser vorbereitet hat und einen Plan mitbringt, wie man aus dem verfluchten Süden herauskommen könne. Zusammen mit ihm verläßt Burns in einer der nächsten Nächte die Sümpfe und pirscht sich unter tausend Gefahren bis an die Eisenbahnlinie heran, die Baltimore mit Philadelphia verbindet.

Im Dienste der Bahnverwaltung des Südens stehen zahlreiche Beamte aus dem Norden, und unter ihnen gibt es viele, die mit den Sklavereiegegnern sympathisieren. Sie gehören der geheimen Organisation der »Untergrundbahn« an, die in Philadelphia ihren Hauptsitz hat. Der Gehilfe des Stationsvorstehers eines kleinen Haltepunktes nahe Baltimore ist der Vertrauensmann der Abolitionisten, bei ihm melden sich Jimmy und Burns. Der Beamte gibt auf dem Telegrafen eine Meldung an den Abendzug, den man von Baltimore her erwartet:

»Mit der Abendpost werden zwei Bände des Buches ›Ununterdrückbarer Konflikt‹, in schwarzes Leder gebunden, ankommen. Nach sorgfältigem Lesen bitte gleich weiterschicken⁹⁶.«

In später Nacht tauchen die runden Feueraugen der Lokomotive aus dem Nebel auf, zischend und knirschend hält der Zug. Dreimal klopft es an das Fenster des Packwagens, der Zugführer ruft: »Wer ist da?«, und die Stimme des Stationsbeamten antwortet:

»Ein Freund unter Freunden!« Die Tür rollt einen Spalt weit auf, zwei dunkle Gestalten schlüpfen in den Wagen, schon pfeift die Lokomotive, und die rasselnde Schlange der Wagen setzt sich wieder in Bewegung.

Die beiden Neger gelangen nach Philadelphia, sie werden neu eingekleidet, von menschenfreundlichen Quäkern gespeist und von Haus zu Haus weitergegeben, bis sie ein Schiffskapitän auf seinem Dampfer mit in den freien Norden nimmt.

Burns findet eine Stellung als Gehilfe eines Altkleiderhändlers in Boston und lebt dort ein Jahr lang ungeschoren.

Im Frühjahr 1854, an einem der ersten warmen Märztag, als Anthony Burns am späten Abend den Laden seines Brotgebers geschlossen hat und langsam die schlecht beleuchtete Straße entlangschlendert, springen plötzlich sechs weiße Häscher aus dem Eingang eines Gäßchens, werfen den Neger nieder, binden ihn und schleppen ihn ins Gefängnis.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde von dem Überfall in dem abolitionistischen Boston. Rechtsanwalt Dana – einer der Führer der Antisklavereibewegung – ruft zu einer stürmisch verlaufenden Massenkundgebung in der Faneuil-Hall auf. Im Anschluß an die Kundgebung begeben sich die Tausende zum Gefängnis. Neger versuchen das Gebäude zu stürmen, aber im letzten Augenblick setzt der Gouverneur Militär ein und läßt die Sklavenjäger mit ihrer Beute durch die Gewalt der Waffen schützen. Wochenlang hält die Erregung an und greift – durch Zeitungen immer von neuem entfacht – auf den ganzen Norden über. Der Beispielsfall ist gegeben: Sollen die strengen Bundesgesetze gegen geflüchtete Sklaven oder die menschlichen Gesetze von Massachusetts, die jedem Schwarzen Asyl gewähren, Gültigkeit haben? Eine Gerichtsverhandlung soll Klärung und Entscheidung bringen.

Der Fall Burns fällt in eine Zeit der zunehmenden Spannung zwischen den Unionstaaten, verursacht durch die Frage der Zugehörigkeit der beiden neuen USA-Staaten Nebraska und Kansas zum sklavenhaltenden Süden oder zum abolitionistischen Norden. Bodenart und Klima der beiden Länder zwischen Arkansas und Missouri sind der Anlage von Großplantagen günstig. Reiche Gutsbesitzer aus dem östlich angrenzenden Südstaat Missouri haben weite Gebiete von Nebraska und Kansas aufgekauft und errichten neben den kleinen Bauernhöfen eingewanderter

Siedler aus dem Norden ihre großzügig angelegten und von Sklaven bebauten Großfarmen. Die Nordstaatler haben gegen die Einführung der Sklaven schärfsten Protest erhoben und sich auf den »Missouri-Kompromiß« von 1820 berufen, nach dem Sklaverei nördlich einer genau festgelegten Linie, die Nebraska und Kansas einschließt, unstatthaft sein soll. In dem anhebenden Streit wird der Altsenator von Illinois, Stephen A. Douglas, Wortführer der Sklavenhalter. Er beruft sich darauf, daß der Missouri-Kompromiß von 1820 durch eine Vereinbarung vom Jahre 1850 aufgehoben sei, nach der neu hinzutretenden Staaten die Entscheidung über ihre Verfassung selbst überlassen werden solle.

Stephen A. Douglas erzwingt vom Kongreß die Annahme eines Gesetzes, das Nebraska und Kansas die freie Entscheidung über die Sklavenfrage überläßt. Das bedeutet den vollen Sieg des Südens, denn es gibt in den beiden Staaten weitaus mehr Südstaatler als Nordstaatler.

Salmon P. Chase, der Führer der Abolitionisten in Pennsylvanien, prophezeit:

»Heute feiern die Sklavenhalter ihren Sieg mit Böllerschüssen und Feuerwerk. Aber das Echo, das sie erwecken, wird erst verhallen, wenn auch die Sklaverei ein Ende gefunden hat . . . ⁹⁷«

Senator Douglas, der als Vertreter eines abolitionistischen Staates für die Interessen der sklavenhaltenden Südstaaten eingetreten ist, um Stimmen für die bevorstehende Präsidentenwahl zu gewinnen, sieht sich bei seiner Rückkehr nach Chicago einer geschlossenen Front des Hasses gegenüber. Alle Schiffe im Hafen setzen die Flagge auf halbmast, die Kirchenglocken läuten eine Stunde lang Trauer, und eine zehntausendköpfige Menge pfeift ihn aus.

Zu den einflußreichsten Politikern von Illinois gehört Abraham Lincoln, Rechtsanwalt in Springfield. Seine Anhängerschaft besteht vornehmlich aus Farmern, Holzfällern und Handwerkern der Grenzsiedlungen, die ihn zu den Ihren zählen. Lincoln versucht die aufgewühlten Leidenschaften und die Gemüter zu besänftigen. In den Bürgerversammlungen ruft er seinen Freunden zu:

»Besäße ich alle irdische Macht, so wüßte ich doch nicht, was ich mit einer Einrichtung, wie sie jetzt ist, machen sollte. Sollen wir die Neger befreien und sie sozial und politisch gleichstellen? Mein eigenes Gefühl sträubt sich dagegen, und selbst wenn ich wollte, so will doch der größte Teil der Weißen nicht. Mir scheint, man müßte das System der schrittweisen Befreiung wählen, aber ich will mich nicht zum Richter über unsere Brüder im Süden aufwerfen, wenn sie zögern.«

Er hebt die Stimme und richtet mahnende, von schwerer Sorge um das Schicksal der Union bewegte Worte an die Versammlung:

»Sosehr ich die Sklaverei hasse, so wollte ich doch lieber ihrer Ausbreitung zustimmen, als daß die Union aufgelöst würde, wie ich auch jedem großen Übel zustimmen wollte, um ein noch größeres zu verhindern . . .«

In dieser spannungsgeladenen Atmosphäre findet der Prozeß gegen den Neger Anthony Burns in Boston statt. Richter Loring entscheidet nach mehrtägiger Sitzung, daß Bundesgesetz Landesgesetz bricht. Burns muß in die Sklaverei nach Virginia zurückkehren. Am Abend dieses Entscheides besucht Wendel Phillips, der Führer der Abolitionisten, den Verurteilten in seiner Zelle und sagt:

»Es gibt nicht genug Menschlichkeit und nicht genug Christentum, es gibt nicht genug Gerechtigkeit, um Dich zu retten. Du mußt in die Knechtschaft zurück . . .⁹⁸«

Die Häscher transportieren Anthony Burns in Ketten auf ein Schiff, das nach Virginia fährt, und werfen ihn in einen Verschlag, in dem er sich nicht einmal aufrichten kann.

Im Hafen von Richmond verläßt Burns das Schiff und wird einem »Gang«, einer Karawane von Schwarzen eingefügt, die in den nächsten Tagen verkauft werden sollen. An der Straßenecke, an der sich der »Gang« sammelt, hängt ein Plakat.

»Achtung! Der Unterzeichnete macht auf diese Weise bekannt, daß er beste, auf Nigger dressierte Hunde zur Verfügung hat und

jederzeit bereit ist, Sklaven zu niedrigen Preisen zu fangen. Meine Hunde sind erstklassig dressiert, und ich selbst bin fünfzehn Jahre mit Erfolg in diesem Geschäft. Meine Preise sind: zehn Dollar, wenn ich den Sklaven im Distrikt, in dem sein Herr ansässig ist, fange, fünfzehn Dollar, wenn er noch im Amtsbezirk ist, und außerhalb des Bezirks fünfzig Dollar. Dan McCowan.

!!! Bitte mich zu benachrichtigen, solange die Spur noch frisch ist⁹⁹!!!«

Als die Neger vollzählig sind, werden sie von weißen Aufsehern zur Kolonne geordnet – Weiber und Kinder voran, die gefährlichsten Burschen am Ende. Die bewaffneten Treiber bringen die Schwarzen zu dem bekannten Generalagenten und Auktionator Robert Lumpkin, dem Besitzer der berühmten »Verkaufshallen«, die bei den Schwarzen den Namen »Des Teufels Acker« führen.

Lumpkin ist ein dicker, immer lächelnder und humorvoller Mann. Sein rotes Gesicht strahlt Zufriedenheit und Wohlwollen aus, seine Geschäfte blühen, nachdem die Entscheidung des Kongresses in der Nebraska-Kansas-Frage gefallen ist. Der Preis der Neger ist seitdem gewaltig gestiegen. Ein Negerbaby ist seine zweihundert Dollar wert! Der Händler hat einen Teil seines Kapitals frühzeitig genug in zwei Negerfarmen gesteckt, wo dafür gesorgt wird, daß jedes schwarze oder farbige Mädchen mit spätestens fünfzehn Jahren Mutter wird.

Bei Lumpkin werden die neueintreffenden Schwarzen in einzelne Zellen verteilt, die mit je sechs bis acht Sklaven belegt sind. Dort bleiben sie bis zum Verkauf.

In seiner Zelle wird Burns, der wegen seines besonderen Schicksals das Mitleid seiner Leidensgefährten erregt, mit einem feingebildeten, sehr hellhäutigen Neger namens Mack bekannt. Mack hat mit seinem Herrn ganz Europa bereist, er spricht fließend Englisch und Französisch und ist sehr belesen. Nach dem Tode seines alten Herrn haben ihn die Erben an Lumpkin verkauft. »Man mag mich hinbringen, wohin man will«, sagt er mit bösem Lächeln zu Burns, »ich werde selbst aus dem tiefsten Süden fliehen, und meine Flucht wird gelingen!«

In den folgenden Tagen wird Burns durch Lumpkin in einem Sonderraum der Auktionshalle gegen Eintrittsgeld zur Besichtigung ausgestellt. Eine Tafel am Podium besagt: »Das ist der

Nigger, der frei sein wollte!« Lachende und spottende Gruppen von Richmonder Bürgern promenieren an Burns vorbei und fragen ihn nach seinen Erlebnissen.

Kurz vor der großen Auktion trifft der freie Negerpastor L. A. Grimes aus Boston mit zwölfhundert Dollar ein, die er von Spendern in Massachusetts gesammelt hat, und kauft Burns frei. Zusammen mit seinem Retter kehrt der Glückliche in den Norden zurück.

»Seine erste Handlung in Boston ist es, an die weiße Baptisten-gemeinde von Richmond zu schreiben und seinen Austritt zu erklären. Er erhält keine Bestätigung, wohl aber veröffentlicht die Kirche in der Zeitung eine Notiz, daß sie Anthony Burns aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen habe, weil er seinem Herrn entlaufen sei und sich geweigert habe, freiwillig zurückzukommen. Dadurch habe Burns die Gesetze Gottes und der Menschen gebrochen...¹⁰⁰«

Auktionstag in Robert Lumpkins Halle zu Richmond.

Durch die Straßen der Stadt wandern Reklamemänner, die auf ihren Zylinderhüten anpreisende Plakate tragen. In der Halle drängen sich vom frühen Morgen an die Käufer, meist Agenten der großen Plantagen Virginians, aber auch die gefürchteten Aufkäufer für den »tiefen Süden«.

¹⁰¹Eine Garantie für Gesundheit und Moral wird im allgemeinen von den Händlern nicht gegeben, außer, es ist die Herkunft des Sklaven genau bekannt. »Caveat emptor«, »der Käufer möge sich vorsehen«, ist die Devise der Auktionatoren, er soll sich selbst durch Fragen und Augenschein überzeugen. Die genaue körperliche Untersuchung der schwarzen »Ware« gehört als eine Selbstverständlichkeit zum Geschäft des Sklavenkaufes. Käufer und Besucher empfinden die Entblößung von Negern beiderlei Geschlechts nicht anders als die von kleinen Kindern. Die Sklaven werden genau ausgefragt: »Wie alt bist du?« »Was hast du für Kenntnisse?« »Wo bist du geboren?« »Warum wirst du verkauft?« »Stimmt etwas nicht mit dir?« Hände werden geöffnet und geschlossen und innen und außen betrachtet. Arme und Beine werden befühlt, ob sie muskulös sind. Rücken werden geprüft auf jene Striemen und Narben, die schwere Hiebe mit der Peitsche

gewöhnlich hinterlassen. Man reißt den Neger mit den Fingern den Mund weit auf und besieht Zähne und Gaumen. Hat man den Verdacht, daß die Sehkraft geschwächt ist, hält man ein Auge zu und fragt, was für eine Münze man in der Hand hat. Auch das Gehör ist Gegenstand sorgfältiger Prüfung. Bei Mädchen und jungen Frauen interessiert man sich besonders dafür, ob sie schon Kinder geboren haben. Ist ein Mädchen achtzehn oder neunzehn Jahre alt und noch ohne Kind, sinkt es stark im Wert.

Die Sklaven lassen alles ruhig und ohne Widerspruch über sich ergehen. Von frühester Jugend an ist ihnen als oberstes Gebot eingeprägt worden, daß sie ihren weißen Herren absolut gehorsam und unterwürfig zu sein haben, gleichgültig, ob sie im Recht oder Unrecht sind. Beim kleinsten Zeichen von Widerstand oder Ungehorsam wurden sie streng bestraft.

Gegen 11 Uhr beginnt Robert Lumpkin mit der Versteigerung. Seine Aufseher bezeichnen die zum Verkauf ausgetobenen Sklaven und nötigen sie auf den »Block« – eine etwa zwei Meter erhöhte Plattform.

Die heisere Stimme des Ausbieters füllt den Raum:

»Gentlemen, ich will Ihnen heute morgen einige der nettesten Neger verkaufen, die Sie je auf einem Block gesehen haben. Sie sind alle fehlerlos, so wie Sie es sich nur wünschen können. Aber schauen Sie und überzeugen Sie sich selbst. Sie wissen alle, wie gute Nigger aussehen. Nun, dieser »Gang« ist so gut wie kein anderer. – Gentlemen, ist es Ihnen recht, wenn ich beginne?«

Er zeigt auf einen Negerboy, der als erster verkauft werden soll.

»Sahen Sie jemals eine bessere Ware als diesen Boy? Nein, Sie sahen es nicht! Er ist zwölf Jahre alt und so gesund wie der Dollar. In vier Jahren wird er sehr viel mehr wert sein, vielleicht tausend Dollar, und dann wird er Ihnen gehören. Er kann kochen, kutschieren, bedienen. Nun, was höre ich für ihn? Er ist intelligent und anhänglich. Was wollen Sie bieten für ihn? Er wird bald ein guter Gentlemandiener sein – wieviel bieten Sie? Sehen Sie ihn an, Sie können ihm alles beibringen! Nun, wer wird sagen fünfhundert? Natürlich, ich habe es gewußt: Diese beiden Gentlemen wissen, was ein guter Diener ist. Colonel, wollen Sie es für fünfhundertfünfzig machen? Danke, mein Herr! Ich habe fünfzig; sagen Sie sechs, machen Sie es auf sechshundert. Hallo, Boy, zeige den Herren, wie du laufen kannst!« Der Junge springt von dem Block herunter und läuft in dem Raum auf und ab. wäh-

rend die Zuschauer interessiert seine schnellen Bewegungen beobachten.

»Das wird es tun, komm wieder herauf, Boy! Nun, höre ich jetzt sechs? Ich danke Ihnen! Sechshundert sind geboten für diese erstklassige Ware, aber sie ist dreihundert mehr wert. Sechs! Machen Sie sechshundertfünfzig. Geben Sie mir fünfzig! Nun, noch einmal fünfzig! Habe ich recht gehört? Nein! Wenn einer der Herren einen Leibdiener wünscht oder einen Stallburschen, möge er zugreifen.«

»Sechshundertdreißig«, ruft jemand. Und nun steigern sich langsam und zehndollarweise die Angebote. Schließlich gibt Lumpkin dem letzten der Bieter den Zuschlag: »Verkauft für siebenhundertfünfzig Dollar an Mister Jenks.«

Lärm und lautes Reden machen manchmal die Worte des Versteigerers unverständlich, Zigarrenrauch und die Ausdünstung der Neger mischen sich zu einem dichten Brodem.

Als der große, gutgewachsene Neger Mack die Treppe zum Block hinaufsteigt – im blauen Anzug, den er bei seiner Europareise getragen, mit Kragen und Krawatte und beinahe weißhäutig, eine gepflegte, aristokratische Erscheinung, geht ein Raunen durch die Reihen der Zuschauer. Das ist ein Prachtkerl, der nicht mit den gewöhnlichen Preisen zu bezahlen ist.

Dreihundertfünfzig für einen normalen Plantagen neger, fünfhundert für einen besonders kräftigen, achthundert Dollar für ein hübsches Mädchen und tausend für einen guten Handwerker! Das sind die virginischen Preise. In New Orleans aber liegen die Sklavenpreise fast um die Hälfte höher, die Reise der dortigen Händler nach Richmond lohnt sich.

Geschickt bietet Lumpkin den gelehrten Mack aus, die Angebote jagen sich. Tausend, zweitausend, dreieinhalbtausend Dollar! Den Zuschlag erhält der Agent James Hubbard, der in seinen Kreisen wegen der dunklen Hautfarbe als »Schwarzer Jack« bekannt ist. Er zahlt für Mack bare viereinhalbtausend Dollar. Als Mack unter dem Beifall der Käufer vom Block steigt, legt ihm der »Schwarze Jack« vorsorglich sofort Handfesseln an. »Viereinhalbtausend Dollar lasse ich nicht gern frei herumlaufen«, sagt er lachend zu den Umstehenden, »morgen bekommt er sowieso seine Ketten für den Marsch nach Louisiana.«

»Als die Ketten angelegt werden, brechen alle Sklaven in lautes Singen aus, Schreien, Klappern und andere Arten von Lärm werden gemacht, um die Leiden der Seele zu übertönen und die Klagen derjenigen unhörbar zu machen, die zurückbleiben müssen . . . ¹⁰²«

Ein alter, grauhaariger Neger stimmt einen jener »Spirituals« an, mit denen die Schwarzen all ihre Sehnsucht, Angst und Hoffnung ausdrücken.

»Upon the mountain Jehovah spoke,
out o'bis mouth come fire an' smoke.
My God a walkin' down hebbently road,
out o'bis mouth come two-edged sword.«

»Jehova sprach auf Bergesspitz'!
Aus seinem Mund kommt Rauch und Blitz,
mein Gott kommt Himmelspfad herunt',
zweischneidig Schwert in seinem Mund . . . ¹⁰³«

Langsam setzt sich die traurige Karawane in Bewegung. Neben der Kolonne reiten bewaffnete weiße Treiber mit langen Peitschen.

Es gibt gute Gründe, warum der »Schwarze Jack« vermeidet, seine Ware auf dem Seewege zu befördern. Es ist in der letzten Zeit einige Male vorgekommen, daß auf Sklavenschiffen Meutereien ausbrachen, daß die schwarzen Gefangenen die Besatzung zwangen, Kurs auf Haiti zu nehmen, wo ihnen die Freiheit winkte. Sicherer ist es, den »Gang« quer durch das Plantagenland und über die Berge zu Fuß nach Louisiana zu bringen.

In der Nacht wird Lager bezogen, die Neger müssen sich eng im Kreise niederlassen, Feuer werden entzündet, und die Treiber stellen Posten aus. Unterwegs schließt der »Schwarze Jack« Geschäfte mit Plantagenbesitzern ab und verschachert einige der Neger. Aber die Masse will er nach dem Süden bringen, wo die Preise viel höher sind.

Nach wochenlanger Wanderung steigen die Sklaven, kettenklirrend und erschöpft, die südlichen Ausläufer der Berge von Alabama herab. Sie gelangen ins Mississippigebiet mit seinen endlosen, blühenden Baumwollfeldern. Wie ein Meer von rosa und gelben Blumen, dazwischen die weißen Flocken aufspringen-

der Samenkapseln, dehnen sich die Plantagen. Fern auf dem großen Strom ziehen die Raddampfer mit den hohen Schornsteinen dahin. Sklaven arbeiten überall unter der glühenden Sonne, rötlicher Staub liegt wolkig über dem Lande.

Als sie auf einer Riesenplantage für ein paar Tage ein Lager beziehen, hören die Neger aus Virginien zum erstenmal einen der Gesänge, die sich aus den »Spirituals« entwickelt haben und die man hier »Blues« nennt. Die Baumwollneger singen im Tanzrhythmus:

»Baby's in Memphis layin' around,
Baby's in Memphis layin' around,
Baby's in Memphis layin' around,
waitin' for de dollah I done found, I done found;
waitin' for de dollah I done found, I done found.«

»Baby wartet an Memphis Strand
auf den Dollar, den ich nicht fand . . .«

Abends im Hof der Sklavenreihe tanzen die Louisiananeger ihre wilden, von afrikanischen Rhythmen gepeitschten Tänze: Cake-walk und Ragtimes.

Ein fremdes, glühendes Land tut sich auf.

Der »Schwarze Jack« hat sich während des Marsches oft mit dem Neger Mack unterhalten und ist zu der Überzeugung gekommen, daß dieser gebildete, demütige und unterwürfige Mann keinen Fluchtversuch unternehmen werde. Jack nimmt ihm die Fesseln ab und läßt ihn frei durch die Straßen gehen, damit er Besorgungen für ihn mache. Da Mack fast für einen Weißen gelten kann, Französisch und Englisch spricht und die Manieren eines Lords besitzt, glaubt man ihm überall seine Erzählung, daß er eine Plantage im Süden habe und nach New Orleans gekommen sei, um ein paar Feldsklaven zu kaufen. Sein sorgfältig geschnittener Anzug weist ihn als einen Mann von Rang aus.

Eines Tages gesteht Mack seinen neugewonnenen louisianischen Freunden, er habe seine Sorgen mit einem halbverrückten Neger, der sich einbilde, so gut wie ein Weißer zu sein. Er wolle den Mann, der sich zudem manchmal widerspenstig zeige, verkaufen. Ein Händler erwirbt den angeblichen Sklaven »Schwarzer Jack« für siebenhundert Dollar.

Der Neger Mack verschwindet noch am selben Tage mit einem Segler aus New Orleans. Der Sklavenhändler Jack aber, dem seine Beteuerungen angesichts seines dunklen Aussehens nichts helfen, erlebt eine schreckliche Zeit, bis ihn endlich Bekannte befreien.

Mack schlägt sich bis in die Nordstaaten durch, wo er sich endlich frei und geborgen fühlen kann. Aber trotz aller Schicksalsschläge, die er erlitten, trotz allen Unrechtes, das man ihm und seinen Rassegenossen im Süden angetan hat, bleibt sein Herz von tiefer Sehnsucht nach den Tabakfeldern und Baumwolläckern der Südstaaten erfüllt, nach dem warmen, sonnigen Klima, der Heiterkeit ihrer Menschen und der sorglosen Leichtigkeit des Lebens.

Der Norden Amerikas arbeitet verbissen und hart. In den immer riesiger anschwellenden Städten unter dem grauen Himmel der Nordstaaten gelten unerbittliche Gesetze. Dem Tüchtigen gehört der Erfolg, der Schwächling geht unter. Und unablässig strömen von Europa die Flüchtlinge, die Landsucher, die Entwurzelten herüber, landen in New York, in Boston, in Philadelphia. Sie alle wollen rasch Dollars machen, um zu Reichtum und zu einer neuen Heimstatt zu gelangen.

Die Masse von mehr als zweiundzwanzig Millionen im Norden sieht mit Mißgunst und Neid die besseren Lebensverhältnisse des aristokratischen Südens. Dort residieren seit Generationen die alten Familien auf ihren vornehmen Herrensitzen. Viele sind französischer, spanischer oder kreolischer Abstammung, in ihren weitläufigen Parks und schloßartigen Häusern werden die Traditionen des feudalen Europas gepflegt. Man speist mit Pariser Raffinesse von schwerem, silbernem Geschirr, ficht Duelle mit dem Degen – nicht mit den Boxerfäusten – aus, man veranstaltet Fuchsjagden, tanzt Menuette und läßt alle Arbeit durch die schwarze Dienerschaft verrichten. Der Himmel ist strahlend blau, die endlosen Plantagenfelder bringen Jahr um Jahr Reichtümer ein. Europa schreit nach mehr Baumwolle, nach mehr Zucker und mehr Farbstoffen.

Der Süden lacht, tanzt und genießt sein Herrenleben, zum Ärger der grauen Termiten, die zäh und unaufhaltsam vom Norden herandrängen. Neun Millionen Einwohner hat der Süden, von diesen neun Millionen sind fast sechs Millionen Schwarze, die Weißen aber fühlen sich als die Krone der Schöpfung.

In Kansas, dem Grenzland zwischen Nord und Süd im Mississippigebiet, kommt es in dieser Zeit bereits zu offenen Kämpfen

zwischen den armen Einwanderern aus den Nordstaaten, die als Viehzüchter ihre Herden in die Prärie treiben wollen, und den Plantagenherren aus dem Süden, die mit den Raddampfern landen und ganze Schwärme von Negern an die Ufer bringen, damit sie den jungfräulichen Boden meilenweit umbrechen und riesige Baumwollfelder anlegen. Das geschriebene, formelle Recht steht auf seiten der Sklavenhalter. Sie haben das Land gekauft und dürfen seit den Douglas-Gesetzen von 1854 ihre Sklaven als »bewegliches Eigentum« überall mitbringen. Die kleinen Rancher, nur auf die Mitarbeit der eigenen Familie gestützt, können niemals neben der Konkurrenz der Großplantagen bestehen.

Der Süden unterstützt die Regierung des demokratischen Präsidenten James Buchanan. Man hört in den Sklavenstaaten immer häufiger die Drohung, die Südstaaten würden von der Union abfallen, wenn nicht Buchanan oder ein anderer Demokrat bei der nächsten Wahl wieder den Präsidentenstuhl besteige. Ein Republikaner, ein Nordstaatler und Abolitionist – so sagen die Südstaatler –, bedeute die Sezession, die Trennung.

Schon im ersten Jahr der Präsidentschaft Buchanans beginnt mit aller Schärfe der Kampf um die nächste Wahl. In den Staaten Wisconsin und Illinois wirbt der Altsenator Douglas, ein führendes Mitglied der Demokratischen Partei, der sich in der Hauptsache auf die Wählermassen des Südens stützt, Stimmen für eine Wiederwahl Buchanans. Einer seiner zähesten Gegner, dessen Wort besonderes Gewicht bei den eingewanderten Europäern hat, ist der Deutsche Carl Schurz.

Schurz ist ein Riese mit welligem, blondem Haar, einem mächtigen Bart und blitzenden blauen Augen. Er stammt aus der Gegend von Köln, hat in Bonn studiert und war Schüler und Freund des liberalen Professors Gottfried Kinkel. Als im Revolutionsjahr 1848 Bürger, Studenten und Arbeiter versuchten, die Gitter der europäischen Polizeistaaten aufzubrechen, stand der junge Carl Schurz in der vordersten Reihe. Zusammen mit Professor Kinkel kämpfte er für Freiheit, Menschenwürde und liberale Verfassung. Nach den ersten Anfangserfolgen, nach einer Weile des Nachgebens, des Hinauströstens und der Versprechungen war die Reaktion von neuem erstarkt. Die Fürsten mobilisierten ihre Heere, und unter dem Tritt der Soldatenstiefel war die junge Saat der Freiheit zerstört worden.

Carl Schurz und sein Professor standen in Baden unter den

letzten aufrechten Republikanern. Der junge Schurz entkam aus der umschlossenen Festung Rastatt, Kinkel geriet in die Hände der Preußen. Sie warfen den Professor in das gefürchtete Zucht-
haus von Spandau. Und aus Spandau, aus dem Steinsarg der Zellen, hatte ihn Carl Schurz mit seinen Freunden durch ein tolles Husarenstückchen herausgeholt.

Der aufrechte, im Kampf um Bürgerrechte und menschliche Freiheit bewährte Carl Schurz genießt unter seinen amerikanischen Mitbürgern größte Hochachtung. Waren doch die besten dieses Landes selber Flüchtlinge um der Gesinnung willen – Nachfahren der Pilgerväter, der Hugenotten und der Revolutionsverfolgten.

Erste Zuflucht fand Carl Schurz bei Bekannten in Philadelphia. Sobald er die Sprache beherrschte und mit dem amerikanischen Recht vertraut war, ließ er sich im Staat Wisconsin als Rechtsanwalt nieder und übernahm die Führung der Republikanischen Partei seines Kreises, deren Anhänger meist eingewanderte Deutsche waren.

Einer der besten Köpfe der Republikanischen Partei in den Staaten, der immer mehr von sich reden macht und in dem manche schon den künftigen Präsidenten sehen, ist Abraham Lincoln aus Springfield. Schurz liest in der Zeitung mit Vergnügen, mit welcher Schlagkraft Lincoln dem gemeinsamen Gegner zusetzt. Auf die Vorwürfe der Sklavenhalter, die Republikaner hätten jedes Gefühl für Rassenunterschiede verloren, antwortet Lincoln:

»Ich protestiere gegen die verlogene Logik, die aus der Tatsache, daß ich ein Negerweib nicht zur Sklavin haben will, den Schluß zieht, daß ich sie zur Frau nehmen möchte. Ich brauche beides nicht zu wollen. Ich kann sie einfach in Ruhe lassen. Selbstverständlich ist sie in mancher Hinsicht nicht meinesgleichen. Aber in ihrem natürlichen Recht, ihr mit ihrer Hände Arbeit verdientes Brot zu essen, ohne irgend jemand um seine Erlaubnis hierzu fragen zu müssen, in diesem Recht ist sie mir gleich und allen anderen Menschen gleich...¹⁰⁴«

Das ist eine Logik, die von dem einfachen Mann verstanden wird. Von prophetischem Ernst sind seine Warnungen, die er an die ganze Nation richtet.

»Ein Haus, das mit sich selbst uneins ist, mag nicht bestehen! Ich weiß, daß dieser Staat nicht von Dauer sein kann, wenn ein Teil des Volkes frei, ein anderer versklavt ist. Ich weiß, der Bund wird bestehen – ich weiß, das Haus wird bleiben, und ich bin sicher, daß es die Zweiteilung überwinden wird!«

Als in den nächsten Tagen eine große politische Versammlung in der Mississippistadt Quincy in Illinois mit Lincoln als Redner angekündigt wird, scheut Schurz nicht die weite Eisenbahnreise, um den verehrten Mann selbst zu sehen und zu hören. Diese Versammlung wird höchst aufschlußreich sein, da auch Senator Douglas sprechen will.

Später notiert Schurz in sein Tagebuch:

»Plötzlich, nachdem der Zug von einer kleinen Station abgefahren war, bemerkte ich unter meinen Mitreisenden eine große Bewegung. Einige von ihnen sprangen von ihren Sitzen auf und drängten sich eifrig um einen großen Mann, der soeben in den Waggon eingestiegen war. Sie riefen ihn auf vertraulichste Art an: ›Hallo, Abe! Wie geht es?‹ Er antwortete auf dieselbe Weise: ›Guten Abend, Ben! Wie steht es, John? Ich freue mich, dich zu sehen, Dick!‹ Und man lachte über etwas, was ich in dem Stimmengewirr nicht verstanden hatte. ›Ei, wirklich!‹ rief mein Begleiter. ›Da ist ja Lincoln selbst!‹ Er drängte sich durch die Menge und stellte mich Abraham Lincoln vor, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah . . .

Ich muß gestehen, daß ich von seiner Erscheinung etwas überrascht war. Da stand er, alle, die ihn umringten, um mehrere Zoll überragend. Obgleich ich selber etwas über sechs Fuß messe, mußte ich doch, um ihm ins Gesicht zu sehen, meinen Kopf zurückwerfen. Das dunkle Antlitz mit seinen kräftigen Zügen, seinen tiefen Falten und seinen wohlwollenden, melancholischen Augen ist jedem Amerikaner durch zahllose Bilder vertraut geworden . . .

Zu dieser Zeit war Lincoln noch bartlos und sah sogar noch hagerer, eingefallener und gramvoller aus als später, da sein Gesicht von einem Bart umrahmt war . . .¹⁰⁵«

Abe Lincoln trägt einen zerknitterten Zylinderhut auf dem dunklen, schwarzen Haar, die hagere Gestalt ist in einen nicht mehr ganz neuen, schwarzen Rock gekleidet, über dem linken Arm

hängt ein graues Plaid, in der Hand hat er einen großen, baumwollenen Regenschirm sowie eine altmodische, gestickte Reisetasche, während er mit der Rechten die Händedrucke erwidert – kraftvoll, wie man es von der Hand eines ehemaligen Holzfällers und Westmannes erwartet.

Während der Eisenbahnfahrt diskutiert Lincoln mit den Männern, die ihn lärmend und kameradschaftlich umringen. Für jeden hat er ein Scherzwort, eine treffende Antwort, eine Freundlichkeit.

Ein fremder Farmer stellt sich Lincoln vor und sagt lächelnd: »Entschuldigen Sie bitte, ich besitze einen Gegenstand, der Ihnen gehört.«

»Wie ist das möglich?« fragt Lincoln erstaunt. Der Fremde zieht ein Messer aus der Tasche und reicht es Lincoln.

»Dieses Messer haben mir meine Freunde vor ein paar Jahren unter der Bedingung geschenkt, daß – wenn ich einen Mann fände, der noch häßlicher sei als ich – ich es ihm abtreten müsse. Ich habe es seit dieser Zeit bei mir getragen, und Sie gestatten mir doch die Bemerkung, daß ich glaube, Sie haben ein begründetes Anrecht auf diesen Besitz¹⁰⁶.«

Abe Lincoln lacht schallend und nimmt dankend das Messer entgegen.

In Quincy sind die Straßen von Zweispännern und Planwagen verstopft, die Farmer und Rancher der Umgebung sind mit Weib und Kind angerückt. Hemdsärmelig, mit bunten Dreiecktüchern um den Hals, die breiten Hüte aus der Stirn gerückt, sind sie aus dem weiten, von reifenden Maisfeldern wogenden Land gekommen, Abe Lincoln zu hören. Sie drängen sich Mann an Mann im Saal des Gerichtsgebäudes, in dem der Redezweikampf mit Senator Douglas stattfinden soll.

»Es sind Männer, die bis dahin mehr oder weniger passiv der gewohnten Parteiführerschaft gefolgt sind und sich nur schwer in eine Veränderung finden können, die aber ehrlich und ernsthaft danach streben, das Rechte zu ergründen und danach zu handeln. Mit ernsten Mienen sitzen sie da, nicht selten mit verwirrtem Ausdruck...¹⁰⁷«

Senator Douglas, gefolgt von mehreren Mitgliedern des örtlichen Demokratenklubs, fährt in einer offenen Kutsche vor. Seine Parteifreunde jubeln ihm zu.

»Untersetzt, stämmig, forsch und ein wenig zu Übertreibungen geneigt, wird er gemeinhin der ›kleine Riese‹ genannt. Er hat den Ruf, ein glänzender Redner zu sein. Jeder Zug seines Gesichtes drückt Selbstbewußtsein und Überlegenheit aus, jede Bewegung Angriffslust und Kraft...¹⁰⁸«

Der Leiter der Versammlung führt den eintreffenden Redner sogleich auf die Tribüne und zeigt ihn den Zuhörern. Nach ein paar leise geflüsterten Worten seines Stellvertreters ruft er Carl Schurz aufs Podium, nimmt ihn bei der Hand und sagt:

»Ich habe das große Vergnügen, Ihnen Carl Schurz aus Watertown vorzustellen, der in seinem Geburtslande für menschliche Freiheit gekämpft hat und der zu uns gekommen ist, dasselbe in seinem Adoptivlande Amerika zu tun.«

Brausender Beifall, vor allem der zahlreichen deutschen Farmer, begrüßt den jungen Rechtsanwalt.

In diesem Augenblick betritt Abe Lincoln den Saal. Die Farmer und Viehzüchter, die Handwerker, Bürgersleute und Tagelöhner springen auf, schütteln ihm die Hände und rufen ihm Scherzworte zu. Er geht gelassen, alle um Haupteslänge überragend, in seinem schwarzen Anzug, den Zylinder schwenkend, bis zur ersten Reihe vor, wo ihn der Veranstalter erwartet. Es lastet auf ihm, als Vertreter der regierungsunerfahrenen, ohne festes Programm kämpfenden Republikanerpartei und als rücksichtsloser Angreifer Senator Douglas entgegentreten zu müssen. Die Umstände zwingen ihn, zu fordern, daß Senator Douglas als Senatsdelegierter von Illinois zurücktrete; er muß sich selber als Kandidat anbieten. Das ist eine Rolle, die der bescheidene und immer zu Kompromissen bereite Mann nur ungern spielt. Aber das Interesse des Landes läßt keine andere Wahl.

Die Redeschlacht beginnt.

Douglas steht klein und energiegeladen neben dem langen Abe Lincoln auf der Bühne. Nervös blickt er auf die Uhr und wartet sprungbereit auf seinen Auftritt, während Lincoln mit unbehol-

fenen Bewegungen der Arme seine Sätze unterstreicht und mit weithin hallender Stimme die Grundsätze seiner Partei darlegt.

»Der Kampf zwischen der Republikanischen und Demokratischen Partei ist das ewige Ringen zwischen den zwei Prinzipien Recht und Unrecht auf der ganzen Welt! Das eine ist das gewöhnliche Recht der Menschlichkeit – das andere das Recht der Könige . . .«

Als Lincoln unter lärmendem Beifall gesprochen hat, nimmt Senator Douglas das Wort. Er ist zynisch, witzig, sprühend vor Angriffsgest; mit juristischer Schärfe macht er Lincolns Standpunkt zur Utopie, sucht ihn ins Unrecht zu setzen, zerpflückt ihn und glaubt ihn der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben.

Aber wie schon die sechs vorangegangenen Redeschlachten zwischen Douglas und Lincoln endet auch dieses Duell zu Quincy unentschieden. Die Farmer und Bürger wissen nicht mehr, wie sie in der Sklavenfrage entscheiden sollen. Bei den Wahlen zum Senat hält sich die Mehrheit der Stimmberechtigten an das Hergebrachte, und Senator Douglas geht abermals – diesmal aber nur mit geringer Mehrheit – als Vertreter von Illinois nach Washington.

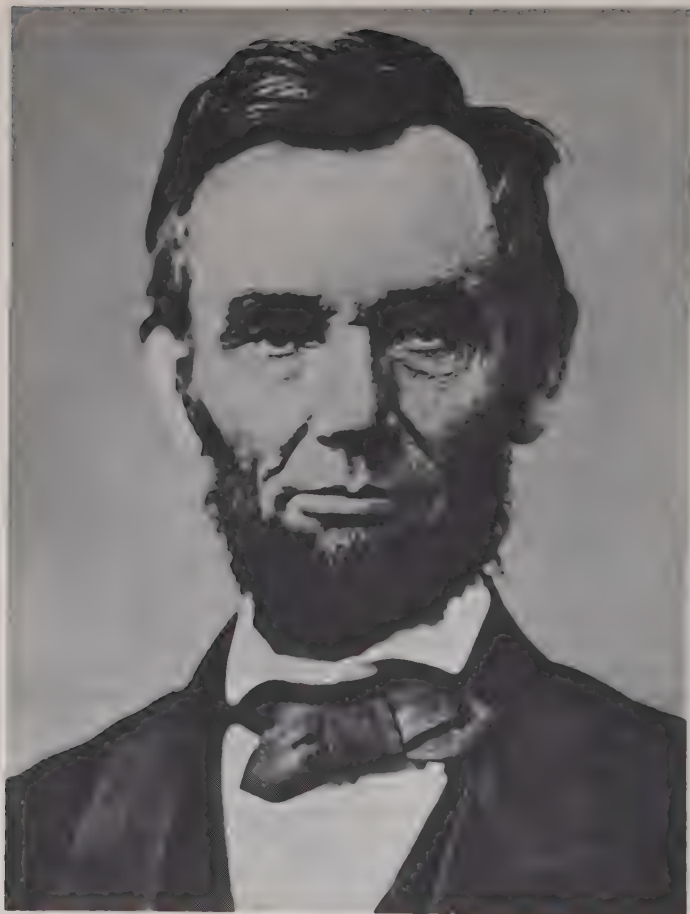
Abe Lincoln hat die erste Runde verloren . . .

Es ist nur eine Runde, nicht aber der Kampf selber.

Lincolns Beliebtheit unter der Bevölkerung ist größer als je, seine Redegewandtheit hat ihn zum anerkannten Führer der Republikanischen Partei gemacht.

Am 16. Oktober 1859 unternimmt John Brown, ein fanatischer Gegner der Sklaverei, mit einigen Anhängern, darunter fünf Negern, einen bewaffneten Handstreich gegen das Bundeszeughaus von Harpers Ferry im Staate Virginia, um einen Aufstand gegen die Sklaverei zu entfesseln; aber schon am folgenden Tage wird Brown von der Miliz überwältigt und gefangengenommen. Die ganze Union nimmt leidenschaftlichen Anteil an dem Schicksal der Rebellen. John Brown und seine Freunde werden im Dezember 1859 öffentlich gehängt. Ein Aufschrei des Zorns geht durch die Nordstaaten; die Gegensätze sind unüberbrückbar geworden.

Der Wahlkampf um den neuen Präsidenten nimmt leidenschaftliche Formen an. Schon sind die Namen der Kandidaten von den Parteiführungen bekanntgegeben worden: James Buchanan



Abraham Lincoln (1809–1865)

vertritt wieder die Demokraten, die Republikaner haben sich auf Abe Lincoln geeinigt.

Zu der Abordnung, die nach Springfield reist, um Lincoln mitzuteilen, daß seine Präsidentschaftskandidatur nun auch vom

Parteikongreß offiziell bestätigt sei, gehört auch Carl Schurz. Das Ereignis wird wieder ausführlich im Tagebuch des Deutschen beschrieben:

»Lincoln begrüßt die Delegation im Wohnzimmer seines bescheidenen Holzhauses; es ist ein ziemlich kahler Raum; in der Mitte des Zimmers steht der übliche kleine Tisch mit einer Marmorplatte, darauf eine Familienbibel. An den Wänden sind ein paar Stühle und ein Sofa gereiht.

Da steht der republikanische Präsidentschaftskandidat, groß und ungeschlacht, in seinem anscheinend neuen, aber schlecht sitzenden Anzug, sein langer, sehniger Hals aus dem umklappbaren Kragen hervorragend, die melancholischen Augen tief eingesunken in seinem hageren Gesicht. Er ist allerdings nicht der Staatsmann, wie ihn sich die Phantasie ausmalt¹⁰⁹.«

Einige der Delegationsmitglieder werden schwankend, ob man nicht einen Fehlgriff getan habe, diesen Hinterwäldler in einem so entscheidenden Augenblick an die Spitze zu stellen. Mr. Kelly aus Pennsylvanien, einer der bekanntesten republikanischen Politiker, findet das treffende Wort: »Ja, wir hätten vielleicht etwas Glänzenderes, aber kaum etwas Besseres tun können!«

Die Wahlkampagne setzt mit Macht ein, und auch Carl Schurz hat jetzt Tag für Tag auf Versammlungen zu sprechen. In einer gemeinsamen Kampfkundgebung mit Senator Douglas verhelfen ihm die zahlreichen Deutschen, die der Senator als Volksgruppe angegriffen und als Unruhestifter bezeichnet hat, zu einem glänzenden Sieg über seinen Widersacher. Die Partei Lincolns gewinnt langsam an Boden.

Der 6. November 1860 ist der entscheidende Wahltag. Mit Mehrheit siegt Abraham Lincoln. Er ist der 16. Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Antwort des Südens auf den Triumph der Republikaner bleibt nicht aus. Die Senatoren von Südkarolina verlassen das Kapitol von Washington, und am 20. Dezember 1860 faßt der Landtag von Südkarolina einstimmig folgenden Beschluß:

»Wir, das im Konvent versammelte Volk des Staates Südkarolina, erklären und verordnen, und somit wird hierdurch erklärt und verordnet: Die von uns im Konvent angenommenen Verordnungen vom 23. Mai des Jahres 1788, wodurch die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika ratifiziert wurde, werden widerrufen; und der bisher unter dem Namen ›Vereinigte Staaten von Amerika‹ bestehende Bund zwischen Südkarolina und anderen Staaten wird hiermit aufgelöst . . .«

Die Sklavenstaaten am Golf von Mexiko folgen unverzüglich dem Beispiel Südkarolinas und schließen sich mit ihm am 8. Februar 1861 zu den »Konföderierten Staaten von Amerika« zusammen.

Am 4. März tritt Abraham Lincoln sein Amt als Präsident der Union an und wendet sich in einer leidenschaftlichen, beschwörenden Rede gegen die »gesetzlich ungültige Sezession des Bundes«. Wenige Tage später sagt er im Kongreß:

»Der Streit betrifft mehr als das Schicksal der Vereinigten Staaten. Dem ganzen Menschengeschlecht wird durch ihn die Frage vorgelegt, ob eine verfassungsmäßige Republik oder Demokratie – eine Volksregierung durch eben dieses Volk – die Unverletzbarkeit ihres Gebietes gegen ihre eigenen inneren Feinde aufrecht erhalten kann.

Eine große Lehre muß der Friede bringen: Den Leuten muß es klarwerden, daß sie durch die Waffen nicht bekommen können, was sie durch eine Wahl nicht bekommen haben!«

Die Ereignisse überstürzen sich.

Am 12. April eröffnen die Kanonen der Südstaatler das Bombardement gegen die unionstreue Besatzung von Fort Sumter im Hafen von Charleston. Wenige Tage später wird das 6. Massachusetts-Regiment bei seinem Marsch durch die Straßen von Baltimore von tobenden Volksmassen angegriffen. Die Eisenbahnverbindungen nach dem Norden sind bereits unterbrochen; als auch Virginien seinen Anschluß an die Konföderation erklärt, liegt die Bundeshauptstadt Washington wie eine verlorene Insel im stürmischen Meer.

Präsident Lincoln erläßt einen Aufruf zur Bildung von Freiwilligenverbänden; überall zwischen den Großen Seen und der

Ostküste werden die Trommeln gerührt und die Kirchenglocken geläutet. Der Norden eilt zu den Sammelplätzen.

Präsident Jefferson Davis, das neue Haupt der Konföderierten, ruft die Männer des Südens. Auf den Plantagen verabschieden sich die Kavaliere in ihren prachtvollen Uniformen von den Damen. Sie sind siegesgewiß, ihre Verachtung für die »Yankees« ist grenzenlos. Diese Bauern, Arbeiter, Händler und Rechtsanwälte können unmöglich der Tapferkeit und den kriegerischen Eigenschaften der aristokratischen Konföderierten widerstehen! Man wird dem Pack das Laufen beibringen!

Sie begreifen nicht, daß jener letzte Bericht der feudalen Welt, dieses großzügige, hochmütige und leichtlebige Land des Südens, inmitten der herben und kühlen Atmosphäre der neuen Zeit zum Untergang verurteilt ist; daß das Sterben der Ritter, der Helden und heiteren Kavaliere begonnen hat, seit durch die Erfindung des Schießpulvers, der Kanonen und Maschinen die Degen der Edelleute zum Anachronismus geworden sind, seit der Fingerdruck eines Soldknechtes genügt, den Stolzesten aus dem Sattel zu heben!

Nicht mehr ritterliche Eigenschaften, nicht mehr Opfersinn und Mut entscheiden die Kriege dieses Jahrhunderts der Massen, sondern Produktionsziffern, zahlen- und ausrüstungsmäßige Stärke der Heere, wirtschaftliche, technische und organisatorische Überlegenheit.

Dreiundzwanzig Staaten des Nordens mit mehr als zweiundzwanzig Millionen Einwohnern kämpfen gegen elf Staaten des Südens mit kaum mehr als vier Millionen Weißen. Die Industrie Amerikas liegt im Norden und Osten. Der Zugang zu den Produktionsstätten für Gewehre, Kanonen, Schiffe, Munition, Pulver, Kleidung und alle Arten von Waffen ist dem Süden verschlossen. Die gesamte Kriegsflotte der USA liegt in den Nordhäfen, es wird ihr ein leichtes sein, den Süden durch ein Blockadesystem von der Unterstützung durch europäische Interessenten abzuschneiden.

Die eisernen Würfel rollen, die Entscheidung zwischen Nord und Süd wird auf den Schlachtfeldern fallen.

Jahre der Entscheidung

Abraham Lincoln beruft die besten Männer der Republikaner in sein Kabinett.

»Als er die neue Regierung bildet, wählt er die ersten Anführer seiner Partei, die um diese Zeit wohl als die ersten Leute im Lande gelten können, ohne die geringsten Bedenken, daß ihr Ansehen oder ihre Fähigkeiten ihn in den Schatten stellen möchten. Er erkannte immer das Verdienst anderer an, ohne jegliche Furcht, dabei sein eigenes einzubüßen...¹¹⁰«

Lincolns freie Urteilsfähigkeit wird durch diese zum Teil hochgebildeten Männer nicht getrübt, er bleibt auch als Präsident der naturverbundene, gesunde Hinterwäldler, der sich vom Instinkt und Gewissen leiten läßt. Die Familie Lincolns – seine geliebte Frau, der man Hochmut und Verschwendungssucht nachsagt, und seine drei Söhne Robert, Willie und Tad – siedelt nach Washington über, ebenso die Freunde und Helfer, unter ihnen Carl Schurz.

Der Deutsche fährt mit der Eisenbahn nach Washington. Im Abteil herrschen die dunkelblauen Uniformröcke vor, einige Wagons sind ganz mit Soldaten belegt. Die zivilen Mitreisenden drücken sich schweigsam in die Ecken. Man spürt, daß Krieg ist und daß man sich der Grenzzone zwischen Nord und Süd nähert.

Als Schurz in Washington den Zug verläßt, spürt er die feindselige Haltung der Bewohner; spöttische Zurufe Jugendlicher gelten dem am Bahnsteig angetretenen Militär der Nordstaaten. Es mag also stimmen, was man sich in Philadelphia erzählt, daß Abe Lincoln die ersten Kriegstage wie ein Gefangener im Kapitol verbracht habe und daß die Bürger Washingtons im Herzen aufseiten ihrer virginischen Brüder stünden.

Eilig begibt sich Schurz zum Weißen Haus und läßt sich beim Präsidenten melden. Nach wenigen Minuten führt ihn ein Diener in das Arbeitszimmer Lincolns. Der ehemalige Anwalt aus Illinois hat sich weder in seinem Verhalten noch in seiner Vorliebe für altmodische und schlecht sitzende Anzüge geändert. Nur trägt er neuerdings eine Bartkrause. Herzlich begrüßt er den Freund. Bei einer Tasse Kaffee berichtet der Präsident in seiner trockenen und humorvollen Art, wie es ihm bei Beginn der Kriegshandlungen ergangen sei. Er saß allein in seinem Arbeitszimmer und

schrieb an einem Aufruf zur Gestellung von Freiwilligenverbänden, als er plötzlich von der Vorstellung bedrängt wurde, wie leicht es den Sezessionisten wäre, mit einer kleinen Truppenabteilung die lange Potomac-Brücke zu überschreiten und vom virginischen Ufer her Washington samt dem Präsidenten im Handstreich in ihre Gewalt zu bekommen.

»Dann hörte ich plötzlich eine Kanone. Da sind sie! sagte ich mir. Ich erwartete, jeden Augenblick werde jemand mit der Nachricht von einem Angriff hereinstürzen. Die Angestellten im Weißen Haus, die ich befragte, hatten nichts gehört. Niemand kam, und alles blieb still. Da beschloß ich, der Sache selber auf den Grund zu gehen. So ging ich hinaus und ging immer weiter und weiter, bis ich ans Zeughaus kam. Dort fand ich alle Türen offen und keine Menschenseele, die sie bewachte. Jeder Unbefugte hätte hineingehen können, um sich die Waffen anzueignen. Es herrschte vollkommene Einsamkeit und Stille ringsum . . .¹¹¹

Aber jetzt«, sagt der Präsident lächelnd, »ist die erste Krise überwunden! Mit jedem einrollenden Eisenbahnzug kommen neue Truppen aus dem Norden. Die Südstaatler haben ihre beste Chance versäumt . . .«

Von Lincoln nach seinen Wünschen befragt, bittet Schurz um einen Gesandtenposten. Wenige Tage später schiffte er sich als bevollmächtigter Botschafter nach Spanien ein.

Die politische Rechnung der Südstaaten geht nicht ganz auf. Jefferson Davis und seine Berater wissen, daß die Yankees nur ein Mittel zur Verfügung haben, den abgefallenen Süden wieder ins Joch der Union zurückzuführen: den Angriff, die militärische Eroberung aller Südstaaten. Dazu aber halten sie den Norden weder für fähig noch geneigt. Gelingt es, den Krieg lange genug durchzustehen, so werden die kommerziell denkenden und handelnden Yankees bald das Interesse an dem Verlustgeschäft des Krieges verlieren und sich nach einigen Verhandlungen und wirtschaftlichen Zugeständnissen mit der Sezession zufriedengeben. Ferner rechnen die Führer des Südens mit dem Abfall aller Sklavenstaaten. Aber Kansas, Missouri und Westvirginien, Maryland und Kentucky erklären sich für die Union. Die erwartete

Unterstützung durch die starke Gruppe der Demokraten des Nordens läßt ebenfalls auf sich warten. Die letzten, hoffnungsvoll in Rechnung gesetzten Aktiva – das Eingreifen Englands und Frankreichs auf der Seite der Südstaaten – scheinen ebenfalls in Frage gestellt.

Auf äußere Hilfe und Verbündete hoffend, hat man im Süden, obschon man militärisch früher schlagfertig gewesen wäre, gezögert und die Gunst der Überraschung versäumt.

Im April 1861 tritt Oberst Lee, früher Direktor der berühmten Militärakademie von West Point, aus Anhänglichkeit an seine Heimat Virginien mit dem Rang eines Generalmajors in die Armee der Konföderierten ein. Er nimmt sofort entscheidenden Einfluß auf die strategische Großplanung und warnt davor, zu zögern, bis die Yankees ihre industrielle und bevölkerungsmäßige Überlegenheit mobilisiert haben. Alles hängt daran, dem Norden die Lust am Kriege zu verderben, bevor er sich stark gemacht hat und bevor die Finanzleute erkannt haben, daß auch der Krieg ein gutes Geschäft sein kann. Als die ungeheuren Rüstungsplanungen der Yankees bekannt werden, erhält General Lee Angriffs-erlaubnis und rückt mit einer Armee aus Virginien in Richtung Washington vor, während ihm der Texaner Jackson mit einer zweiten Heeresgruppe zu Hilfe eilt. An dem kleinen Fluß Bull Run treffen die Konföderierten zum erstenmal auf reguläre Truppen des Nordens.

Am 21. Juli 1861 entbrennt längs des Bull Run – vierzig Kilometer vor der Bundeshauptstadt und in Hörweite des Weißen Hauses – die Schlacht.

»Steht, Mitbürger! Steht!« ruft General Lee seinen Virginiern zu, als der erste wilde Frontalangriff am donnernden Salvenfeuer der Massachusetts-Regimenter ins Wanken kommt. »Schaut hinüber zu den Texanern Jacksons, sie halten stand wie ein Steinwall!«

Verbissen harren die virginischen Scharfschützen im Feuer aus, die Front schließt sich wieder. Als die Kavaliersgarde mit gezogenen Degen, auf den Hälsen der Pferde liegend, heranfeht, ist bei den Unionstruppen kein Halten mehr. Die Banner mit den Sternen und Streifen liegen zerfetzt, in tosender Begeisterung strömen die Konföderierten in die eroberte Stellung. Der Texanergeneral aber trägt von diesem Tage an den Namen: »Stonewall« Jackson.



General Robert Lee war der Führer der Südstaaten im Bürgerkrieg

Der konföderierte Sieg bei Bull Run bleibt ohne entscheidende Folgen. Schon rollt so viel Nachschub an Truppen und Material auf den Eisenbahnen von Norden heran, daß die Front am Poto-

mac sofort neu aufgebaut werden kann. Die Kriegsmaschine gerät langsam in Fahrt. Im Herbst drückt die Übermacht der Yankees die Südstaatler aus Westvirginien hinaus. Im Mississippital marschiert eine zweite Nordstaatenarmee stromab. Die großen Raddampfer sind ideale Transporter. Unaufhaltsam kriecht das Yankeeheer ins Herz des Plantagengebietes.

Gegen Ende des Jahres ereignet sich ein politischer Zwischenfall, der die Union an den Rand eines Krieges mit England bringt. Der Präsident der Konföderation, Jefferson Davis, hat zwei Unterhändler nach England geschickt, um wegen einer wirtschaftlichen oder militärischen Unterstützung zu verhandeln. In der Nacht durchbricht ein schneller Segler mit den beiden Gesandten an Bord die Blockade der Unionsflotte. Sie gelangen nach La Habana auf Kuba und schiffen sich auf dem britischen Paketboot »Trent« ein. Auf offener See wird die »Trent« von einem nordamerikanischen Kreuzer gestoppt und von einem Prisenkommando durchsucht. Die Emissäre der Konföderierten werden verhaftet und als Gefangene nach Fort Warren bei Boston gebracht.

Seit 1856 aber besteht zwischen den USA und Großbritannien ein Staatsvertrag, durch den festgelegt worden ist, daß die Freiheit der Meere geachtet und auf das Durchsuchungsrecht verzichtet wird. In England herrscht lodernde Empörung. Die konföderierten Schiffe erhalten das Recht zugestanden, englische Häfen anzulaufen und sich dort zu verproviantieren. Den Südstaaten wird durch diese Zusage die Möglichkeit gegeben, mit ihren wenigen Schiffen auf breiter Basis gegen die Unionsflotte zu operieren und sich im Falle einer Gefahr in den Schutz englischer Häfen zu flüchten.

Obwohl die britische Regierung, gedrängt von den Lords und den Männern des Überseehandels, gern die Gelegenheit ergriffe, die allzu mächtig gewordenen USA niederzuwerfen, kommt es nicht zum Kriege – nicht nur, weil sich Präsident Lincoln wegen des Trent-Zwischenfalles in aller Form entschuldigt, sondern vor allem deshalb, weil die breite Masse des englischen Volkes tiefe Sympathien für das Land der Freiheit, für die englisch sprechenden Vettern im Westen hat und nicht bereit ist, gegen sie in den Krieg zu gehen.

Das Lager der Union ist durch Eifersüchteleien und Machtkämpfe entzweit. Die Familie Lincoln hat viele Feinde in Washington. Die schuldenmachende und vor Erpressungen an Geschäftsleuten nicht zurückschauende Mary Lincoln wird in den Zeitungen heftig angegriffen. Sorgen vertiefen die Falten in Aby Lincolns Antlitz, und seine schwarzen Haare bedecken sich mit Reif.

Die beiden Jüngsten Lincolns, Willie und Tad, sind in den schweren Stunden des Präsidenten oftmals die einzige Freude, die ihm beschieden ist. Wer in dieser Zeit unerwartet das Arbeitszimmer Lincolns betritt, kann erleben, wie Tad und Willie mit einigen ihrer Freunde dabei sind, den riesigen Mann, der auf dem Teppich liegt, indianergerecht zu fesseln. Manche Besucher überraschen Aby Lincoln, wie er den Jungen Indianergeschichten vorliest, von Tecumseh und seinem Vorläufer Cornstalk. Er bringt es fertig, seine Söhne – Willie ist elf und Tad acht Jahre alt – an die abendliche Tafel eines offiziellen Staatsbanketts zu setzen. Man gewöhnt sich daran, daß die Jungen das Weiße Haus in Aufregung halten. Auf dem Dachboden stöbernd, bringen sie die gesamte Alarmanlage in Betrieb, ein andermal erscheinen die Wildlinge während einer Kabinettsitzung, fahren ihre Holzkanone in Stellung und versuchen die Regierung zu stürzen.

Im Januar 1862 nimmt Abraham Lincoln eine Parade der neuen Truppen ab, die zu General McClellan an den Potomac gehen sollen. Er steht mit gezogenem Zylinder, im schwarzen Anzug unter der Säulenhalle des Weißen Hauses. An seiner Seite salutiert der aus Spanien zurückgekehrte Carl Schurz in der Uniform eines Brigadegenerals. Die Nachrichten von den Kriegseignissen haben den Abenteurer und Freiheitskämpfer nicht ruhen lassen; auf Grund seiner Bittschriften und Eingaben hat man ihm ein Frontkommando übertragen.

Die Musikkapelle spielt den »Yankee Doodle«, die defilierenden Regimenter senken die Banner vor dem Präsidenten. Plötzlich bemerkt Lincoln eine unruhige Bewegung unter den Zuschauern, die lachend zu ihm herüberblicken.

Der Marschtritt der Truppen dröhnt. Lincoln wendet sich um und sieht einen seiner Söhne, der hinter seinem Rücken die Fahne der Konföderierten, der Feinde, schwenkt.

Er übergibt den Knaben und das Banner einer Ordonnanz.

Vier Wochen später erkrankten die beiden Knaben Willie und Tad, trotz aller ärztlichen Kunst ist Willie nicht mehr zu retten.

Er stirbt, von seiner Mutter verzweifelt umschlungen. Mary Lincoln fällt in ein Nervenfieber, das sie an den Rand des Wahnsinns bringt. Tad gesundet zwar, aber auch er ist nicht mehr der heitere Bub von früher. Schwerer Kummer lastet auf dem Hause des Präsidenten.

Doch Aby Lincoln gehört nicht seinem Privatleben, er muß die Einheit der Union wiederherstellen, und er muß siegen.

Am 9. März kommt durch den Telegrafen die Nachricht von dem Seegefecht zwischen den Panzerschiffen »Merrimack« und »Monitor«.

Die Konföderierten haben sich zu Norfolk in Virginien der Unionsfregatte »Merrimack« bemächtigt, das erbeutete Kriegsschiff durch schräge Panzerplatten an den Flanken und auf dem Verdeck armiert und ihm einen mächtigen Rammsporn und neue, großkalibrige Kanonen gegeben.

Das erste Panzerschiff der Seekriegsgeschichte läuft einen Tag nach Beendigung der Umbauarbeiten aus und erscheint vor Hampton Roads, einer Bucht an der Mündung der Chesapeakebucht, wo

Spazierfahrt in New York um 1869. (Lithographie von Currier und Ives)



es sofort das Feuer auf die dort liegenden fünf Unionskreuzer eröffnet. Die Geschosse der hölzernen Kriegsschiffe prallen an der Panzerung der »Merrimack« ab, die »Cumberland« wird in Grund gebohrt, die »Congress« zur Übergabe gezwungen, die »Minnesota« strandet, und die restlichen zwei Schiffe werden in die Flucht geschlagen. Das Panzerschiff dampft in den Hafen von Norfolk zurück – ohne Zweifel in der Absicht, am nächsten Tag sein Vernichtungswerk zu vollenden.

Die Nachricht ist noch am Abend des 8. März in alle Welt hinausgejagt worden. Die seit Mitte des Jahrhunderts überall in Betrieb genommenen Morsetelegraphen verbreiten die Meldung von dem sensationellen Ereignis in wenigen Stunden über den gesamten amerikanischen Kontinent.

Aber die Nacht zum 9. März 1862 ändert alles: In strengster Geheimhaltung ist bereits seit Monaten auf den Werften von New York nach den Plänen des schwedischen Ingenieurs John Ericsson an der »Monitor« gebaut worden, einem mit Dampf und Schiffsschrauben ausgerüsteten Kreuzer, der ganz in Stahlpanzer gehüllt ist. Auch die »Monitor« trägt starke Geschütze. Das Schiff ist in der Nacht zum 9. März in Hampton Roads eingelaufen. Der Morgen muß den Zweikampf der beiden Gepanzerten bringen.

Es ist Sonntag, ein klarer Himmel wölbt sich über dem Wasser. Auf den Ufern und den Wällen der Hampton Bay drängen sich die Menschen, um das kommende Schauspiel zu sehen. Die noch kampffähigen drei Kreuzer der Union lichten gefechtsklar die Anker und nehmen im Sund Aufstellung, denn von Süden her ist die »Merrimack« gemeldet. Schon sieht man ihre hohen Aufbauten, die Masten und Schornsteine, denen dichter, schwarzer Qualm entquillt. Auf einer Sandbank liegt die gestrandete »Minnesota«, die gestern abend von der »Merrimack« auf die Untiefe gejagt worden ist. Der Konföderierte eröffnet das Feuer auf das bewegungsunfähige Schiff, das tapfer erwidert. Aber all seine gut gezielten Breitseiten prallen wirkungslos von den gepanzerten Flanken des Gegners ab.

Da erhebt sich ein Schrei an den Ufern: Die »Monitor« kommt in Sicht!

Flach und mit den Decksplanken kaum über den Wasserspiegel ragend, gleicht der Dampfer einem sagenhaften Untier der Meerestiefe. Über das Panzerdeck erheben sich das winzige Steuerhaus am Heck, ein ebenso kleiner Schornstein, der heftige Wolken

ausstößt, und ein großer Stahlzylinder, aus dem die langen Rohre von Geschützen starren.

Krachend und heulend verläßt die erste Salve den Geschützturm der »Monitor«, und wie Faustschläge lassen die Treffer die »Merrimack« erzittern. Der Stahlkoloß des Gegners hat einen gleichwertigen Widersacher gefunden. Drei Stunden tobt das Duell der ersten Panzerkreuzer der Geschichte. Das Gefecht verlief unentschieden, aber die »Merrimack« war durch die »Monitor« neutralisiert und die Flottenüberlegenheit der Nordstaaten wiederhergestellt.

Auf dem Hochufer des Mississippi, nahe der kleinen Ortschaft Greenville, liegt im Gebiet der Konföderierten die große Plantage »Port de Lis«. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat sie der »alte Baron« de la Roche – der französische Emigrant aus Haiti – inmitten eines noch unberührten, von Urwäldern und Sümpfen bedeckten Landes gegründet. Die mitgebrachten zweihundert Negersklaven haben die Felder gerodet, Häuser gebaut, Straßen angelegt und einen kleinen Hafen geschaffen. Niemals wäre dieser wunderbare Besitz ohne die Energie, die Phantasie und den Verstand des Barons Tatsache geworden. Hätte man das Land zweihundert freien Negern gegeben, so fände man dort, wo sich nun unübersehbare Baumwollfelder und Obsthaine zwischen den Urwaldmauern ausdehnen, wo die hohe Platanenallee zu dem vornehmen Herrenhaus und einem Dutzend Nebengebäuden führt, nur Gestrüpp auf ein paar schlecht gerodeten Lichtungen, einige Maisäckerchen, ein wenig Gemüse und im Schatten der Trompetenbäume einen zusammengeduckten Haufen kugeligter Laubhütten.

Die Zeiten haben sich geändert, seit Baron de la Roche mit seinen Schiffen von New Orleans heraufkam. Das Ufergelände über dem großen Strom ist Plantagenland geworden, der Dschungel, der einmal erfüllt war vom nächtlichen Schrei der wilden Tiere, vom Gezirp der Kolibris und dem fernen Dröhnen indianischer Schamanentrommeln, ist bis auf ein paar Waldstreifen und Bauminseln, die Plantage von Plantage trennen, verschwunden. Auf dem meilenbreiten Wasserlauf, wo einst nur Krokodile, treibende Schilfinselfn und die Kanus der Jäger und Rothäute die gelben Fluten kreuzten, fauchen mit platschenden Schaufelrädern die Dampfer und tönt der grelle Pfiff landender Schiffe.

Und wieder scheint eine Zeit zu Ende zu gehen. Mit dem fernen Grollen der Front naht etwas Unbekanntes, noch nicht zu Übersehendes, etwas Fremdes, das vermutlich alles zerstören wird, was bisher gewesen ist.

Rogier de la Roche, Sohn des »alten Barons« und seit vielen Jahren Herr auf »Port de Lis«, hat sich am frühen Morgen ein Pferd satteln lassen. Als er durch das Tor des Herrenhauses trabt, liegt noch das verblassende Mondlicht auf den weißen Säulen der Vorhalle. Das Spill am Ziehbrunnen im Wirtschaftshof knarrt. Die Pferdeknechte schöpfen Wasser zum Tränken der Rosse.

Vom Walde herüber, wo die Sklavenreihen sich in den Schatten ducken, hört man das Geplapper der Neger und militärische Kommandos.

Herr de la Roche pariert den Goldfuchs zum Schritt und läßt ihn angaloppieren.

Das glitzernde Silberblau des Himmels zerrinnt, langsam wächst der helle Schein über dem östlichen Horizont, bis endlich der glühende Sonnenball emporschwebt und die endlosen Baumwollfelder bis hinunter zum Strom mit Licht übergießt. In den Niederungen liegen noch die Nebel.

Das ist die Heimat, der schöne Rahmen für das einst reiche und sorglose Leben der de la Roche. Geruhsamkeit gibt es eigentlich nur noch in der Erinnerung. Schon ist der Krieg mit rauher Hand über das Idyll von »Port de Lis« dahingegangen. Die Felder – überquellend von einer ungewöhnlich guten Ernte, eingehüllt in den Schneefall der weißen Wollfasern, die aus den gesprungenen Samenkapseln wehen – sind leer. Die Negerkolonnen, die sonst um diese Zeit lärmend, singend, in Wolken von Staub und Hitze die Wolle einbrachten, stehen nun, von Posten der Konföderierten bewacht, auf den Uferhöhen und heben Gräben aus. Viele sind zu den Nordtruppen davongelaufen, es heißt, daß mehr als fünfzigtausend geflüchtete Neger als Troßknechte der Union dienten.

Im Schritt biegt der Gutsherr auf einen Feldweg ein, der an fast reifen Maisfeldern entlangführt. Vorsorglich hat er dieses Jahr mehr Getreide, Gemüse und Kartoffeln angebaut. Man weiß nicht, wie die Zeiten noch werden. In den Städten soll es jetzt schon am Nötigsten mangeln, da Verkehr und Handel aufgehört haben und die Ernte auf den Äckern verrottet.

Was nützte es auch, wenn die Neger die Baumwolle pflückten?

Die Mississippidampfer befördern nur Truppen, Munition und Nachschub. Die Frachten stauen sich in den Lagerschuppen. Vor einigen Monaten, im April dieses Jahres 1862, ist die Hiobsbotschaft eingetroffen, daß Truppen der Union im Delta des Mississippi gelandet seien und New Orleans besetzt hätten. Die Yankees halten die Faust an der Kehle des Stromtals, das Tor für den Südstaatenhandel ist zugeworfen.

Es gibt keinen Kaffee, keinen Tee und keine Industriewaren mehr. Die Geschäftsleute in Greenville fordern Wucherpreise und verkaufen ihre Stoffe, Porzellanwaren, Nähadeln oder Geräte nur heimlich und meist im Tauschverkehr gegen Lebensmittel oder Gold.

Seit die Sache des Südens nicht mehr so glänzend steht, ist das grüngelbe Papiergeld der Konföderierten stark im Kurs gefallen. Man rechnet den Dollar zu fünfunddreißig Cents, aber noch lieber hält man sich an wertbeständige Dinge.

Überall begegnet Herr de la Roche auf seinem Ritt schaufelschwingenden Kolonnen von Negern. Die konföderierten Offiziere scheinen an eine Verteidigung nach allen Seiten zu denken.

»Glauben Sie wirklich«, fragt de la Roche einen Hauptmann im lichtblauen, abgetragenen Rock, »daß General Grant bis ›Port de Lis‹ vordringen wird?«

Der Offizier, bleich und übermüdet, blickt den Plantagenbesitzer mitleidig an. »Grant wird sich wohl nicht aufhalten lassen, Mister de la Roche«, erwidert er, »er wird Kommodore Farragut in New Orleans die Hand reichen und im Mississippital spazierengehen, wie es ihm gefällt. Wir können ihn nicht daran hindern, und Ihre Schwarzen wühlen umsonst die Erde um. Wir haben nicht genug Kanonen, Munition und Gewehre, und selbst wenn wir genug Waffen hätten, so fehlte es uns an Leuten, die die Kanonen und Gewehre bedienen könnten.«

»Ich hoffe, Sie sehen zu schwarz, Captain!« entgegnet de la Roche. »Manchmal denke ich, es wäre meine Pflicht, mich bei der Armee zu melden. Aber Sie wissen ja, meine Söhne mit siebzehn und neunzehn stehen unter den Fahnen; fast alle Aufseher sind fort. Wenn Sie mit Ihren Truppen abrücken, werde ich ungefähr der einzige weiße Mann auf ›Port de Lis‹ sein. Man muß an die Frauen denken, die Schwarzen könnten unruhig werden . . .«

Der Hauptmann zuckt die Achseln. »Ich verstehe Sie, Mister de la Roche. Ich selber besitze eine Plantage am Unterlauf. Mein Bru-

der – der bei Bull Run einen Arm verloren hat – bewacht sie. Aber ich werde die Sorge um die Meinen nicht los.«

Der Baron grüßt stumm und reitet zurück. Hinter einer Gruppe Zedern taucht wieder das Herrenhaus auf. Die Sonne liegt leuchtend auf der weißen Front, rote Kletterrosen beschatten die Veranda. Schwarze Mammies und Haussklaven betten eben die Bahren mit den Verwundeten von der Sonnenseite in den Schatten um. Der Wind trägt eine Wolke von Lysol- und Karbolgeruch herüber, denn seit einer Woche ist »Port de Lis« Lazarett der Konföderierten.

In langsamem Trab näher kommend, erkennt de la Roche die weißgekleideten Gestalten seiner Gattin und der beiden Töchter, die als Samariterinnen Dienst tun. Schatten legen sich über seine Züge – was wird aus den Frauen, wenn die Schwarzen frei werden, wenn die Yankees, die Hinterwäldler und Industriearbeiter aus dem Norden, als Sieger in »Port de Lis« einziehen?

Vor der Veranda, auf der dicht an dicht die Betten und Bahren mit Blessierten stehen, herrscht lebhafter Betrieb. Ordonnanzen kommen und gehen. Im Wirtschaftshof ist eine Reihe von Planwagen aufgefahren, Verwundete werden auf die Strohschütten gebettet, Offiziersburschen mit fertig gepackten Satteltaschen eilen aus dem Gästehaus und satteln die Pferde.

Eine Musikkapelle der Konföderierten steht im Schatten der alten Platanen und spielt das Nationallied des Südens, den »Dixie«; Verwundete auf ihren Lagern singen mit fiebrig funkelnden Augen: »Schöne, blaue Flagge...«

Der Baron verhält bestürzt sein Pferd. Das Lazarett wird aufgegeben, denkt er, der Rückzug geht weiter, die Yankees kommen...!

Im September hat General Lee, Oberbefehlshaber der Südstaaten, den Vormarsch nach Maryland begonnen. Aber bald muß er der Übermacht weichen. Der Norden besitzt außer seiner Überlegenheit an Menschen und Material einen genialen militärischen Führer in der Person des Generals Ulysses Sidney Grant. Grant stammt aus Ohio, hat die Kadettenschule in West-Point absolviert und unter Zachary Taylor in Mexiko die Feuertaufe erhalten. Er ist dann Farmer in Illinois geworden, hat aber als Zivilist kläglich versagt. So ist ihm der Krieg nicht ungelegen gekommen.

Sein rascher Vormarsch nach Missouri hat dazu beigetragen, diesen Staat auf die Seite der Union zu führen. Zur Zeit rückt er mit seinen siegreichen Truppen unaufhaltsam im Mississippital vor.

Am 22. September 1862 wird überraschend das Kabinett der Nordstaaten zu einer Sondersitzung ins Weiße Haus beordert. Als Kriegsminister Stanton den Konferenzsaal betritt, sind die übrigen Regierungsmitglieder bereits versammelt. Der Präsident sitzt in einem Lehnstuhl und liest – ohne Stanton zu beachten – aus einem Buch eine Humoreske vor. Ab und zu hält er inne, weil er vor innerem Vergnügen nicht weiterlesen kann.

Als die Anwesenden betreten schweigen, legt Lincoln das Buch beiseite. »Meine Herren – warum sind Sie so griesgrämig? Bei all dem, was Tag und Nacht auf mir lastet, müßte ich umkommen, wenn ich mich nicht von Zeit zu Zeit ein wenig lockern würde. Ich glaube, Sie haben diese Arznei genauso nötig wie ich.«

Schwerfällig erhebt er sich und nimmt ein eng beschriebenes Blatt Papier vom Tisch. »Ich beabsichtige«, erklärt er feierlich und bedeutungsvoll, »klare Bahn zu schaffen und Ernst zu machen mit den beschworenen Grundsätzen der Menschenrechte. Ich will die nachfolgende Proklamation in die Waagschale des Krieges werfen.«

Er übergeht die Einleitungsworte und liest die entscheidenden Sätze vor:

»Kraft meiner Vollmacht erkläre ich hiermit, daß alle in den Staaten als Sklaven gehaltenen Personen von nun ab frei sind und auch bleiben und daß die ausübende Regierungsgewalt der Vereinigten Staaten einschließlich der militärischen Befehlsstellen zu Land und zur See die Freiheit der genannten Personen anerkennt und aufrechterhält. Und weiterhin erkläre ich und gebe bekannt, daß solche Personen zum Waffendienst der Vereinigten Staaten zugelassen werden, sofern sie dazu geeignet sind.«

Kriegsminister Stanton streckt im Überschwang der Gefühle dem Präsidenten die Hand entgegen.

»Herr Präsident, ... ein solches Dokument sollte den Archiven der Nation einverleibt und sein Verfasser heiliggesprochen werden ...¹¹²«

Kurz nach Bekanntgabe der offiziellen Negerbefreiung durch das Gesetz vom 22. September 1862, das am 1. Januar 1863 in Kraft tritt, melden sich hundertfünzigtausend neue Freiwillige afrikanischer Abstammung bei den Unionstruppen. Auf einigen frontnahen Plantagen des Südens kommt es zum Aufruhr unter den Schwarzen. Die Konföderierten haben eine feindliche Armee von fast sechs Millionen Negern mitten im eigenen Lager.

Auch im Winter des Jahres 1862 und im Frühjahr 1863 zeichnet sich noch keine Entscheidung ab. Im April zieht ein neuer Unionsgeneral von Washington aus mit der Potomacarmee nach Süden, um Richmond, die Hauptstadt Virginiens, zu nehmen; bei Chancellorsville stößt er auf die Konföderierten unter ihren Führern Lee und »Stonewall« Jackson. Vom 1. bis 4. Mai tobt die schreckliche Schlacht. Der Texaner Jackson wird tödlich verwundet, aber Lee wirft die Unionstruppen in wilde Flucht.

Auflösungserscheinungen machen sich im Gefüge der Nordstaaten bemerkbar. Hunderte von Soldaten desertieren, viele Offiziere bitten um Beurlaubung, es melden sich fast keine Freiwilligen mehr. In einigen Städten des Nordens, besonders in New York, kommt es zu Unruhen und Demonstrationen gegen die Fortführung des Krieges. Die Union erlebt ihre schwärzeste Stunde.

In New York bemächtigt sich das Gesindel aus den Slums und den Hafenvierteln für einige Stunden der Stadt. Die Häuser führender Sklavenfreunde werden geplündert, Neger hängen an den Straßenlaternen, das Waisenhaus für Negerkinder geht in Flammen auf. Man hält die Schwarzen für die Ursache des nationalen Unglücks. In Baltimore und Philadelphia kommt es zu ähnlichen Ausschreitungen. Die Regierung muß aus Washington evakuiert werden, denn Lees siegreiche Armee nähert sich rasch und steht bereits in Pennsylvanien. Es ist Juni 1863. Der Krieg scheint für die Nordstaaten verloren zu sein.

Der Verlauf des amerikanischen Sezessionskrieges wirkt sich auf die Ereignisse in Mexiko aus. Jetzt, da der Sieg des Südens in greifbare Nähe gerückt scheint, wagt es Napoleon III., seine Karten aufzudecken. Die mächtige Union ist auf dem Rückzug, man muß die Situation nützen. Es gilt, in Mittelamerika Fuß zu fassen und den Günstling der USA, den Indianer Benito Juarez, zu vernichten.

Im Herbst 1862 hat Napoleon neue Divisionen nach Mexiko

geschickt. Dem General François Achille Bazaine gelingt es, eine Entsatzarmee der Rebellen, die dem belagerten Puebla zu Hilfe eilt, zu schlagen und die Festung zu nehmen. Die besten Unterführer des Präsidenten Juarez fallen in Puebla in die Hände der Franzosen. Ortega, Escobedo und Porfirio Diaz freilich entkommen aus den Kerkern und schlagen sich in die Berge, wo der Guerillakrieg seinen Fortgang nimmt.

Am 7. Juni 1863 zieht General Bazaine in die Hauptstadt Mexiko ein.

Juarez flieht mit den Trümmern seiner Armee nach dem Norden. Seine Sache steht denkbar schlecht, da er von Amerika keinerlei Hilfe mehr zu erwarten hat.

Die Franzosen stützen sich auf die zurückgekehrten konservativen Generäle Mejia und Marquez, auf die Kreolen, die Hazienderos und die Kirche. Jeder, der in der Revolution seinen Besitz verloren hat, hofft, ihn mit Hilfe der französischen Truppen wiederzugewinnen. Aus Vertretern dieser Kreise wird eine in Mexiko tagende »Nationalversammlung« gebildet. Um den Schein einer demokratischen Abstimmung zu wahren, liegen in den Orten mit französischer Besatzung Listen auf, in die sich die Bevölkerung zugunsten der Monarchie einzeichnen kann. Vor den Wahllokalen wachen französische Zuaven und Poilus mit aufgepflanzten Bajonetten. Die Listen füllen sich rasch mit Kreuzen – denn die meisten Wähler können weder schreiben noch lesen. Die Auszählung der Wahlstimmen ergibt überall mehr als neunzig Prozent für die Monarchistenpartei.

Wem fällt es in Europa schon auf, daß sich die Wahlaktion nur auf den schmalen Streif beschränkt, der längs der Paßstraße von der Küste bei Vera Cruz bis Mexiko verläuft, während das unermessliche Hinterland des Gebirges und die Hochflächen mit ihren riesigen Pflanzungen und Kakteenfeldern bei der Regierung Juarez verharren? Beglückt und hoffnungsvoll schreibt Napoleon III. an Erzherzog Maximilian:

»Im Begriffe, Eurer Kaiserlichen Hoheit zu schreiben, erhalte ich Nachricht von Ihrer Proklamierung zum Kaiser in der Stadt Mexiko. Ich bin glücklich über dieses erste Resultat und hoffe, daß bald ganz Mexiko dem Beispiel der Hauptstadt folgen und Eure Kaiserliche Hoheit rufen wird, um es zur Blüte zu führen. Die Kaiserin vereint ihre Glückwünsche mit den meinen . . .«

Im Schloß Miramar trifft man die letzten Vorbereitungen zum Zug ins Abenteuer. Maximilian I. wird als Kaiser von Mexiko den Thron Montezumas besteigen.

Maximilian ist ein Fremder, ein Weißer, ein Mann aus der Rasse der Unterdrücker und Eroberer. Das Blut der Zapoteken und Azteken fließt in den Adern des Präsidenten Juarez . . .

Weit im Norden, in der Provinz Monterrey, marschieren die Juaristas. Rötlicher Staub wolkt über den Tälern. Tausende von Sandalen mahlen durch den Sand. Wirrer Lärm liegt über der dahinziehenden Masse, Waffen klirren und Pferde schnauben.

Yaquiindianer mit breitrandigen Strohhüten, die gerollten Ponchos auf dem Rücken, auf der Brust die weißleinenen Patronengurte, Gewehre oder Lanzen auf den Schultern, Säbel und Machetas im Strickgürtel – trotten weit ausgeschwärmt über die Hänge.

In der Tiefe des zerklüfteten, vulkanischen Tales marschiert ein Haufe zerlumpter Soldaten mit spitzen Sombreros, Offiziere in goldverschnürten, zerrissenen Phantasieuniformen kauern auf den abgetriebenen Kleppern, während eine Schar braunhäutiger Indios mit Weibern und Kindern eine Herde dürres Rindvieh und Scharen von Ziegen und Schafen vorantreiben.

Aus einer Seitenschlucht gesellt sich eine Musikbande mit tönernden Maultrommeln, geschnitzten Flöten und Felltrommeln dem ziehenden Kriegsvolk zu. Sie vollführt eine schrille, vom Rollen der Trommeln begleitete Musik. Wie ein wanderndes Ameisenheer schiebt sich die Armee über die schmalen Pfade, zwischen Bäumen, Steinen und Gestrüpp dahin. Manchmal krachen Schüsse, wenn sich irgendwo im Sande eine Klapperschlange oder auf heißem Felsen ein Leguan zeigt.

Die Berge von Monterrey öffnen sich zur Küstenebene. Die graugrünen Mesquitebüsche sehen aus wie riesige Distelrosen, stachelig und dürr stehen sie in der flimmernden Wüste. Kreischende Scharen von Geiern ziehen ihre Kreise.

Vorn, am Talausgang, hält eine Gruppe von hohen Offizieren, in ihrer Mitte Präsident Benito Juarez, ein kleiner, untersetzter Mann in blauer, goldverschnürter Jacke und weißen Hosen mit roten Generalsstreifen. Die breite Krempe des Panamahutes beschattet das dunkelbraun gebrannte Gesicht.

»Der Präsident mit breitem, oben flachem, mit schwarzen Strähnen bedecktem Kopf, listigen, kalten Augen und einer blutunterlaufenen Narbe im Gesicht, zeigt leidenschaftliche Energie, unbeugsamen Willen und Vertrauen in den Enderfolg . . .¹¹³«

»Adelante, amigos!« ruft er den Soldaten zu und wiederholt die Worte in dem kehligen Dialekt der Indios. Die Männer antworten ihm mit begeisterten Zurufen: »Eviva la revolucion! Eviva il Presidente!« Gewehre werden geschwenkt, die Flöten schrillen, Staub steigt in weißbrötlichen Schwaden auf.

Benito Juarez wendet sich an den neben ihm stehenden General Porfirio Diaz. »Wir müssen die Armee teilen«, sagt er, »es sind zu viele für den Kleinkrieg und zu wenige für einen Feldzug. Aber wir werden die Sierra beherrschen, wir werden allgegenwärtig sein in den Pueblos und auf den Haziendas, unsere Verbündeten wohnen in jedem Lehmendorf der Indios und in jeder Armengasse der Städte. Der Boden dieses Landes ist vulkanisch, amigo, wir wollen den Fremden zeigen, daß er Flammen zu schlagen vermag!«

Im Norden des riesigen Kontinents steht die siegreiche Armee General Lees mitten in Pennsylvanien. Bei Gettysburg trifft sie auf das Aufgebot des Nordens unter General Meades. Eine entscheidende Schlacht entbrennt. Drei Tage lang donnern die Salven der Batterien gegeneinander, Tag und Nacht knattert das Gewehrfeuer. Zum ersten Male wird Krieg zur Kraftprobe der Rüstungsindustrien und des Nachschubs. Während die opferbereite Tapferkeit der Südstaatler die beiden ersten Kampftage beherrscht, gewinnt am dritten Tag der Norden durch Einsatz neuer Kanonen, durch Verschwendung einer ungeheuren Menge Munition und ununterbrochenes Trommelfeuer Schritt um Schritt an Boden. Als General Lee seine zusammengeschossenen Batteriestellungen räumt, nachdem er die letzten Granaten verfeuert hat, als er seine geschlagenen Bataillone zurückruft, verfügt er nur noch über zwei Drittel seiner Armee und kaum noch über Artillerie und Munition. Tausende und aber Tausende von Toten liegen vor Gettysburg. Auf dem Schlachtfeld bleibt, bedeckt vom zerfetzten Banner des Südens, die Hoffnung der Konföderierten zurück. Der Norden rührt erneut hoffnungsfroh die Trommeln und zieht siegreich nach Virginien hinab.

Am Tage nach dem Sieg von Gettysburg meldet der Telegraf aus dem Mississippital, daß General Grant die Belagerung des umstürzten Vicksburg siegreich beendet hat. Der Weg über den Strom zum Meer ist frei, die Konföderation ist in zwei Teile gespalten. Der Krieg ist praktisch entschieden. Die Flut der Unions-truppen ergießt sich nach New Orleans hinab, wehrlos fallen die reichen Plantagen des Hochufers in die Hände der Yankees. Lange vor dem Tag von Vicksburg ist auch »Port de Lis« besetzt worden.

Als Abraham Lincoln nach den Sorgen der vergangenen Zeit glaubt aufatmen zu können, bricht eine Pockenepidemie aus. Die Regierung und mit ihr die Familie Lincoln ist wieder nach Washington zurückgekehrt, aber das Weiße Haus wird zum Krankenhaus.

»Jetzt«, sagt der Präsident, der selber an den Pocken erkrankt ist, »mögen die Postenjäger kommen. Jetzt habe ich doch etwas, das ich allein geben kann¹¹⁴!«

Trotz der Siege ist man auch im Norden kriegsmüde. Der lange währende Kampf hat zu viele Opfer an Blut und Entbehrung gekostet. Die Lebensmittel sind knapp und kaum zu erschwingen.

Viel schwerer als der Norden ist das Gebiet der Südstaaten und vor allem Virginien getroffen. Im Herbst 1863 wird in Richmond das Faß Mehl, für das man einst fünfzehn Dollar gezahlt hat, um hundert Dollar gehandelt, im Winter bezahlt man bereits fünfhundert Papierdollar für das Faß. Es ist ein schlechter Trost für die Südstaaten, daß auch die Papiergeldnoten des Gegners stark im Kurs gefallen sind. Der Bankier der Union, Mr. Jay Cooke in New York, bringt immer wieder Deckung und Kredit auf, um die Kriegsmaschine in Gang zu halten, während der Süden bereits gezwungen ist, den alten Familienschmuck, den silbernen Hausrat und die goldenen Eheringe zu opfern.

Für die Konföderierten geht der Kampf jetzt um das nackte Dasein. Die anfängliche Begeisterung wandelt sich in stumme Verzweiflung und finstere Todesbereitschaft. Die Verluste Lees sind so schwer, daß während des Winters 1863 die allgemeine Mobilmachung der Südstaaten für alle Männer zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren befohlen wird.

Lincoln ruft nur noch Freiwillige auf. Auf seinen Appell melden ihm die Weststaaten Indiana, Illinois und Ohio und seine alte

Heimat Kentucky: »Wir kommen, Aby! Wir sind hunderttausend Mann!«

Vor diesen Männern, deren erste Aufgebote bereits im November eintreffen, hält der Präsident auf dem Schlachtfeld von Gettysburg eine programmatische Rede, die beweist, daß er immer noch nicht von Haß und Kriegspsychose überwältigt ist und nur an das gemeinsame Schicksal des amerikanischen Volkes denkt. Mitten im Kriege bereitet er bereits die kommende Versöhnung vor.

»Vor siebenundachtzig Jahren schufen unsere Väter auf diesem Kontinent eine neue Nation, geboren in Freiheit und geweiht der Idee, daß alle Menschen gleich geschaffen seien. Heute sind wir in einen großen Bürgerkrieg verwickelt, der die Probe liefern soll, ob diese Nation oder ob irgendeine in dem gleichen Sinne verstandene Nation ein langes Leben haben kann.

Uns ist die Aufgabe geblieben, das große Werk zu vollenden. Möge das Beispiel der auf dem Felde der Ehre Gefallenen uns begeistern zu gesteigerter Hingabe an die Sache, für die sie das Letzte, für die sie alles hingegeben haben! Laßt uns hier den Schwur leisten: Die Toten sollen nicht vergeblich gestorben sein! Möge unsere Nation mit Gottes Hilfe zu neuer Brüderlichkeit und Freiheit erstehen, möge die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk niemals von der Erde verschwinden!«

Doch der Bürgerkrieg ist noch nicht zu Ende . . .

Einige tausend Meilen weiter südwärts hebt sich der Vorhang vor dem zweiten Akt des mexikanischen Dramas.

Am 10. April 1864 trifft die Delegation, die Erzherzog Maximilian offiziell die Krone Montezumas anbieten wird, in Schloß Miramar ein.

Die im Hafen liegenden Kriegsschiffe haben über die Toppen geflaggt, Triumphpforten sind errichtet. Der Frühling hat die Terrassen über der blauen Adria mit dem Rosa blühender Pfirsich- und Mandelbäume, mit dem Gelb der Forsythien und dem Weiß des Jasmin geschmückt. Don José Gutierrez de Estrada ist Präsident der Delegation, der auch Don José Hidalgo angehört. Der feierliche Zug der Mexikaner naht sich von der Wasserseite des Schlosses her, die Herren tragen die Galatracht der Diploma-

ten, ihre Brust ist von Ordenssternen übersät. Die Kaiserjäger auf den Terrassen präsentieren.

Im großen Zeremoniensaal des Schlosses wartet das hohe Paar – Maximilian in der Paradeuniform eines Admirals der k. u. k. Marine, ein bleicher, hochgewachsener Mann von adeliger Erscheinung, neben ihm seine Gemahlin Charlotte in großer Hofrobe.

Die Mexikaner verneigen sich tief, als Gutierrez in spanischer und französischer Sprache ein Dokument zu verlesen beginnt, in dem von »Liebe ohne Ende« und »unerschütterlicher Treue« die Rede ist. Der Sinn der mit südländischem Temperament vorgetragenen Sätze ist: Mexiko bietet Erzherzog Max die Kaiserkrone an.

Der Habsburger Prinz weiß nichts davon, daß das eigentliche Mexiko von jenen wilden Banden verkörpert wird, die durch die Sierra heranziehen; er ahnt nicht, daß dieser angeblich vom mexikanischen Volk beauftragte Don Gutierrez höchstens für eine Schar von Emigranten, eine Handvoll Hazienderos und eine Gruppe von Katholiken spricht.

Maximilian ist wie berauscht von der Aussicht auf die ruhmreiche Aufgabe, vor die er sich gestellt sieht, sein Blick ist geblendet vom Glanz einer Traumkrone.

Er antwortet nicht ohne Bewegung, indem er den Text in spanischer Sprache vom Blatte liest:

»Ich kann mich dank dem Ausspruch der Notabeln von Mexiko mit Berechtigung als den Erwählten des mexikanischen Volkes betrachten. Auch die Bürgschaften, von denen während einer früheren Anwesenheit der Delegation gesprochen wurde, sind dank der Großmut des Kaisers der Franzosen erfüllt. Darum darf ich die Krone annehmen und werde mich bemühen, in unermüdlicher Arbeit für Freiheit, Ordnung und Größe sie für ein unabhängiges Mexiko zu tragen ...«

Die Versammlung bricht in begeisterte Rufe aus: »Es lebe Kaiser Maximilian! Es lebe Kaiserin Charlotte!« Die Kriegsschiffe im Hafen feuern Salut, gleichzeitig steigt am Flaggenmast von Miramar die mexikanische Kaiserstandarte hoch. In silbernen Schalen liegen die telegrafischen Glückwünsche Napoleons, der Kaiserin Eugenie und anderer hoher Persönlichkeiten.

Don José Hidalgo benützt die Gelegenheit und erbittet für sich als den künftigen Gesandten Mexikos in Paris eine Erhöhung des vorgesehenen Gehaltes von sechzigtausend auf neunzigtausend Franken. Der Vertreter des französischen Bankkonsortiums legt unmittelbar nach dem Tedeum die Akten zur Unterschrift vor, durch die sich das neue Kaiserreich zur Bezahlung der früheren Staatsschulden und von zwölf einhalb Prozent Zinsen für eine neue Staatsanleihe verpflichtet.

Am 27. Mai 1864 nähert sich die »Novara« – das Kriegsschiff, auf dem Kaiser Maximilian und sein Gefolge reisen – der Küste von Mexiko. Gutierrez und Hidalgo haben es vorgezogen, auf gut dotierten Gesandtenposten in Europa zurückzubleiben, da ihnen der Boden Mexikos zu vulkanisch erscheint.

Der Kaiser hat die Muße der Überfahrt dazu benützt, ein Zeremonien- und Etikettebuch von sechshundert Druckseiten zu verfassen.

Der Telegraf, dessen Depeschen man zuletzt auf den Azoren an Bord genommen, hat nichts Gutes aus dem Norden Amerikas gemeldet. Generalleutnant Grant, der Oberbefehlshaber der Unions-truppen, dringt in zähem Buschkrieg in Virginien vor. Im Mississippital scheint der Kampf beendet zu sein, der Osten der konföderierten Staaten ist abgeschnitten.

Aber noch steht General Lee im Felde; der Süden wird alle Anstrengungen machen, das Blatt noch zu wenden.

Beim Passieren der Campechebank, als an Backbord der ferne, blaue Strich der Yukatanküste vorüberzieht, begegnet die »Novara« einem großen Schiff, das die Flagge der Union gesetzt hat. Später, nach der Landung, erfährt man, daß auf diesem Dreimaster der Gesandte der USA Mexiko verlassen hat – kein guter Empfang für den Kaiser.

Am 28. Mai wirft die »Novara« im Hafen von Vera Cruz Anker. Die flach an den Strand gebaute Stadt hat geflaggt, auf den Kais und an den vom Hafen aus sichtbaren Straßeneingängen sind blumengeschmückte Triumphpforten errichtet. Französisches Militär steht in langen, weiß-blauen Linien in Paradeaufstellung. Kommandos ertönen, von den Forts rollt donnernd der Salut der Kanonen. Die Glocken läuten.

Freundlich winkend stehen Maximilian und Charlotte an der Reling der Brücke und sehen gespannt den heranrudern den Schaluppen entgegen.

»Dieser Tag erfüllt all unsere Wünsche«, sagt Kaiserin Charlotte beglückt. Aber als sie den Boden Mexikos betritt und sich umschaute, fragt sie unsicher werdend: »Wo ist die Bevölkerung? Ich sehe nur Soldaten. Der Hafenplatz ist leer!«

Über Maximilians Stirn huscht ein Schatten.

Wenige Tage später treten sie die Fahrt ins Innere des Landes an. Eine lange Reihe von Kutschen bewegt sich über die steinige Straße durch die Küstenebene. Rechts und links wechseln vernachlässigte Plantagen mit Gestrüpp, Kaktuswildnis, urwaldartigem Gebüsch und weiten, sandigen Strecken.

Die Dörfer, die der Zug berührt, bestehen aus runden, roh geschichteten Steinwällen und Lehmhütten, die mit Schilf oder Laubwerk gedeckt sind. Manchmal sind es nur steingeschichtete oder aus Erde gebaute Höhlen, in denen Indios hausen.

Nirgendwo sieht man winkende Menschen, nicht einmal die Alkalden lassen sich blicken. Das Land ist wie ausgestorben. Die Wege spotten jeder Beschreibung. Holpernd und stoßend suchen sich die Wagen ihre Bahn durch tief eingefahrene Feldwege und ausgetrocknete Bachläufe.

Dann geht es ins Gebirge. Der Dschungel mit dampfendem Brodem nimmt sie auf. Geruch von Moder und Verwesung liegt in der Luft. Ein schreckliches Unwetter bricht aus, Blitze züngeln vom aufgerissenen Firmament.

Jenseits des verschneiten Passes von Orizaba treten sie in die Hochebene von Anahuac ein – eine seltsame, von Vulkankegeln umstandene, weltverlorene Landschaft, in der es kaum noch Plantagen und Siedlungen gibt. Kürassiere und Jäger zu Pferd traben dicht geschlossen zur Seite der kaiserlichen Karosse. Kaiserin Charlotte fragt, weshalb die Soldaten beim Durchreiten von Schluchten oder Wäldern die Karabiner quer in den Sätteln tragen und die Offiziere die Säbel ziehen.

Neben der Equipage des Kaiserpaares reitet Oberst Don Miguel Lopez, ein riesiger, schwarzhaariger, einem griechischen Gott gleichender Mexikaner. Er verneigt sich höflich und antwortet lächelnd:

»Es wäre immerhin möglich, Majestät, daß es einige Narren gäbe, die den Vorzug noch nicht zu schätzen wüßten, von so schöner Hand regiert zu werden!«

Charlotte weiß, was diese Antwort bedeutet. In dem Kaiserreich Mexiko gehört ihr und ihrem Gatten vorerst nur ein Streifen

Land, der nicht weiter reicht, als die Flintenkugel aus einem Soldatengewehr fliegt. In den Bergen und Wäldern wartet ein unsichtbarer Feind auf seine Stunde.

Am Mexikosee liegt das kaiserliche Lustschloß Chapultepec. Zwischen tausendjährigen Zedern, die wie riesenhafte Wachtposten inmitten der lichtüberfluteten Herbstlandschaft stehen, steigt das massive, geschmackvoll gebaute »Schönbrunn von Mexiko« mit seinen Gebäuden auf die gleiche Anhöhe hinauf, die einstmals Montezumas Landhaus getragen hat. Gerüste ragen an den Fassaden auf, braunhäutige Indios hantieren mit Mörtel und Kelle. An den steil abfallenden Terrassen stehen französische Posten, die Gewehre im Arm und die Gebüsche und Wege aufmerksam beobachtend.

Das Kaiserpaar ist nach Chapultepec geflüchtet, weil es in dem kasernenartigen, häßlichen Schloß von Mexiko-Stadt zu ersticken glaubte.

Mexiko hatte das Kaiserpaar mit einem glänzenden Theatercoup empfangen. Als die kaiserliche Equipage sich beim Wallfahrtsort Guadalupe dem Weichbild der Stadt näherte, war sie von Hunderten blumengeschmückter Wagen – vollbesetzt mit Kavalieren in der prachtvollen Landestracht und mit Damen in Spitzenmantillen und Seidenkrinolinen – empfangen worden. Militär säumte die Wege, die Uniformen französischer Generäle und mexikanischer Offiziere blitzten.

Mit gezogenem Dreispitz meldete sich der Befehlshaber Bazaine zusammen mit dem französischen Gesandten Marquis de Montholon.

Um so enttäuschender war der eigentliche Einzug in Mexiko!

»Etwa hundert Eckensteher, Wasserträger, Straßenjungen und sonstiges Gesindel laufen dem Zuge voran mit langen Zuckerrohrstöcken, daran ein Lappen Zeug gebunden ist. Das soll eine Fahne vorstellen. Sie schreien: ›Che viva el emperador!‹ Musikbänden, aus allen Kneipen zusammengestellt, halbnackte Indianer mit Blasinstrumenten, machen ein unbeschreibliches Getöse...¹¹⁵«

Das Volk fehlte auch in der Hauptstadt...



Der österreichische Erzherzog Maximilian als Kaiser von Mexiko

Der Kaiser läßt sich nicht entmutigen. Er ist fest entschlossen, sich die Liebe und Achtung dieses schweigenden, feindseligen Volkes zu erwerben. Jeden Montag finden großartige Bälle statt, zu denen

die diplomatischen Vertreter der europäischen Mächte und die vornehmen Kreolenfamilien mit ihren schönen Töchtern und Frauen geladen werden. Die edelsten Wein- und Sektsorten kommen auf die mit Silber und Porzellan reich bestellte Tafel, die Köche sind berühmte Pariser Gastronomen.

Kaiser Maximilian ist trotz aller Gastfreundschaft oftmals ungehalten über die Schrankenlosigkeit seiner Gäste. In seinem geheimen Tagebuch vermerkt er:

»Die Diplomaten fressen und saufen sich an, daß sie gewöhnlich nach Tisch nur noch unartikulierte Töne lallen. Unser Hofreglement, ein dickes, gedrucktes Buch – eine Riesenarbeit – ist endlich fertig geworden. Ich darf mir schmeicheln, wohl das Vollkommenste erreicht zu haben, was bisher in dieser Art gemacht worden ist . . .«

Vormittags unternimmt der Kaiser lange Ausritte in die Umgebung, wobei er oft ohne ausreichende Leibwache, nur von seinem Adjutanten – einem Hünen von Gestalt – begleitet, bis an den Rand der gefährlichen Sierra vordringt. Die Nachmittage gehören der Arbeit in seinem Kabinett. Langsam versucht er die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen. Er ist voll guten Willens und hat die besten Absichten.

Im Arbeitszimmer Maximilians hängen zwischen den schweren Vorhängen aus Brüsseler Samt altmexikanische Türkismasken und gekreuzte Obsidianschwerter aus der Aztekenzeit. Der Blick geht durch die hohen Fenster in den üppig wuchernden Park. Auf dem Schreibtisch liegen Stöße von Eingaben, Beschwerden, Ministerentscheidungen und Berichten.

Zuoberst findet der Kaiser wie fast jeden Tag in scharfem Ton gehaltene Beschwerden französischer Kommandostellen gegen mexikanische Offiziere oder zivile Dienststellen.

Maximilian lehnt sich erschöpft zurück und bedeckt sein Gesicht mit den Händen.

Bazaine, denkt er, an allem ist dieser Bazaine schuld . . .

Kaiser Napoleon hat den Führer des französischen Expeditionskorps zum Marschall von Frankreich ernannt und mit fast unbegrenzten Vollmachten ausgestattet. Diese Überfülle an Befugnissen führt zu ständigen Reibereien mit der Regierung, weil die Zuständigkeiten nach keiner Seite hin abgegrenzt sind. Franzosen

beschweren sich über Mexikaner und Mexikaner über Franzosen, und der Kaiser soll entscheiden.

Die Granden Mexikos verlangen, daß er zu seinem Volke stehe, aber was soll geschehen, wenn die Franzosen sich verärgert zurückziehen? Der Thron Maximilians steht und fällt mit der Hilfe Frankreichs.

Bazaine und die dreißigtausend französischen Soldaten haben die Juaristas weit nach dem Norden gejagt. Es gibt kein offenes Gefecht, in dem die Freischaren der Indios den Franzosen standhielten. Doch was nützen alle Siege im Norden und Süden des Landes, wenn sie nur die Banden zersprengen oder in die Gebirge und Wälder treiben, aber dem ewigen Kleinkrieg kein Ende machen? Die Juaristas laufen auseinander und sammeln sich wieder. Nur die größeren Plätze sind sicher, und auch sie halten sich nur durch die Bajonette der Franzosen. Immer wieder hört man von Überfällen, Attentaten, Bombenwürfen, Brandstiftungen und Morden auf einsam gelegenen Gütern.

Die Gedanken des Kaisers beschäftigen sich mit einer Unterredung, die er gestern mit dem französischen Gesandten Monthon geführt hat. Im Auftrag Napoleons hat ihm der Diplomat nahegelegt, sich um ein Bündnis mit den Republikanern Mittelamerikas, mit Guatemala, Honduras, Salvador und Nicaragua, zu bemühen. Aber wie kann ein Kaiserreich um die Freundschaft republikanischer Nachbarn werben?

Eine solche gutnachbarliche Politik wäre auch schlecht mit den hochfliegenden Plänen Maximilians zu vereinen. Alle diese Zwergstaaten will er dereinst in einem Kaisertum Mittelamerikas zusammenfassen. Wenn der jüngere Bruder Maximilians, Erzherzog Ludwig Viktor, die Hand einer der beiden Töchter des Kaisers Dom Pedro von Brasilien gewinnt, wird das Haus Habsburg Herr über ein neues Weltreich auf dem Boden Amerikas sein.

Es klopft an der Tür des kaiserlichen Arbeitszimmers; der diensttuende Kämmerer, Graf Bombelles, tritt mit tiefer Verbeugung ein. Durch den Türspalt erblickt der Kaiser die Riesengestalt seines getreuen Adjutanten, der in funkelnder Kürassieruniform Wache hält. Viele Besucher scheinen bereits auf den Beginn der Audienz zu warten.

»Der Schatzmeister, Herr von Kuhvacsevich, bittet untertänigst um Audienz, Majestät. Dringende Nachrichten aus Paris und Mexiko-Stadt!«

Der Kaiser nickt ergeben, obwohl er nichts mehr haßt als diese endlosen, demütigenden Gespräche über Geld und nichtbezahlte Schulden. »Er möge Vortrag halten!« sagt er barsch.

Er bietet Herrn von Kuhvacsevich Platz an und fragt, was er Neues zu berichten habe.

»Majestät«, beginnt der Schatzmeister, »die Finanzlage erfordert sofort einschneidende Maßnahmen. Dem Schatzamt sind seit heute morgen die Bedingungen bekannt, unter denen Frankreich die neue Staatsanleihe gewähren will. Sie verraten deutlich die Hand des Finanzministers Fould, der Mexiko als Ausbeutungsobjekt betrachtet und uns für Büttel hält, die dieses Geschäft besorgen sollen.«

»Mäßigen Sie sich, Baron! Frankreich ist unser getreuer und wohlmeinender Verbündeter!«

»Verzeihung, Majestät! Ich bin erregt über das, was man Ihnen und Mexiko zumutet.«

»Bekommen wir die Anleihe oder bekommen wir sie nicht?« fragte der Kaiser ungeduldig. »Das ist die einzige Frage, Baron, die nach Lage der Dinge zu stellen ist. Sie wissen, daß meine Werber gerade in diesen Tagen in Österreich sechstausend und in Belgien zwölfhundert Mann ausrüsten und einschiffen. Das kostet Geld, wir brauchen es dringend. Zudem – wie sollen wir die kostspieligen Feldzüge Bazaines bezahlen, wenn man uns in Paris im Stich läßt?«

»Die Anleihe ist uns sicher, Majestät«, erwidert der Schatzmeister, »aber unter welchen Bedingungen! Mexiko soll einer Erhöhung seiner Staatsschuld um zweihundertfünfzig Millionen Franken anerkennen, während uns nach Abzug aller Provisionen, Zinsen, Vermittlungsgebühren und Unkosten nur siebzig Millionen ausbezahlt werden. Nicht genug mit diesem Wuchergeschäft, Majestät! Das französische Ministerium und die Kammer verlangen, daß unsere einzige sicher fließende Einnahmequelle, die Hafenzölle, künftig durch französische Beamte verwaltet werden. Das bedeutet die Vormundschaft des französischen Gesandten über unsere Entscheidungen und die bedingungslose Auslieferung an Marschall Bazaine!«

Das Gesicht des Kaisers überzieht sich mit zorniger Röte. »Das ist ein Affront«, sagt er empört, »eine Kränkung meiner kaiserlichen Ehre!« Er erhebt sich und tritt dicht vor den Schatzmeister: »Und trotz allem, wir können es uns einfach nicht leisten abzu-

lehnen! Wir brauchen Geld! Ich könnte ohne die französischen Franken nicht einmal mehr die Kosten der Hofhaltung begleichen...«

Herr von Kuhvascseвич blickt den Kaiser bestürzt an.

»Wie Eure Majestät befehlen! Ich werde die Verträge zur Unterschrift vorbereiten...«

Der nächste, der zur Audienz vorgeladen ist, Hofrat Scherzenlechner, ist der ehemalige Kammerdiener und Vertraute Maximilians. Er legt wortlos einige Depeschen vor den Kaiser auf den Arbeitstisch. Es sind Meldungen aus den Vereinigten Staaten über den Fortgang des Sezessionskrieges: Der Unionsgeneral Grant steht vor der Hauptstadt Virginiens und hat die Einschließung Richmonds begonnen. Eine zweite Armee unter Sherman stößt vom Mississippi her vor; Sherman hat die Stadt Atlanta in Brand geschossen und jagt die zertrümmerten Armeen Lees gegen das Meer. Das sind Nachrichten, die Juarez und seinen Anhängern neuen Auftrieb geben werden. Als Scherzenlechner gegangen ist, meldet Graf Bombelles Seine Eminenz, den Apostolischen Nuntius, und Seine Exzellenz, den Kabinettschef Eloin.

Der Kaiser erhebt sich, den Nuntius mit gebührender Ehrfurcht zu begrüßen. Als vor einigen Tagen der Sonderbotschafter des Heiligen Stuhles in Mexiko eintraf, wurde er mit höchsten Ehrungen empfangen. Der Nuntius zelebrierte im Dom von Mexiko ein feierliches Hochamt, und am Abend gab es ein Galadiner im Schloß Chapultepec. Das Sendschreiben des Papstes, das der Erzbischof überbrachte, war indes alles andere als erfreulich. Die katholische Kirche fordert dringend und unverzüglich die Wiederherstellung ihrer alten Rechte und Freiheiten in Mexiko. Alle Besitztitel aus der spanischen Kolonialzeit sollen erneuert werden. Die Durchführung dieser Maßnahmen erscheint selbst dem Kaiser unmöglich, da sich inzwischen neue Rechtsverhältnisse ergeben haben, die nur durch neues Unrecht wieder aufgehoben werden könnten.

»Majestät«, erklärt der Nuntius, »werden als getreuer Sohn der Kirche nicht zögern, zu geben, was unser ist. Es ist notwendig, die antikirchlichen Gesetze des Usurpators Juarez sofort aufzuheben, alle ketzerischen Bekenntnisse zu verbieten, die religiösen Ordensgesellschaften durch Erstattung der Klostergüter wieder auf-

leben zu lassen, die Jugenderziehung künftig in kirchliche Hände zu legen und die katholische Religion, wie es einst gewesen, wieder zur Staatsreligion zu erklären . . .«

Bevor der Kaiser, verwirrt und bestürzt, zu antworten vermag, ergreift Kabinettschef Eloin das Wort. Seine Worte sind konzipiant, sie werben um Verständnis und Nachsicht. Er vergleicht die große Bodenreform des Juárez mit der Einziehung der Kirchen- und Adelsgüter durch die französischen Revolutionäre. In Frankreich wie in Mexiko seien diese Güter meist an die ehemaligen kleinen und mittellosen Pächter und Landarbeiter verteilt worden. In Mexiko sei das Schicksal dieser Neubauern auf Gedeih und Verderb mit jeder Regierung verbunden, die ihnen ihren Besitz garantiere. Man müsse aus den geschichtlichen Erfahrungen lernen. Fehler, die gemacht worden seien, dürften nicht durch neue Fehlmaßnahmen zu noch schlimmerem Ende gebracht werden.

Das Gespräch, an dem sich der Kaiser mit dem vergeblichen Versuch einer ausgleichenden Vermittlung beteiligt, endet ohne Ergebnis. Maximilian ist entschlossen, die Bodenreform des Juárez und die Freiheit der Religionsausübung nicht anzutasten, selbst wenn er damit seine beiden festesten Stützen verlieren sollte: den katholischen Klerus und den konservativen Grundadel.

In später Nacht brennen noch die Lampen in den Privatgemächern des kaiserlichen Paares. Beide Ehegatten schreiben an ihre mächtigste Helferin, an Kaiserin Eugenie von Frankreich.

Charlotte – temperamentvoll und energischer als Maximilian – nennt die Dinge offen beim Namen:

»Tatsächlich zeugt es gleichsam von einem kranken Hirn, einer Blindheit, einer Halsstarrigkeit, an die nichts heranreicht, zu behaupten und aufrechtzuerhalten, das von Haß gegen die Theokratie durchtränkte Land wünsche, daß man der Geistlichkeit ihre Güter zurückgebe. Das ist gerade so, als käme man mitten im strahlenden Sonnenschein, um uns zu erklären, daß es Nacht sei . . .«

Der Kaiser appelliert vorsichtig an die zugesagte Hilfestellung Frankreichs in den Anfangsschwierigkeiten seiner Regierung.

»Jetzt handelt es sich darum, eine letzte Anstrengung zu machen, die das Werk krönen wird. Im gegenteiligen Fall wird es in einigen Monaten vielleicht schwer und unnütz sein. Sie, meine gute Frau Schwester, die Sie so viel für dieses Land getan haben, werden es nicht verlassen, und überdies vertraue ich auf die Hand, die am 10. April 1864 jene bedeutsamen Zeilen schrieb: ›Zählen Sie immer auf meine Freundschaft und Unterstützung!‹ . . .«

Sorgenvolle Gedanken quälen den jungen Kaiser. Wird Eugenie, die das mexikanische Abenteuer im Gedenken an die Restauration der Kirche in Mexiko begann, sich nicht auf die Seite Roms stellen? Wird die Gattin Napoleons III. und Kaiserin der Franzosen einen neuen Kurs einschlagen, wenn es die politische Lage Frankreichs erfordern sollte? Auf die Versprechungen Napoleons darf man nicht bauen. Sein Weg zu Präsidentschaft und Kaisertum ist mit gebrochenen Schwüren und vergessenen Versprechungen gepflastert! Und doch: Napoleon und Eugenie sind die einzigen Säulen, auf denen der Thron Maximilians in Mexiko ruht.

Im Norden des Kontinents neigt sich der Sezessionskrieg dem Ende entgegen. Von morgen an werden die USA ihre Aufmerksamkeit wieder den Vorgängen in Mexiko zuwenden können und die Prinzipien der Monroedoktrin machtvoll verteidigen.

Der Tod hält die Bank

Die Endphase des Sezessionskrieges ist eine Schreckenszeit für die geplagten Menschen der Südstaaten.

Im Herbst 1864 bricht der Unionsgeneral Sherman zusammen mit General Thomas vom Südwesten her in Georgia ein. Seiner in breiter Front vorrückenden Armee folgen auf dem verheerenden Zuge quer durch das Land Tausende befreiter Neger, die ihre junge Freiheit zu Raub, Mord und Plünderung mißbrauchen. Am 1. September 1864 stehen die Unionstruppen vor Atlanta, der Hauptstadt Georgias. Hier liegen die großen Nachschubmagazine der Konföderierten. Als Sherman die Zivilbevölkerung auffordert, die umschlossene Stadt zu räumen, strömen auf den wenigen Straßen, die noch frei sind, die Familien geflüchteter Plantagenbesitzer, die Verwundetentransporte und all der Mob, den Kriege

aufführen, aus der verlorenen Stadt. Ineinanderverkeilte Wagenkolonnen versperren die Wege. Da fast alle Männer eingezogen sind, müssen Frauen oder Kinder die Zügel führen und die Handwagen schieben. Furchtbare Szenen spielen sich ab, als Grant das Bombardement eröffnen läßt, bevor noch die letzten hastenden und schreienden Menschen die Stadt verlassen haben.

Orgelnd und krachend fallen die Artilleriegeschosse in die Straßen, Magazine gehen in Flammen auf, Brände sperren die Gassen, der Feuerwind wirbelt Dächer und Gebälk in die Luft. Im Bahnhofsbereich liegen Tausende von verwundeten Soldaten auf den Gleisen und warten vergeblich auf den Abtransport. In dem raucherfüllten Gewirr der Stadt hört man die Schreie der Eingeschlossenen. Negerbanden dringen in die Häuser der Vorstädte ein und plündern.

Am nächsten Morgen rückt General Sherman in die immer noch brennende, untergehende Stadt ein. Der Strom der Flüchtlinge verrinnt weit im Lande, Damen der Gesellschaft, die einstmals vierspännig zu fahren pflegten, graben in den Feldern und Hausgärten nach ein paar Kartoffeln und Gemüsestrüngen. Um den Besitz eines Brotes fallen sich Menschen wie Wölfe an, die Straßen Georgias sind mit Toten und weggeworfenem Hausrat besät.

Von Atlanta aus läßt Sherman seine Armee auf mehreren Straßen durch Georgia marschieren, um die Moral der Südstaatler zu brechen. Von General Lee, dem Oberkommandierenden des Südens, ist nichts mehr zu befürchten, da er durch Grant im Norden gebunden ist und der Heimat keine Hilfe schicken kann.

Die Unionstruppen singen das Lied »Marching through Georgia«:

»So schufen wir der Freiheit eine Gasse durch das Land,
fünzig Meilen breit, dreihundert bis zum Strand;
der Verrat floh vor uns, weil umsonst sein Widerstand
auf unserem Marsch durch Georgia...«

Die Freiheitsgasse der Regimenter Shermans ist gezeichnet durch niedergebrannte Plantagen, umgehauene Obsthaine, verkohlte Häuser und zerstörte Eisenbahnlinien. General Sherman veröffentlicht einen Brief an die niedergeworfene Bevölkerung des Landes, der an allen Straßenecken angeschlagen wird.

»Wir wollen Gehorsam gegen die Gesetze der Union. Das werden wir durchsetzen, und wenn das die Zerstörung eures Eigentums bedeutet, können wir es nicht ändern. Ich wiederhole es: Nach der Grundakte der Union haben die USA ein Anrecht auf Georgia, das sie nie aufgeben werden. Ferner hat der Süden den Krieg begonnen, bevor er nur im geringsten provoziert war. Ich selbst sah in Missouri, Mississippi, Tennessee, Kentucky Hunderte, ja, Tausende von Weibern und Kindern, die vor euren Armeen und Streifscharen flohen, hungrig und mit blutenden Füßen. In Memphis, Vicksburg und am Mississippi ernährten wir manche tausend Familien von Soldaten der Konföderierten, die wir nicht Hungers sterben lassen wollen. Nun – da der Krieg zu euch kommt – fühlt ihr ganz anders. Jetzt verabscheut ihr seine Schrecken, die ihr nicht fühltet, als ihr Wagenladungen voller Soldaten, Waffen, Munition nach Kentucky und Tennessee schicktet, um die Heimat eines guten Volkes zu zerstören, das nichts wünschte, als in Frieden unter seiner vererbten Regierung zu leben . . .«

Der Krieg trifft die stolzen Herren des Südens. Vorüber sind die Ausmärsche mit klingendem Spiel, mit Blumen aus zarter Damenhand, mit wehenden Bannern und dem begeistert gesungenen »Dixie«. Krieg ist im Lande, er ist nackt, brutal, schonungslos, und die einstigen Besitzer riesiger Vermögen und großer Plantagen müssen erkennen, daß Krieg kein verwegener Jagdritt mit blanker Klinge und Hussah und Horrido ist, sondern Blut, Brand, Raub, Hunger und Zerstörung.

Die Hauptarmee der Union unter General Grant steht in dieser Zeit vor Richmond, die Beschießung der Stadt hat begonnen. Furchtbar sind die Leiden der Bevölkerung. Man nährt sich im Frühjahr 1865 in der belagerten Stadt von Ratten und Katzen. Erst als die Regierung Jefferson Davis sich durch Flucht der Gefangennahme entzogen hat, heißt Richmond Anfang April die weiße Flagge. Durch ein geschicktes Manöver gelingt es den Unionstruppen, die Rückzugsbewegung General Lees abzuschneiden und ihn mit dem zerschlagenen Rest seiner Armee bei Appomatox zu umstellen. Am 9. April kapituliert der Oberbefehlshaber der Konföderierten.

Als Grants hunderttausend Mann Spalier bilden, um den Marsch der letzten Südstaatler in die Gefangenschaft zu erleben, erschrecken sie, als sich die grauen, zerlumpten Kolonnen aus-

gehöhlter, halb verhungelter Männer mit alten Gewehren und ein paar ausgeschossenen Kanonen – insgesamt kaum sechszwanzigtausend Mann – aus dem Lager bewegen. Es ist das grausige Ebenbild in einem vernichtenden Bürgerkrieg, der zweieinhalb Millionen Soldaten in Marsch gesetzt, neunzigtausend Menschen den Tod auf dem Schlachtfeld und zweihundertsiebzigtausend den Tod in den Spitälern gebracht hat. Die Staatsschuld der Union ist auf drei Milliarden Dollar gestiegen.

In den letzten Monaten der Kriegsjahre hat der Wahlkampf um die Wiederwahl Präsident Lincolns eingesetzt. Der Präsident ist vielen Angriffen ausgesetzt. Auch aus den eigenen Reihen der Republikaner stehen die Gegner auf und präsentieren ihre Rechnung. Ihnen allen, die Rache und Schadenersatz fordern und den Tag des großen Beutemachens im Süden greifbar vor sich sehen, ist Abraham Lincoln zu versöhnlich, zu menschlich, zu gemäßigt.

Private Schwierigkeiten bieten der feindlichen Presse breite Angriffsflächen. Mary Lincoln steckt tief in Schulden und versucht immer wieder ihre Gläubiger durch den Hinweis auf die sichere Wiederwahl ihres Gatten zu trösten:

»Die republikanischen Politiker müssen meine Schulden bezahlen. Hunderte von ihnen sind durch meinen Mann ungeheuer reich geworden, und es ist nur recht und billig, daß sie mir jetzt aus der Verlegenheit helfen...«

Lincoln ist völlig erschöpft und am Rande seiner Kräfte. Er gesteht Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin von »Onkel Toms Hütte«:

»Ich werde den Frieden nicht mehr erleben, dieser Krieg bringt mich um!«

Am Wahltag geben die Masse der Farmer und Arbeiter des Westens und die begeisterten Truppen den Ausschlag. Lincoln wird wiedergewählt. Im März 1865 tritt er seine zweite Präsidentschaft an, am 9. April kommt die Nachricht vom Ende des Krieges. Die Häuser Washingtons sind beflaggt, zwei Tage lang marschieren die siegreichen Regimenter der Potomacarmee unter den Generälen Meade und Sherman an der Estrade vorüber, die für den

Präsidenten und die Regierungsmitglieder am Eingang des Weißen Hauses errichtet worden ist.

In der Nacht zum 12. April hat Abraham Lincoln einen seltsamen Traum; bestürzt berichtet er am Morgen seiner Gattin und dem Freunde Ward Lamon von dem nächtlichen Schrecken. Ihm träumte, er sei, durch lautes Weinen im Weißen Hause aufgeweckt, in der Dunkelheit in die unteren Räume gegangen und habe, mit einem Kerzenleuchter umherwandernd, im großen Ostzimmer zu seiner Überraschung einen blumengeschmückten Katafalk gesehen, vor dem Soldaten Wache hielten. Er habe die Soldaten gefragt und die Antwort erhalten, der Tote sei der Präsident, den ein Meuchelmörder umgebracht habe.

In der Nacht von Donnerstag auf den Freitag träumt Lincoln, er befinde sich in einem seltsamen Fahrzeug und bewege sich, von unsichtbarer Strömung fortgerissen, auf einen dunklen Abgrund zu. Jeden Tag finden lange Kabinettsberatungen statt, wo der Kurs gegenüber den besiegten Südstaaten festgelegt werden soll. Die Minister wünschen scharfe Maßnahmen: langjährige Besatzung, Umerziehung der Rebellen, Beschlagnahme der großen Güter, Kammern, die über die Schuldigen urteilen sollen, Nordstaatenkommissare, die Hand auf die öffentlichen und privaten Vermögen legen, Umbesetzung aller Posten und Entfernung aller ehemaligen Konföderierten aus den Ämtern. Den unerbittlichen Forderungen seines Kabinetts stellt Abraham Lincoln die Forderung nach Vernunft und Aussöhnung gegenüber.

»Wenn wir klug und besonnen sind, werden wir die Südstaaten wiederbeleben und ihre Regierungen in erfolgreiche Tätigkeit bringen, damit Ordnung herrscht und die Union wiederhergestellt wird...

Im Kongreß gibt es viele, deren Beweggründe, wenn sie überhaupt gut sind, nicht verwirklicht werden können; Leute, die von Haß und Rachsucht besessen sind, wie ich sie nicht empfinde und niemals teilen werde. Ich hoffe, es kommt zu keiner Verfolgung, zu keinen Bluttaten nach dem Kriege. Niemand darf hoffen, daß ich zugeben werde, die Gegner von gestern nun abzuurteilen und – selbst die schlimmsten unter ihnen – etwa zu hängen oder anders zu töten...¹¹⁶«

Es kommt zu keinem Beschluß.



Attentat auf Abraham Lincoln, 1865

Am Nachmittag des 14. April, einem Freitag, fährt Abraham Lincoln mit seiner Frau Mary mit dem Wagen aus. Er spricht von seinem Plane, nach Ablauf der zweiten Präsidentschaft nach Kalifornien zu gehen und dort eine Anwaltspraxis zu eröffnen. Es ist ein heiterer, sorgloser Tag.

Nach dem Abendessen, das man gemeinsam mit General Grant einnimmt, fahren die Wagen vor; um acht Uhr beginnt die Festvorstellung im Theater.

Als der Präsident, wie immer im schwarzen Gehrock und Zylinder, die flaggengeschmückte Loge betritt, erhebt sich ein Jubelsturm. Aby grüßt lächelnd die Menge und läßt sich in seinen geliebten Schaukelstuhl nieder, während er Marys Hand in der seinen hält. Die übrigen Ehrengäste haben die Plätze im Hintergrund der Loge eingenommen.

Das Spiel beginnt. Als sich der Vorhang zum dritten Akt hebt, öffnet sich die rückwärtige Logentür. Ein junger Mann steht im hellbeleuchteten Türrahmen, zieht eine langläufige Pistole und schießt den Präsidenten von rückwärts in den Kopf. Den Adjutanten Grants, der sich auf den Mörder wirft, verwundet er mit

einem Messer, schwingt sich über die Logenbrüstung und springt auf die Bühne. Inmitten der Szene hebt er die bluttriefende Waffe. Der Ruf »Sic semper tyrannis!« – »So möge es allen Tyrannen ergehen!« – es ist der Wappenspruch des besiegten Virginien – dringt wie ein Racheschrei in das Dunkel des Zuschauerraumes. Einen Augenblick später ist der Attentäter in den Kulissen verschwunden, draußen hört man den Hufschlag eines davongaloppierenden Pferdes.

Mit Mühe gelingt es den Offizieren, eine Panik zu verhindern; der Präsident wird vorsichtig in ein dem Theater gegenüberliegendes Haus getragen – es ist zehn Uhr fünfzehn.

Am Morgen stirbt Abraham Lincoln, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Der Attentäter – ein Schauspieler aus den konföderierten Staaten – hat dem Süden den schlechtesten Dienst erwiesen. Der Mann, der als einziger den Rachegelüsten der Sieger Einhalt gebieten konnte, ist tot. Nun vermag nichts mehr den Süden vor der Vergeltung zu retten.

Der Sieg der Union hat unmittelbare Rückwirkungen auf die Lage in Mexiko. Der Oberkommandierende des Nordens, Generalleutnant Grant, entsendet als stumme, aber deutliche Drohung die Heeresgruppe Sheridan an die mexikanische Grenze und versorgt die Juaristas reichlich mit Waffen und Munition. In Paris protestiert der nordamerikanische Gesandte beim Außenminister Napoleons III. gegen die Anwesenheit europäischer Truppen auf dem amerikanischen Kontinent. Die französische Regierung erklärt mit verbindlicher Nachgiebigkeit, die Zurückziehung des Expeditionskorps sei längst angeordnet und werde Zug um Zug durchgeführt.

Die Tätigkeit der Partisanen in der Sierra nimmt zu. Schon tauchen größere Trupps von Juaristas in der Nähe Mexikos und Chapultepecs auf. Zeitweise ist die Nachschubverbindung mit Vera Cruz gefährdet. Die französischen Truppen kämpfen verzweifelt mit einem Gegner, der sich niemals zum Kampfe stellt, der in kühnen Einzelaktionen Dörfer und Plantagen überfällt und sich sofort wieder in seine unauffindbaren Gebirgsverstecke zurückzieht. Bazaine muß seine überbeanspruchten Soldaten in kleine Gruppen aufteilen, um wenigstens allen größeren Orten militärischen Schutz zu gewähren.

Die französischen, österreichischen und belgischen Teilnehmer des mexikanischen Abenteuers sind enttäuscht. Ein französischer Offizier schreibt in seinem Tagebuch:

»In den drei Armeen gibt es vielleicht keine hundert Soldaten, die nicht von dem Berufe, den sie ausüben, angeekelt sind und – da kein Ende abzusehen ist – nicht nach Europa zurückkehren möchten. Mit der Regierung geht es täglich mehr und mehr bergab, wir verteidigen nur noch ein Gebäude, das von allen Seiten einstürzt. Es dauert nicht mehr lange, so stehen die vier in der kaiserlichen Armee vertretenen Nationen in hellem Streit miteinander: Die Österreicher vertragen sich nicht mit den Franzosen, und die Belgier wollen um keinen Preis den Befehlen eines Mexikaners gehorchen. Schließlich laufen alle zum Kaiser, und er muß die peinliche Entscheidung auf sich nehmen. Jedem kann er den Willen nicht tun, und so gibt es immer Unzufriedene, die Maximilian grollen ...¹¹⁷«

Marschall Bazaine atmet auf, als er eine geheime Anweisung aus Paris erhält, die Einschiffung der französischen Truppen vorzubereiten. Er zieht seine verstreuten Abteilungen auf einige befestigte Punkte zusammen und beschränkt seine militärischen Aktionen auf Verteidigung der eigenen Linien.

Das flache Land bleibt ohne Schutz. Wo die Franzosen abrücken, ziehen die Juaristas ein und besetzen Städte und Dörfer. Es kommt zu grausamen Racheakten der Partisanen. Vor die Wahl zwischen Monarchie und Republik gestellt, schwenken viele zu Juárez über, weil der Kaiser nicht mehr imstande ist, seine Untertanen vor der Vergeltung der Partisanen zu schützen.

Als sich der Kaiser bei Bazaine über die französische Tatenlosigkeit beschwert, antwortet man ihm mit dem Vorwurf, seine Humanität und Milde gefährde die Sicherheit der französischen Soldaten. Nur energisches Durchgreifen und größte Härte könnten die Dinge wenden. Nach langem Zögern erläßt der Kaiser das Dekret vom 3. Oktober 1865, das den Truppen anheimstellt, jeden Mann, den sie mit der Waffe in der Hand aufgreifen, als Rebellen ohne ordentliches Gericht zu erschießen.

»Von nun an«, sagt Marschall Bazaine, »geht es um Leben und Tod!«

Freilich – nicht für die Franzosen, die ihren Tornister bereits

für die Abreise gepackt haben, aber bestimmt für Maximilian, seine Familie und seine Anhänger.

Der Ton der USA in der mexikanischen Frage verschärft sich nach dem Tode Lincolns. Der Nachfolger des Ermordeten, Andrew Johnson, ein Republikaner, läßt durch den amerikanischen Gesandten in Paris erklären, daß die Geduld der Union am Ende sei und daß man eine Frist zu hören wünsche, bis zu welcher die Franzosen aus Mexiko abzuziehen gedächten.

In Frankreich ist man ängstlich bemüht, die Wünsche der USA zu befriedigen, denn die politische Lage des französischen Kaiserreiches ist denkbar schlecht. Das gehaßte Preußen hat zusammen mit Österreich in Schleswig-Holstein über die Dänen gesiegt und bereitet offensichtlich die entscheidende Auseinandersetzung mit Österreich um die Führung im deutschen Raum vor. Frankreich müßte den Habsburgern zu Hilfe eilen, aber seine Armee ist nicht schlagbereit. In der Kammer und in den Zeitungen wird der Kaiser immer offener angegriffen, man fordert den Abbruch des Abenteuers in Mexiko und die Konzentration der nationalen Kräfte am Rhein.

Was gilt in dieser Situation ein Ehrenwort? Was sind jetzt noch Versprechungen wert, die man einstmals gegeben hat? In dieser Welt der Politiker werden die Tatsachen gewogen. Am 15. Januar 1866 wird Kaiser Maximilian ein Brief Napoleons III. zugestellt:

»Mein Herr Bruder! Ich schreibe Eurer Majestät nicht ohne peinliches Gefühl; denn ich bin gezwungen, Ihnen den Entschluß bekanntzugeben, den ich angesichts all der Schwierigkeiten, die mir die mexikanische Frage bereitet, fassen mußte. Die Unmöglichkeit, von der gesetzgebenden Kammer neue Hilfgelder für den Unterhalt der Truppen in Mexiko zu erhalten, und die Erklärung Eurer Majestät, außerstande zu sein, selber stärker zu diesen Unkosten beizutragen, zwingen mich endgültig, einen Schlußtermin für die französische Besetzung zu bestimmen. In meinen Augen muß dieser Termin so nahe wie möglich gesteckt sein. Der Abzug unserer Truppen wird zwar eine augenblickliche Schwäche bedeuten, aber den Vorteil haben, den USA jeden Vorwand für eine Intervention zu nehmen. Ich wiederhole, daß ich nicht glaube, die Macht Eurer Majestät könne durch eine Maßnahme erschüttert werden, die mir die Gewalt der Verhältnisse auferlegt...«

Das ist der vernichtende Schlag, den Maximilian seit langem befürchtet hat. Kaiserin Charlotte reist im Sommer 1866 übers Meer, um Napoleon umzustimmen und in anderen europäischen Ländern Hilfe zu erbitten. Aber es gibt keine Hilfe mehr für das mexikanische Kaisertum. Der Vater Charlottes, König Leopold I. von Belgien, ist vor wenigen Monaten gestorben; die neue Regierung läßt erklären, daß sie die Anwerbung von Freiwilligen in Belgien verbiete. Mitteleuropa ist durch den Krieg Preußens gegen Österreich voll in Anspruch genommen. Als Charlotte am 9. August in Paris eintrifft, ist die Stadt voller Bestürzung über die Nachricht vom überraschenden Triumph der Preußen bei Königgrätz-Sadowa.

In Frankreich erhebt sich in diesen Tagen der Ruf nach »Rache für Sadowa«. Kaiserin Charlotte findet, wo sie auch vorspricht, taube Ohren und verschlossene Türen. Ihre überbeanspruchten Nerven halten den neuen schweren Belastungen nicht mehr stand; sie verfällt in Wahnsinn. Kurz nach ihrer Abreise hat Kaiser Maximilian sein liberales Ministerium entlassen und sich in seiner Verzweiflung mit den Konservativen verbunden.

»Das Kaiserreich, das die Führer der liberalen Partei entwicklungsfähig übernommen haben«, schreibt Doktor Basch, der Leibarzt Maximilians, in sein Tagebuch, »ist unter ihrer Wirksamkeit verwelkt und verdorrt.«

Am mexikanischen Unabhängigkeitstag, am 16. September 1866, hält der Kaiser die Festrede. Die Schwere der Stunde spricht aus seinen Worten:

»Noch stehe ich fest auf dem Platze, auf welchen der Wille der Nation mich berufen, ungeachtet aller Schwierigkeiten, ohne in meinen Pflichten zu schwanken, denn ein rechter Habsburger verläßt seinen Posten nicht im Augenblick der Gefahr¹¹⁸.«

Das Versprechen des Kaisers, auszuharren und das Schicksal seiner Anhänger zu teilen, erweckt im Kreise der Freunde stürmische Zustimmung. Aber schon wenige Wochen nach diesem festlichen Tag beginnt der Zusammenbruch. Die ersten französischen Truppenabteilungen setzen sich zur Einschiffung nach Vera Cruz in Marsch; aus Paris kommt die Nachricht von der schweren Er-

krankung seiner geliebten Gattin Charlotte; von Norden her dringen die Juaristas, die mit amerikanischen Waffen ausgerüstet und zu Heeresverbänden neu organisiert sind, schnell voran; Maximilian leidet an Wechselfieber; die Finanznot ist so groß, daß der Kaiser von den für seine Zivilliste bewilligten eineinhalb Millionen nur dreihunderttausend Pesos zu nehmen wagt.

In tiefster Entmutigung beschließt Kaiser Maximilian, abzudanken und die Flucht vorzubereiten. Die Archive, der private Besitz und einige Wertgegenstände werden unter starker Bedeckung nach Vera Cruz gebracht, wo das österreichische Kriegsschiff »Dandolo« wartet. Maximilian selber bricht mit kleinem Gefolge am 20. Oktober nach dem Paß von Orizaba auf.

Unterwegs aber holen ihn die Generäle Miramon, Marquez und Mejia in Begleitung der konservativen Parteiführer ein und beschwören ihn, die Sache der Monarchie nicht zu verraten. Maximilian schwankt lange, aber General Miramon weiß, an welcher Stelle der Kaiser verwundbar ist. Er erinnert ihn an das Wort vom 16. September: »Ein rechter Habsburger verläßt seinen Posten nicht im Augenblick der Gefahr!«

Kaiser Maximilian richtet sich auf, sein Gesicht ist bleich, dann trifft er seine Entscheidung: »Meine Herren, ich bleibe!«

Eine der Truppenabteilungen, die am 2. Januar 1867 den Rückweg des Kaisers auf der Straße von Orizaba nach Mexiko-Stadt sichern sollen, besteht aus einer eben erst eingetroffenen Freiwilligenkompanie unter Führung des Oberst Prinz Felix von Salm-Salm. Der Prinz, ein deutscher Freischärler, hat als Chef des Stabes der deutschen Divisionen am Sezessionskrieg in den USA teilgenommen und ist dem Lockruf des Abenteuers nach Mexiko gefolgt.

»Der Kaiser fährt in einem kleinen, mit vier weißen Maultieren bespannten Wagen, begleitet von den Ulanen und Husaren des österreichischen Hilfskorps, das in Mexiko-Stadt aufgelöst werden soll...¹¹⁹«

Als sich der Prinz zur Audienz meldet, ist der Kaiser tief beeindruckt von der Tatsache, daß sich immer noch neue Mitstreiter melden. Er versichert den Prinzen seiner besonderen Huld und scheint durch die Begegnung in seinen Hoffnungen bestärkt.

Am 5. Februar 1867 trommeln und pfeifen die Franzosen zum letztenmal die Reveille auf mexikanischem Boden. Es ist ein tropisch klarer Morgen.

»Die ganze Bevölkerung der Hauptstadt ist auf den Straßen in Aufregung; der Abzug der Franzosen ist ein freudiges Ereignis; denn sie haben sich bei allen Parteien verhaßt gemacht. Die französischen Offiziere ahmten Marschall Bazaine nach, und ihre Anmaßung und Habgier überschritt jeden Begriff¹²⁰.«

Das Volk verharrt schweigend am Wegrand, kein Zuruf, kein Abschiedswort grüßt die scheidenden Truppen. Kaiser Maximilian steht hinter den Gardinen des Stadtschlusses und blickt finster auf die abrückenden Regimenter.

Als die Mexikaner tags darauf die Zitadelle übernehmen, müssen sie feststellen, daß die Franzosen die vierzig stationsfesten Geschütze unbrauchbar gemacht und die Pulver- und Munitionsvorräte in die Wassergräben geschüttet haben. Das einzige, was Bazaine und seine Armee hinterlassen, sind Haß, Schulden und zahllose Gräber.

Es ist kein gutes Erbe für Maximilian . . .

Am 12. März schiffen sich die letzten Bataillone in Vera Cruz ein, unter dem diplomatischen Druck Österreichs und Belgiens folgt ihnen der größte Teil der Fremdenlegionen. Fortan ist der Kaiser auf wenige Europäerregimenter und auf die mexikanischen Truppen angewiesen.

Prinz Salm-Salm wird zum Generaladjutanten ernannt. Zusammen mit dem treu gebliebenen österreichischen Husarenregiment des Grafen von Khevenhüller, dem österreichischen Infanteriebataillon des Barons von Hammerstein und den Scharen der konservativen Generäle Marquez, Mejia und Miramon verfügt der Kaiser noch über knapp sechzehntausend Mann. Die vier Städte Vera Cruz, Puebla, Mexiko und Queretaro sind in seinen Händen, das ganze weite Hinterland aber ist dem Zugriff der Revolutionäre freigegeben.

Von Norden her zieht, jubelnd begrüßt, Präsident Juarez mit seinen Generälen Escobedo und Porfirio Diaz heran. Sein Heer wird auf sechzigtausend Mann geschätzt.

Da die weitläufige und unsichere Stadt Mexiko mit so geringen Kräften nicht gegen die Übermacht zu halten ist, beschließt der Kriegsrat, sich auf die beiden Festungen Puebla und Queretaro zu stützen. Am 13. Februar – eine Woche nach dem Abzug der Franzosen aus der Hauptstadt – stellt sich Kaiser Maximilian an die Spitze einer kleinen Armee und setzt sich nach Queretaro in Marsch. Ihm folgen kaum mehr als fünfzehnhundert Mann mit achtzehn Geschützen, ein aus einem Dutzend Nationalitäten zusammengewürfelter Haufe. Prinz Salm, der dem Stabe des Kaisers angehört, schreibt in sein Tagebuch:

»Die Abstände zwischen den einzelnen Abteilungen sind ungeheuer groß und werden beständig noch vergrößert durch die schlecht bespannte und sehr schwere Artillerie, die oft halten muß. Hätten wir es mit einem geübten Feinde zu tun, so würden uns aus dieser Marschweise ernstliche Nachteile erwachsen, um so mehr, als eine Seitendeckung für unnötig erachtet wird. Statt dessen folgt ein Heer von Weibern und Kindern und abscheulich häßlichen und feigen Kötern, die jede mexikanische Truppe begleiten . . .¹²¹«

Die Allgegenwart der Juaristas zeigt sich in schrecklich einprägsamen Bildern. An den Bäumen der Dorfstraßen sind kaiserliche Soldaten an Lassos, mit den Füßen nach oben, aufgehängt und langsam gestorben. Unruhe und Furcht gespenstern durch die Reihen der Marschierenden.

Unter den hohen mexikanischen Offizieren reitet auch Oberst Don Miguel Lopez, der an einem glücklicheren Tag das kaiserliche Paar von Vera Cruz abgeholt und, neben der Kutsche reitend, eskortiert hat. Noch immer ist er der elegante, stattliche Kavalier. Die rote Husarenuniform steht ihm ausgezeichnet, am Halse blitzt das Offizierskreuz der französischen Ehrenlegion. Auch der getreue Leibarzt Dr. Basch ist dabei, ferner die persönlichen Sekretäre, die Minister und Flügeladjutanten.

Nach einigen Scharmützeln mit Juaristas gelangt der Zug am 19. Februar nach Queretaro. Die kleine, befestigte Stadt liegt am Rio Blanco, inmitten von blühenden Gärten und Obsthainen. Rings um das Tal erstrecken sich wie lagernde Riesentiere die mit Buschwerk bewachsenen »Cerro« – langgezogene Felsenrücken. Die Straße zum Festungstor ist gesäumt von kaiserlichen Trup-

pen. General Miramon, der Kommandant der Festung, reitet dem Kaiser mit gezogenem Hut entgegen. Maximilian und sein Stab nehmen im Kasino Quartier.

In der Morgendämmerung des 5. März sieht man feindliche Infanteriekolonnen aus dem Busch heranmarschieren. Die Soldaten tragen zerlumpte, uneinheitliche Uniformen, über der Brust gekreuzt helle Patronengurte und breitrandige Hüte. Immer neue Scharen quellen aus der Sierra und konzentrieren sich außer Schußweite der Festung am Fuße des Cerro de las Campanas.

Die Einschließung der Stadt beginnt. Überläufer berichten, daß es sich um die Armeen der Generäle Escobedo und Coruña handelt. General Porfirio Diaz soll sich gegen Puebla gewandt haben.

Am 14. März beginnt nach kurzem, heftigem Artillerief Feuer der Generalsturm der Juaristas auf die Festung. Um zehn Uhr morgens wird der Angriff an drei Punkten zugleich vorgetragen. Brausend erhebt sich ein Schrei von vielen tausend Stimmen. Die Indianer laufen unbekümmert um das rasende Abwehrfeuer gegen die kaiserlichen Linien. Die Legionäre des Prinzen Salm-Salm zeichnen sich bei der Verteidigung der Wälle besonders aus. Gegen fünf Uhr nachmittags ist der Angriff abgewehrt. Prinz Salm-Salm vermerkt in seinem Tagebuch:

»Der Kaiser hat sich wiederholt einem Regen von Gewehr kugeln und Granaten ausgesetzt. Wir haben freilich gegen sechshundert Mann an Toten und Verwundeten verloren, darunter eine ungewöhnlich große Anzahl Offiziere; aber der Verlust der Feinde beläuft sich auf mehrere tausend Mann, und außerdem haben wir an die sieben- bis achthundert Gefangene, von denen viele zum kaiserlichen Heer übertreten ...¹²²«

Dr. Basch ist pessimistisch. Er notiert:

»Wir haben sie nochmal abgewiesen, aber der Einschließungsring ist enger geworden ...«

Der Kaiser weiß, daß man der Katastrophe nicht mehr enttrinnen kann. Manchmal scheint es, als suche er bewußt den Tod in den Scharmützeln, die sich um die Mauern abspielen. Man sieht ihn in seinem einfachen, blauen Waffenrock ohne Abzeichen, in reich mit Silberknöpfen verzierten »Calzones«-Hosen, den großen

Sombrero auf dem Kopf, trotz der Sonnenbräune graublaß, unter den kämpfenden Soldaten umhergehen. Manchmal müssen ihn die Offiziere zurückreißen, wenn er trotz des Feuers feindlicher Schartschützen keine Deckung nimmt.

General Marquez überzeugt den Kaiser, daß es von Wichtigkeit sei, den Feind durch ein taktisches Manöver abzulenken und vielleicht zum Abzug zu bringen. Er durchbricht mit einer Kerntruppe den Belagerungsring, mit dem Auftrag, nach Mexiko-Stadt zu gehen, Verstärkungen zusammenzuziehen und den Entsatz vorzubereiten. Am 20. April – als die andauernde Beschießung von Queretaro, der Hunger und der zunehmende Mangel an Munition und Truppen bereits verhängnisvolle Formen annehmen – bringt ein Bote die Nachricht vom Ende der Entsatzarmee. Marquez war es gelungen, sich nach Mexiko-Stadt durchzuschlagen und dort ein Heer aufzubieten. Mit diesen Truppen eilte er zunächst dem von Porfirio Diaz umschlossenen Puebla zu Hilfe, um es zu befreien und auch die freigewordenen Truppen dieser Garnison als Verstärkung dem Kaiser zuzuführen.

Auf die Meldung vom Nahen einer Entsatzarmee hatte Porfirio Diaz den Generalsturm gewagt und die Festung genommen. Unter Zurücklassung einer kleinen Besatzungstruppe hatte er sich mit seinen siegestrunkenen Truppen sofort gegen Marquez gewandt und sein Heer vernichtet.

Man muß in Queretaro in Kürze mit dem Eintreffen der Armee des Porfirio Diaz rechnen.

Ein Teil der Offiziere fordert General Mejia auf, Kapitulationsverhandlungen zu versuchen.

»Don Tomaso Mejia ist ein kleiner, merkwürdig häßlicher Indianer von fünfundvierzig Jahren mit einem ungeheuer großen Mund und ein paar struppigen schwarzen Haaren darüber. Er ist ein durchaus ehrenwerter, zuverlässiger Mann, dem Kaiser treu ergeben und ein tüchtiger General, der wegen seiner persönlichen Tollkühnheit berühmt ist. Sobald es zum Angriff geht, nimmt er stets einem seiner Leute eine Lanze ab und stürzt sich als erster in den Kampf. In früheren Jahren hat er den Juaristas einmal Queretaro abgenommen. Als er in die Stadt eindrang, flüchteten die Feinde in den ersten Stock des Rathauses. Mejia erschien an der Spitze einer Reitertruppe und sprengte, die Lanze in der Hand, die Treppe hinauf, ritt in den großen Rathaussaal und warf sich

auf die Feinde. Dann ritt er auf den Balkon und zeigte sich seinen siegreichen Truppen . . .¹²³«

Der verdiente General läßt die kapitulationsbereiten Offiziere verhaften und rät dem Kaiser, mit ihm zusammen in die Sierra zu gehen, um dort den Kleinkrieg fortzusetzen.

Maximilian lehnt ab.

Er lehnt ebenso entschieden ab, als ihm der Oberbefehlshaber der Belagerer, Escobedo, freien Abzug nach Vera Cruz mit allen seinen europäischen Begleitern anbieten läßt. Er will seine getreuen mexikanischen Anhänger nicht im Stich lassen.

Niemand ahnt, daß sich in den Reihen der hohen kaiserlichen Offiziere ein Verräter befindet. In den letzten Apriltagen hat Oberst Lopez, Inhaber des Offizierskreuzes der französischen Ehrenlegion und vertrauter Ratgeber des Kaisers, sich insgeheim mit den Juaristas in Verbindung gesetzt. Er rät dem Kaiser zu neuen Verhandlungen und macht ihm Hoffnung, daß der Feind vielleicht zu einem politischen und militärischen Kompromiß bereit sei.

Maximilian schickt den Oberst eines Nachts auf Schleichwegen als Unterhändler in das Heerlager Escobedos. Im Hauptquartier des Juaristagenerals verspricht man Don Miguel Lopez Freiheit und Erhaltung seines Vermögens, wenn er den Kaiser ausliefere. Da der Oberst das Amt des Kommandanten des kaiserlichen Hauptquartiers im stark befestigten Kloster Las Cruz im Osten von Queretaro bekleidet, ist es ihm ein leichtes, den Verrat vorzubereiten. Er sorgt dafür, daß am Abend des 14. Mai die Geschütze und Posten, welche die Zugänge zum Kloster decken, zurückgezogen werden, und führt selbst die Kerntruppen der Juaristas durch die Dunkelheit auf den Felsrücken.

In der Tagesfrühe gegen drei Uhr stehen die Juaristas schweigend, in dichtgeballten Haufen, rings um die Mauern des Klosters. Oberst Lopez begibt sich zum Kaiser, mit dem er noch eine Stunde im Gespräch verbringt.

Um halb vier Uhr wird Maximilian von einer heftigen Gallenkolik befallen. Dr. Basch muß schmerzstillende Mittel geben, und erst gegen vier Uhr findet der Kaiser ein wenig Schlaf.

Im Vorzimmer wartet Oberst Don Miguel Lopez am geöffneten Fenster, bis er draußen eine grüne Rakete aufsteigen sieht. Das Signal ist das Zeichen, daß die Juaristas alle wichtigen Positionen besetzt haben. Lopez stürzt in das Zimmer des General-

adjutanten Prinz Salm und ruft: »Schnell! Retten Sie das Leben des Kaisers! Der Feind ist in den Klosterhof eingedrungen.«

Salm ergreift Säbel und Pistole und eilt zum Kaiser, wo er Dr. Basch und den Privatsekretär Blasio – einen Mitwisser des Lopez – vorfindet. Maximilian sitzt totenbleich auf dem Bettrand und zieht sich mit bebenden Händen an. »Majestät!« ruft Salm. »Es ist allerhöchste Zeit! Der Feind steht vor den Mauern!«

Zusammen mit vier Begleitern eilt Maximilian durch die Flure. An der Klosterpforte werden sie aufgehalten, aber ein paar Worte von Oberst Lopez machen den Weg frei.

Vermutlich gehört es zu der Absprache mit Escobedo, Maximilian fliehen zu lassen. Man will keine Verwicklungen mit Europa.

Die Verschwörer haben nicht mit dem ritterlichen Sinn des Kaisers gerechnet. Maximilian weigert sich, an seine Sicherheit zu denken. Einem Offizier befiehlt er, Mejia zu sagen, er möge zu ihm stoßen, er begeben sich mit seinen Getreuen auf den Cerro de la Campana. Mejia und Miramon sollen sofort ihre Truppen dorthin werfen.

Die Dämmerung ergießt sich wie Blut über die Berge, langsam schwillt das Licht über die Kämme der Gebirge. In der Stadt läuten die Glocken zur Feier des Sieges der Juaristas; grölende Stimmen singen das Spottlied »Mama Carlotta«. Auf die Hälse ihrer Pferde geduckt, jagen Kaiser Maximilian und seine vier Begleiter den Steilhang zum Cerro hinauf.

Auf dem Bergrücken sammeln sich einige Dutzend Berittene, unter ihnen General Mejia. Er berichtet, daß der getreue Miramon beim Versuch, zu entkommen, verwundet und gefangengenommen worden sei.

Als die Sonne höher steigt, belegen einige Batterien der Juaristas den Gipfel des Cerro mit starkem Feuer. Die Situation wird unhaltbar, eine Entscheidung muß getroffen werden.

»In der Stadt hört man an verschiedenen Stellen zerstreutes Feuer; dichte Infanterieabteilungen des Feindes, gefolgt von Kavallerie, rücken gegen den Cerro vor, und die drei Batterien, die bereits schießen, verdoppeln ihre Anstrengungen.

»Salm«, sagt der Kaiser, »jetzt eine glückliche Kugel!« Die glückliche Kugel kommt aber nicht und der Kaiser wendet sich nochmals an Mejia mit der Frage, ob es denn keine Möglichkeit zum Durchschlagen gebe. Mejia aber bleibt bei seiner Ansicht. »Wir

haben nur eine Handvoll Kavallerie, von der ein Teil sehr unzuverlässig ist. Blicken Euer Majestät um sich und urteilen Sie selbst, welche Möglichkeiten vorhanden sind ¹²⁴.«

Einen Augenblick noch zögert Kaiser Maximilian, dann befiehlt er, die weiße Flagge zu zeigen. Zehn Minuten später sprengen die indianischen Reiter Escobedos heran, nähern sich vorsichtig und nehmen die Gruppe auf dem Cerro gefangen.

Der Kaiser und sein Gefolge werden vor General Escobedo geführt, der die Besiegten höflich empfängt und Maximilian mit »Vuestra Majestad« anspricht. Als aber der gestürzte Kaiser einige Tage später, begleitet von Prinz und Prinzessin Salm, einen offiziellen Besuch im Hauptquartier Escobedos abstattet, wird er mit eisiger Kälte empfangen. Der General hat inzwischen genaue Verhaltensmaßregeln vom Präsidenten Juarez erhalten. Einige Tage später wird bekannt, daß General Mendez in die Hände der Juaristas gefallen und sofort als Verräter erschossen worden sei.

Das ist ein übles Vorzeichen . . .

Bei einer neuerlichen Begegnung mit Escobedo schlägt Maximilian vor:

»Ich bitte mir zu gestatten, mit allen europäischen Offizieren und Truppen das Land zu verlassen. Ich verpflichte mich dagegen, offiziell abzudanken und feierlich zu versprechen, mich nie mehr in die politischen Angelegenheiten Mexikos zu mischen. Im übrigen bitte ich um Milde und Vergebung für meine einstigen Anhänger . . . ¹²⁵«

Der General antwortet ausweichend:

»Ich werde Ihre Vorschläge dem Präsidenten Juarez übermitteln, ich empfehle mich Ihnen ¹²⁶!«

In den folgenden Wochen werden zahlreiche Fluchtpläne beraten und wieder verworfen. Vor allem ist es die tapfere und opferbereite Prinzessin Salm-Salm, die sich verzweifelt bemüht, den Kaiser aus seinem Gefängnis zu befreien. Anfang Juni kommt überraschend der Befehl aus dem Hauptquartier des Präsidenten Jua-

rez, die Kriegsgerichtsverhandlung gegen Maximilian wie gegen jeden Unruhestifter, fremden Eroberer und Massenmörder zu eröffnen.

Am 13. Juni tagt das Standgericht. Das Urteil gegen den Exkaiser Maximilian und die Generäle Miramon und Mejia lautet auf »Tod durch Erschießen!«

Der Telegraph jagt die bestürzende Nachricht in alle Welt.

Vergeblich bestürmen die Großen der Erde das steinerne Herz des mexikanischen Präsidenten. Den europäischen Gesandten, die in San Luis Potosi protestierend vorstellig werden, erteilt Juarez eine klare Absage. Der schönen Prinzessin Salm, die in die provisorische Hauptstadt des Präsidenten geeilt ist und sich flehend zu Füßen des Unbarmherzigen wirft, erklärt er:

»Es tut mir weh, Madame, Sie auf den Knien vor mir zu sehen; allein, wenn alle Könige und Königinnen Europas an Ihrer Stelle wären, könnte ich sein Leben nicht schonen. Nicht ich bin es, der es nimmt, sondern das Volk und das Gesetz, und wenn ich nicht nach deren Willen handelte, so nähme das Volk mein Leben und das seinige dazu . . . ¹²⁷«

Dem General Mejia, der einstmals Escobedo das Leben gerettet hat, wird von den Juarezoffizieren ein Fluchtweg geöffnet. Mejia stellt die Bedingung, daß Maximilian mit ihm fliehe. Als er einen abschlägigen Bescheid erhält, steht sein Entschluß fest: »So soll man mich mit Seiner Majestät erschießen!«

Maximilian schreibt am 19. Juni, dem für die Hinrichtung festgesetzten Tag, einen letzten Brief an den Präsidenten der Republik Mexiko:

»Herr Benito Juarez!

Im Begriffe, den Tod zu erleiden dafür, daß ich den Versuch machte, ob neue politische Einrichtungen imstande wären, dem blutigen Krieg, der seit so vielen Jahren dies unglückliche Land verheert, ein Ziel zu setzen, werde ich mein Leben mit Freuden dahingeben, wenn dieses Opfer zu dem Frieden und der Wohlfahrt meines neuen Vaterlandes beitragen kann. Auf's innigste überzeugt, daß nichts Dauerhaftes auf einem von Blut getränkten und von heftigen Erregungen bewegten Boden erzeugt werden kann, beschwöre ich Sie auf's feierlichste, daß mein Blut das letzte

sein möge, das man vergießt, und daß Sie die nämliche Ausdauer, die ich mitten im Glück anzuerkennen und zu schätzen wußte, mit der Sie die Sache, die eben zum Siege gelangte, zu verteidigen wußten, dem edelsten Zwecke widmen: die Gemüter auszusöhnen und auf einer dauerhaften, festen Grundlage den Frieden und die Ruhe dieses unglücklichen Landes wiederaufzubauen. Maximilian¹²⁸«

Am Morgen des 19. Juni 1867 werden die drei Gefangenen – Maximilian, Miramon und Mejia – in geschlossenem Wagen durch ein Spalier von Truppen zur Richtstätte am Cerro de las Campaña gefahren. Ein Offizier weist die drei Verurteilten an, sich an eine Steinmauer zu stellen. Der Blick schweift von hier aus weit über das sonnenüberstrahlte Tal und die Stadt Queretaro, während an drei Seiten dichte Kordons bewaffneter Truppen den Platz umgrenzen.

Der Kaiser wischt sich die schweißnasse Stirn mit dem Taschentuch und reicht Hut und Handschuhe seinem getreuen Diener mit dem Auftrag, sie seiner Mutter und den Brüdern im fernen Österreich zu bringen. Den Soldaten des Erschießungskommandos reicht er freundlich lächelnd je ein Goldstück und fordert sie auf, gut zu zielen. Kaum ist er an die Mauer zurückgekehrt, hebt der Offizier den Degen, die Salve kracht. Das Spiel ist zu Ende, der Tod hielt die Bank.

Das Leben geht weiter

Der Kaiserthron von Mexiko ist in Trümmer zerbrochen. Am 21. Juni öffnet die Stadt Mexiko General Porfirio Diaz die Tore, am 25. Juni ergibt sich Vera Cruz, die letzte Position der Konservativen und Kaiserlichen. Der Rest ist Rache, Triumph und Verteilung der Hinterlassenschaften des Gegners.

Im Oktober 1867 finden in ganz Mexiko Neuwahlen statt, aus denen Benito Juarez mit erdrückender Mehrheit als Sieger hervorgeht. Das erschöpfte Land erhofft sich von seiner Regierung eine Periode der Sicherheit und des Friedens. Aber schon ein Jahr später beginnen in allen Provinzen von neuem Unruhen. Die Generale, deren Kampferfahrung Juarez den Triumph über Maximilian

lian verschafft hat, die politisierenden Rechtsanwälte und die Finanzleute, welche die Rebellen mit Geld unterstützt haben, sind unzufrieden mit der Beute und versuchen auf eigene Faust ihr Schäfchen ins trockene zu bringen.

Benito Juarez zieht mit seinen Truppen von einer Provinz in die andere, die Aufstände niederzuwerfen. Sein Gesicht ist von Sorge und rastloser Arbeit gezeichnet. Vom Ausland darf er keine Unterstützung mehr erwarten, da die junge Republik mit der Verweigerung sämtlicher Schulden- und Zinszahlungen sich den Haß der internationalen Finanzgruppen zugezogen hat. Juarez, zu Tode erschöpft durch die fortschwelenden Wirren, die wilden Kämpfe in den Bergen, die Unsicherheit in den Städten, die wachsende Not und die Generalsrevolten, wird von einem tödlichen Schlaganfall getroffen¹²⁹. Kurz vor seinem Tode noch war ihm die Nachricht überbracht worden, daß sich auch seine stärkste Stütze – General Porfirio Diaz – gegen ihn erhoben habe.

Die Revolutionskämpfe gehen weiter. Tage steigen herauf und sinken hinab, Jahre strömen wie Urwaldgewässer dahin. Jeder Tag, jede Stunde bedeuten Schmerz, Hunger und Untergang für die einen, Triumph und Glück für die anderen. Jedes Jahr zählt seine Ermordeten, Geschändeten, Gebrandschatzten, seine Geschlagenen und seine Gewinner. Das Land lebt von den fleißigen Indios in den Bergen, von der Mühe der Handwerker in den Städten, von der Plage der Peones auf den Haziendas, und es stirbt unter dem Terror der Revolutionsbanden, unter den Hieben und Schüssen der Banditen, die irgendeinem »General« dienen. Mexiko ist ein brodelnder Vulkan. Wie Lava brechen die Sünden der Vergangenheit aus dem Boden des Landes: die Grausamkeit der Azteken, die Frevel der spanischen Eroberer, die Ausbeutung der Kreolen und die blutigen Greuel des Bürgerkrieges. Es wird viel Wasser die großen Ströme hinabfließen, bevor die Ordnung einer besseren Zeit Mexiko zur Ruhe kommen lassen wird.

Krieg und Revolution sind auch die Leitmotive des Geschehens im fernen Süden des großen amerikanischen Kontinents. Das bedeutendste Ereignis dieser Jahre der Präsidentenstürze, Aufstände, Grenzkriege und Parteikämpfe ist der Krieg der vereinigten Mächte Südamerikas gegen Paraguay, der fast mit der Vernichtung des kleinen Landes endet.

Der Ursprung der Ereignisse liegt in Uruguay, dem Staat im Süden der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul und östlich der durch den Parañastrom gebildeten Grenze Argentinien. Uruguay ist ein seit alter Zeit zwischen dem portugiesischen Brasilien und dem spanischen Argentinien umstrittenes Gebiet. Bei jeder Präsidentenwahl greifen die beiden Nachbarländer zugunsten dieser oder jener Parteien ein. Als im Jahre 1864 wieder eine Wahl bevorsteht, unternimmt Dr. Aguirre, der Führer der starken Partei der »Blancos«, einen überraschenden diplomatischen Vorstoß. Um die Einmischung Brasiliens und Argentinien zu verhindern, unterbreitet er dem Diktator von Paraguay, Solano Lopez, ein Bündnisangebot. Paraguay ist zwar nur ein kleiner Binnenstaat mit kaum mehr als sechshunderttausend Einwohnern, es besitzt aber die schlagkräftigste und am modernsten ausgerüstete Armee von ganz Südamerika in Stärke von 60 000 Mann. Solano Lopez, der seit langem dem Traum des Libertadors Simon Bolivar von einem vereinten Spanisch-Südamerika nachjagt, ist überzeugt, daß jetzt die Stunde zur Verwirklichung seiner kühnen Pläne gekommen ist.

Eine innere Revolte braucht er nicht zu fürchten. Paraguay ist ein blühendes Land. Wie in den Tagen der Jesuitenmissionare leben die Indios, von Weißen oder von ihren Kaziken geführt, in einer Art Staatssozialismus zusammen, bebauen gemeinsam die Gemeindefelder, teilen je nach Leistung die Ernteerträge und überlassen den Kauf der notwendigen Industrie- und Handelsgüter einer staatlichen Kommission. Der Verkehr mit dem Ausland ist fast gänzlich unterbunden. Jedermann ist wehrpflichtig, die Männer der Siedlungen und Plantagen sind in Alarmeinheiten zusammengefaßt, die jederzeit eingesetzt werden können.

Im Frühjahr 1865 besetzen die Truppen Solano Lopez' die brasilianische Provinz Matto Grosso. Nach erfolgreicher Beendigung der militärischen Aktion verlangt der Diktator das Durchzugsrecht durch die argentinische Provinz, die Paraguay von Uruguay trennt. Als die argentinische Regierung unter ihrem Präsidenten Mitre eine Absage erteilt, überschreitet Lopez unter Anwendung von Waffengewalt die Grenze.

Unter dem Druck des militärischen Übergewichtes Paraguays, das alle südamerikanischen Staaten gleichermaßen bedroht, schließen sich Argentinien, Brasilien und Uruguay – wo indessen General Flores mit brasilianischer Unterstützung die Herrschaft an sich gerissen hat – zu einem übermächtigen Bündnis zusammen.

Eine Zeitlang bleibt Lopez mit seinen kampferefahrenen Indianern allen Gegnern überlegen. Zwei Heersäulen wälzen sich beiderseits des Uruguaystromes hinab, der Troß folgt auf zahllosen Rindenkanus und Flößen.

In der Dschungelwildnis des Stromtales gerät eine der beiden Heeresgruppen in einen Hinterhalt und wird geschlagen, die andere unterliegt einem übermächtigen argentinischen Angriff. Lopez muß einen überstürzten Rückzug antreten.

Die paraguayischen Fußtruppen sind das offene Kampffeld der argentinischen Pampa nicht gewohnt und fürchten die donnernden Attacken der feindlichen Lanzenreiter. Schließlich beißt sich der Krieg in befestigten Stellungen vor den Grenzen Paraguays fest. Lopez und sein Volk sind in einen Verzweiflungskampf um Tod oder Leben verwickelt.

Im Februar 1868 durchbricht die brasilianische Flußdampferflotte die Sperrstellungen von Humaytá und erreicht Asunción, die Hauptstadt Paraguays.

Der Diktator ruft die letzten waffenfähigen Knaben und die ältesten Männer an die Front. Die Verluste durch Sumpffieber und Hitze, durch die Strapazen des Urwaldkrieges und die Kämpfe sind ungeheuer.

Als die brasilianischen Truppen längs der neuen Eisenbahnlinie von Asunción her gegen die Stadt Peribebuy vorstoßen, bricht der Widerstand zusammen. Solano Lopez flüchtet mit seiner Familie und wenigen hundert Getreuen in die gebirgige Waldwildnis des Nordostens; aber bevor sie in vorbereiteten Verstecken untertauchen können, werden sie von der überlegenen Reiterei der Brasilianer eingeholt. Lopez kämpft verzweifelt mit Degen und Pistole, bis ihn der Lanzenstich eines Gauchos aus dem Sattel wirft. Es ist der 1. März 1870.

Im Juli 1870 wird der Friede geschlossen. Die Änderungen der Grenzen sind unbedeutend – keine der kriegführenden Mächte kann einen wirklichen Gewinn verzeichnen. Alle haben schwerste Verluste an Menschen und Gütern erlitten, Paraguay ist fast vernichtet. Auf zehn Frauen kommt nur noch ein Mann. Das politische Schwergewicht im Süden hat sich zugunsten Argentinien verschoben, dessen Bevölkerungszahl mit fast zwei Millionen bei Kriegsende trotz aller Verluste höher ist als im Frieden. Jedes Jahr treffen auf Auswandererschiffen fünfzigtausend Siedler aus Europa, meist Italiener und Spanier, ein. Da die Emigranten fast

alle als Ackerbauern in die unberührte Pampa vorstoßen, wachsen die Weizengebiete, entstehen neue Dörfer und Städte.

Als im Frühjahr 1865 der Sezessionskrieg in Nordamerika zu Ende gegangen war, vollzog sich vor den Augen der Welt ein einzigartiges Schauspiel. Das Zweimillionenheer der Union, das jahrelang im Felde gelegen hatte und dessen Demobilisierung seit langem als sorgenvolles Problem im Kriegsdepartement beraten worden war, löste sich wie durch ein Wunder von selbst auf.

»Sie, die ihrem Aussehen und ihrer eigenen Überzeugung nach der ganzen Welt hätten Trotz bieten können, sieht man nun, nach vierjährigem, blutigem und zerstörerischem Kampfe, plötzlich dahinschmelzen, als wären sie nie gewesen. Jeder, der ein Schwert geschwungen, ein Gewehr geschultert oder eine Kanone bedient hatte, geht jetzt ruhig heim als friedlicher Bürger, an den Pflug, an den Amboß, den Webstuhl, ins Büro oder ins Kontor. Dieser plötzliche Übergang vom Kriege zum Frieden, bei dem sich zwei Millionen Soldaten in zwei Millionen arbeitende Bürger verwandelten, vollzieht sich ohne jede innere Störung, ja selbst ohne Schwierigkeit. Das ist eigentlich für die amerikanische Demokratie ein noch größerer Triumph als irgendein Sieg auf dem Schlachtfelde¹³⁰.«

Ganz anders sieht es in den Südstaaten aus. Hier steht man vor einer gewaltigen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umwandlung. Nur wenigen der einstmals wohlhabenden und reichen Familien ist es gelungen, über die Kriegsjahre Reserven an Gold und Juwelen oder andere wertbeständige Schätze zu retten. Was an barem Gold oder Silber vorhanden gewesen war, hatte dem Sturm der allgemeinen Opferbegeisterung für die Freiheit oder der steigenden Flut der Not nicht standgehalten; es war hingegeben worden für Ideale oder fürs nackte Leben. Der Süden ist nach Kriegsende und nach der völligen Entwertung des Papiergeldes der Konföderation arm wie ein Bettler und muß, um Handel und Wandel neu zu beleben, hochverzinsliche Anleihen bei den Bankinstituten des Nordens aufnehmen. Der Zinsen- und Schuldentilgungsdienst verlangt härteste Arbeit und gesteigerte Warenproduktion.

Wie aber soll der Süden mit seinen überwiegend landwirtschaftlichen Gebieten Werte erzeugen, wenn die Plantagen und ihr Gerät niedergebrannt, die Städte verwüstet und ausgeplündert und die Arbeitskräfte verloren sind?

Noch zu Abraham Lincolns Lebzeiten ist verfügt worden, daß die Kriegsgefangenen auf Ehrenwort entlassen werden sollten.

»Nun kommen die Männer aus dem Kriege heim und finden ihr ganzes Wirtschaftssystem auf den Kopf gestellt. Ihr Dasein ist bisher auf der Sklaverei begründet gewesen. Sie sind die Sklavenarbeit gewohnt, haben an ihre Rechtmäßigkeit fromm geglaubt und sie als notwendiges Weltgesetz betrachtet . . . ¹³¹«

Aber diese Lebensgesetze der alten Zeit gehören unwiderbringlich der Vergangenheit an. Der Neger ist frei und zum Mitbürger geworden. Der heimkehrende Offizier der Konföderierten, Rogier de la Roche, findet wie jeder andere ehemals reiche Plantagenbesitzer die Hütten der Sklaven, die einst seine Baumwoll- und Tabakfelder bebaut haben, leer.

Der Kongreß der Union hat unterdessen einen 13. Zusatz zur Verfassung ratifiziert:

»In den Vereinigten Staaten sowie in allen ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Gebieten darf es weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstbarkeit geben, es sei denn, daß diese Dienstleistung eine Strafe für ein ordnungsgemäß überführtes Verbrechen darstellt ¹³².«

Schon die vormarschierenden Truppen der Union hatten den schwarzen Sklaven verkündet, daß sie ihnen die Freiheit brächten. In den Sklavenreihen waren kleine Gedenksäulen für »Mas'r Lincoln« errichtet und unter lärmenden Freudentänzen eingeweiht worden, die Tamtams rasselten, und die Rohrflöten schrillten. Freilich gab es überall auch Beispiele von ungewöhnlicher Anhänglichkeit. Haussklaven folgten ihren Herrschaften auf der Flucht, ernährten, retteten und beschützten die Frauen, deren Männer im Felde standen. Pferdeknechte bewachten den Besitz der abwesenden Herren, Negermamies versteckten den Familienschmuck, und schwarze Boys verteidigten die Herrenhäuser gegen betrunkene, plündernde Negerbanden. Die Feldsklaven jedoch,

die mit Herrenhaus und Herrschaft niemals näher verbunden gewesen waren, liefen davon und wurden zu Streunern, Banditen und Tagedieben. Sie meinten, Freiheit bedeute, daß man niemals mehr zu arbeiten brauche und alles tun dürfe, was bisher verboten gewesen war. Da und dort kam es zu schrecklichen Ausschreitungen. Trunkene, blutdürstige Negerscharen stürmten einsame Plantagen, die im Herrenhaus lebenden Frauen und Kinder wurden ein Opfer der Schwarzen.

Als die weißen Plantagenherren endgültig besiegt sind, hält es nur noch wenige Schwarze an ihrer alten Arbeitsstätte. Die Straßen der südlichen Städte sind voller obdachloser Neger, die stolz die geraubten Hüte und Kleider ihrer ehemaligen Herren tragen. An den Stadträndern von Charleston, Savannah und New Orleans schießen aus Wellblech, alten Heereskisten, Brettern und ausrangierten Eisenbahnwaggons die wilden Siedlungen des Negerproletariats empor, die bald den Ruf von Brutstätten der Laster und Verbrechen gewinnen.

Die aus dem Felde heimkehrenden Konföderierten, die in der alten Gesellschaftsordnung des Südens groß geworden sind, werden als verfemte Südstaatler, als entwaffnete Besiegte der Anmaßung der befreiten Sklaven ausgeliefert. Hart lastet auf ihnen die Hand der Yankees, die es den Süden auf Schritt und Tritt spüren lassen, wer jetzt Herr im Lande ist.

»Und Abraham Lincoln ist tot! Er wäre in den schwierigen Fragen, die der Krieg hinterlassen hat, der naturgemäße Vermittler zwischen Siegern und Besiegten gewesen. Aber nun sind die einleitenden Maßnahmen zur Lösung jener Fragen den unsicheren Händen Andrew Johnsons anvertraut, von dem noch niemand etwas weiß¹³³.«

Andrew Johnson, der Nachfolger Lincolns im Weißen Haus, unterliegt dem Einfluß jener unsichtbar wirkenden Mächte – der Bankkonsortien, der Industrie, der Allmächtigen der Börse, der Presse und der Finanzleute –, die einen geschlagenen, am Boden liegenden und wehrlosen Süden brauchen, um ihn desto besser ausplündern zu können.

Am 3. Februar 1865 war im Kriegsdepartement ein »Amt für die Befreiten« gebildet worden. Nach Lincolns Plan sollte es die reibungslose Überführung der Neger in geordnete Arbeits- und

Lebensverhältnisse vorbereiten. In den Händen der Johnson-Clique wird die Institution zur Helferin der Geschäftemacher und Börsenhyänen.

Im Juni wird ein neues Gesetz erlassen, das jedem Staat, der nicht das Negerwahlrecht und das volle Bürgerrecht für die Schwarzen in seine Verfassung aufnimmt, den Zutritt zum Kongreß verweigert. Wie aber könnten die Südstaaten mit ihrer überwiegend schwarzen Bevölkerung den ehemaligen Sklaven das Wahlrecht geben und damit unwissenden Analphabeten die entscheidenden Ämter im Staat zugänglich machen? Zuerst müssen Schulen und Universitäten für die Negerbevölkerung errichtet werden, bevor die Schwarzen Bürgermeister, Abgeordnete oder Minister aus ihren eigenen Reihen wählen dürfen.

Der Norden erreicht mit diesem Gesetz, daß sich keine anklagende Stimme eines konföderierten Abgeordneten im Kongreß erheben kann. Die Absichten der Union werden noch deutlicher, als der Kongreß das Gesetz über den »Gepanzerten Eid« annimmt. Es bestimmt, daß kein politisch »Belasteter« ein öffentliches Amt ausüben darf. Jeder Beamte muß beschwören, daß er Widerstand gegen die Sezession geleistet und sie in keiner Weise unterstützt habe.

Da im Süden fünfundneunzig von hundert Männern in den Reihen der Konföderierten gestanden haben, nimmt der Yankee durch diese Verordnung mit einem Schlage den Südstaaten die Führerschicht und gibt alle wichtigen Ämter in die Hände seiner Kreaturen.

»Jetzt taucht eine niedere Sorte Menschen auf, die sich des Vorwandes bemächtigt, die Farbigen zu leiten und zu beschützen. Sie hetzen sie aber in Wirklichkeit gegen ihre früheren Herren auf, die weit fähiger gewesen wären, einen Schutz auszuüben. Diese Abenteurer verbreiten sich wie Schmarotzer über das Land; außer einer Reisetasche aus gemustertem Stoff, das »Carpet-bag«, nennen sie nichts ihr eigen, so daß sie bald den Spitznamen »Carpet-baggers« erhalten. Ihre Helfer und Genossen, die sich aus Leuten des Südens rekrutieren, werden »Scalawags« genannt, Gesindel...«

Die öffentliche Verwaltung, die Sicherheit und das Recht werden einer Menschenschicht anvertraut, die während des opfervollen Krieges ihre eigenen, meist dunklen und egoistischen Wege

gegangen sind. Jetzt gelten sie als getreue Anhänger der Union. Da sie bereit sind, jede Schiebung für die neuen Herren mitzumachen, besetzen sie alle maßgebenden Ämter.

Die neuen Regierungen der Südstaaten liegen in den Händen von Nichtskönnern, Defraudanten oder unwissenden Negern.

»Es ist eine Regierung von tragikomischer Art, nichts als eine unbeschreibliche Orgie von Vergeudung, Bestechlichkeit, aufreizen der Fahrlässigkeit. Es ist nahezu unmöglich, die wirtschaftlichen Übel und die Demütigungen zu beschreiben, die diese Regierung der Wiederherstellung dem Süden bereitete¹³⁴.«

In Südkarolina sind von hundertfünfundfünfzig Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaft achtundachtzig Neger, die zum größten Teil des Lesens und Schreibens unkundig sind.

»In einem einzigen Jahr verausgabt diese ›Regierung‹ zweihunderttausend Dollar, um für das Regierungsgebäude kostbare Spiegel, Polstermöbel, Pulte anzuschaffen und ein Freibüffet für den Gebrauch der Negerabgeordneten und der ›Scalawags‹ einzurichten...¹³⁵«

Die Staatsschuld von Südkarolina versiebenfacht sich innerhalb von vier Jahren.

Als sich da und dort aus den Reihen der Besiegten zaghafter Widerstand gegen das korrupte Verwaltungssystem erhebt, übernimmt die Union selbst die höchste Regierungsgewalt. Das Gebiet der elf Südstaaten wird in fünf Militärdistrikte eingeteilt, an deren Spitze je ein hoher Offizier der Union mit seinem Stabe steht. Die Militärregierungen sollen dafür sorgen, daß den Negern das volle Bürger- und Wahlrecht nicht vorenthalten wird, daß die »Belasteten« allen Ämtern und einflußreichen Positionen ferngehalten werden und daß mit der Gewalt der Bajonette jede Protestäußerung unterdrückt wird.

Im Januar 1868 ist der ehemalige Unionsgeneral Carl Schurz zum Senator des Staates Missouri gewählt worden. Kurz nach Antritt seines neuen Amtes beauftragt Präsident Andrew Johnson den bewährten Mitstreiter Lincolns, als Vertreter der Washingtoner

Regierung die Südstaaten zu bereisen, um festzustellen, wie weit Wiederaufbau und Neuordnung vorangeschritten seien. Anfang Februar tritt Schurz – ausgerüstet mit weitgehenden Vollmachten und Legitimationen – seine Reise an, die ihn zuerst mit dem Schiff nach Charleston führt.

»Niemand werde ich meinen ersten Eindruck von Charleston vergessen. Am frühen Morgen liefen wir in den Hafen ein. Wir passierten Fort Sumter, von dem nach der Bombardierung nur noch ein unförmiger Trümmerhaufen übrig war. Dann lag die Stadt vor unseren Blicken ausgebreitet: links eine Reihe mehr oder weniger eleganter Wohnungen, rechts ein enggebautes Hafenviertel. Im Hafen lagen nur wenige kleine Segelschiffe und Dampfer. Wir machten an einer verfallenen Landungsbrücke aus Zwergpalmenholz fest. Auf den Kais war keine Menschenseele zu sehen. Die Packhäuser und Lagerschuppen schienen verödet. Es gab kaum ein Gebäude, das nicht die Spuren unserer Geschosse zeigte. Weiter oben in der Stadt kamen wir durch einen Teil des sogenannten »verbrannten Bezirks«; es sah dort wie in einem riesigen Friedhof aus. Die verfallenen Mauern und hochragenden, geschwärzten Schornsteine erschienen wie Grabmäler, die von den malerischen Trümmern des Domes überragt wurden . . . ¹³⁶«

In der sonnenüberstrahlten Hauptstraße der Stadt promenieren Unionsoffiziere in ihren dunkelblauen Uniformen mit goldenen Rangabzeichen. Viele sind von ihren Freundinnen begleitet – Mädchen, die von den Charlestoner Bürgern mit tiefstem Abscheu betrachtet werden. An den Ecken stehen rattenflinke Schwarzhändler und bieten zu unerschwinglichen Preisen Tee, Kaffee und Ausrüstungsgegenstände aus Heeresgut zum Kauf an.

Im Süden gibt es kaum noch Waren irgendwelcher Art auf normalem Wege zu kaufen. Selbst das Salz ist so knapp geworden, daß man die Lehmfußböden der Räucherammern abkratzt, um ein wenig von dem kostbaren Gewürz zu gewinnen. Mehl ist eine Rarität, Schuhe und Mäntel gibt es nur auf dem schwarzen Markt, der von korrupten Unionsoffizieren aus den Lagerbeständen der Armee beliefert wird. Die letzten Reste an Gold und Silber, die der Süden noch auszugraben vermag, fließen auf diese Weise in die Taschen der Sieger.

Überall wehen die »Sterne und Streifen« aus den Fenstern der

beschlagnahmen Häuser. Bewaffnete Posten sorgen dafür, daß jedermann den Flaggen seinen Gruß erweist. Die Gesichter der ärmlich gekleideten Einwohner von Charleston zeugen von Hunger, Sorge und Haß.

Als Senator Schurz im »Charleston-Hotel« mit einem Gast, einem einstmals millionenschweren Plantagenbesitzer, ins Gespräch kommt, klagt der Südstaatler über das Ausbleiben der Kredite, die zum Wiederaufbau dringend notwendig seien. Schurz erwidert: »Dann soll eben der Norden Geld vorschießen, wir ziehen in Zukunft alle an einem Strang und müssen uns gegenseitig helfen.«

Der Pflanzer stellt hart sein Whiskyglas auf den Tisch. »Eher sollen unsere Felder brachliegen und verunkrauten, als daß wir von den Yankees einen Pfennig nehmen«, sagt er haßvoll. »Und wenn ich meine Äcker verkaufen muß, dann lieber für den halben Preis an einen Iren oder Deutschen als für den vollen an einen Nordstaatler!«

Der Haß gegen den Norden ist tief verwurzelt. Bestürzt erkennt Carl Schurz, daß es vieler Jahre, vielleicht einiger Jahrzehnte bedarf, bis sich die in diesem Krieg aufgerissene Kluft schließen wird.

In den teuren Lokalen sieht man auffallend viele schwarze Kavaliere in geschmacklosen Anzügen von schreienden Farben. Manche tragen mehrere Brillantringe an den Fingern, sie fahren in eigenen, mit Rassepferden bespannten Cabriolets, neben sich ihre weiße Mätresse. Man erzählt Carl Schurz, das seien entweder Negerpolitiker mit hohen Einkünften oder kaufmännisch vorgebildete Haussklaven, die sich auf Grund ihrer Kenntnisse als Schieber und Spekulanten emporgearbeitet hätten.

Mehr als einmal kommt es zu Haßausbrüchen der Weißen. Der Senator wird Zeuge, wie gegen eine Kutsche mit Negern und angetrunkenen, kreischenden weißen Dirnen Steine fliegen. Bevor Unionsmilitär eingreifen kann, sind die Neger verprügelt und den »Damen« die Haare abgeschnitten. Die Volksmenge verschwindet so schnell, wie sie sich zusammengedrängt hat.

Von Charleston aus reist Carl Schurz auf den Spuren der einstigen Marschroute General Shermans ins Innere des Landes.

»Die Kriegsspuren sind in Südkarolina furchtbar. Meilenweit gleicht die Straße einem breiten, schwarzen Streifen von Verwü-

stung. Hecken und Zäune sind verschwunden, hier und dort zeigen sich schwärzliche Trümmerhaufen, aus denen vereinzelt noch Schornsteine phantastisch hervorragen. Die Felder sind von dichtem Unkraut überwachsen, nur hin und wieder sieht man eine kümmerliche, kleine Anpflanzung von Baumwolle oder Mais, die von Negersquattern bebaut wird¹³⁷.«

Zu Pferd oder im Wagen reist der Abgesandte des Präsidenten durch die Kriegsgebiete, notiert seine Beobachtungen unparteiisch und verschweigt auch nicht, was ihm an Korruptionsfällen und verbrecherischen Spekulationen zu Ohren gekommen ist.

Von New Orleans fährt er den Mississippi stromauf. Der große Raddampfer schaufelt gegen die Strömung, rauschend heben sich die gelben Wasser an seinen Flanken. Von Zeit zu Zeit warnt der Steuermann entgegenkommende Fahrzeuge durch schrille Piffe mit der Dampfpeife.

»Kaum hatten wir mit dem Prachtboot unsere Fahrt angetreten, so begann ich auch das ganze große Fahrzeug zu durchstreichen. Alles war neu und sauber wie ein Putzzimmer. Wenn ich den langen, reich mit Vergoldungen gezierten Hauptsalon entlang sah, so meinte ich durch einen schimmernden Tunnel zu blicken. Jede Kajütentür war von der Hand irgendeines hochbegabten Künstlers bemalt. Überall blitzten die Kristallprismen von den Arm- und Kronleuchtern. Der Schreibtisch des Buchhalters war ein Schmuckkästchen, der Schenktisch prachtvoll und der Kellner mit großem Aufwand frisiert und herausgeputzt worden. Das Kesseldeck, das heißt die zweite Etage des Bootes, erschien mir geräumig wie eine Kirche. Ebenso das Vorderdeck. Und wir hatten nicht bloß eine Handvoll Mannschaft, sondern ein ganzes Bataillon Matrosen, Heizer, Deckarbeiter und sonstiger Angestellten. Die Feuer flammten stolz und wild von einer ganzen Reihe von Feuerstätten empor, und über ihnen erhoben sich acht mächtige Kessel. Es war eine unsägliche Großartigkeit¹³⁸.«

Die Dämmerung fällt bereits über die von Schilf und Wald gesäumten Ufer des Mississippi. Schwarzes Treibholz gleitet im lehmgelben Wasser. Fern glühen die Lichter des kleinen Städtchens Greenville.

Das Fahrwasser wird gefährlicher, der Strom verästelt sich in

viele Arme, die durch meilenlange, wildbewachsene Inseln getrennt sind. Bei der Buglaterne steht ein Matrose und lotet die Tiefe. Eintönig geht sein Ruf über das Deck »Mark twain... mark twain...« – »Zwei Faden Tiefe! Zwei Faden Tiefe!«

Eine Erinnerung steigt in Carl Schurz auf. Vor Jahren hat er mit größtem Vergnügen in seiner Zeitung Mississippigeschichten gelesen, die mit dem Pseudonym »Mark Twain«¹³⁹ gezeichnet waren. Mark Twain, das ist der Mississippislang für »Mark two« – die Zwei-Faden-Markierung an der Lotstange, die anzeigt, daß noch genug Wasser unter dem Kiel ist.

Großartig und romantisch ist solch eine Tage oder Wochen währende Fahrt auf dem großen Strom – aber sie ist nicht ungefährlich. Immer wieder liest man in den Zeitungen von schweren Unfällen, die meist durch Kesselexplosionen verursacht werden.

Einer der Passagiere, mit dem Carl Schurz sich gern abends im Salon unterhält, erzählt von der furchtbaren Katastrophe, die vor wenigen Wochen den großen Raddampfer »Pennsylvania« – auf dem sein Bruder als Buchhalter gefahren sei – betroffen habe.

»Es war um sechs Uhr früh an einem heißen Sommermorgen. Die ›Pennsylvania‹ fuhr etwa sechzig Meilen unterhalb Memphis' langsam mit halbem Dampf weiter, da sie im Schlepptau ein mit Holz beladenes Flachboot hatte, das rasch geleert wurde. George Ealer war im Steuerhaus – allein, glaube ich. Der zweite Maschinist und ein Heizer hatten die Wache im Maschinenraum, der zweite Steuermann die Wache auf Deck; Herr Wood, George Black und mein Bruder, alle drei Buchhalter, schliefen, ebenso Brown und der Obermaschinist, der Zimmermann, der Obersteuermann und ein Heizer; Kapitän Kleinfelter saß im Barbierstuhl, und der Barbier wollte gerade mit dem Rasieren beginnen. Wie man erzählte, waren sehr viele Kajüten- und drei- bis vierhundert Deckpassagiere an Bord, von denen die meisten noch schliefen. Als das Holzboot nahezu entleert war, läutete Ealer ›Volle Kraft vorwärts!‹; im nächsten Augenblick explodierten vier von den acht Dampfkesseln mit donnerndem Krachen, und das ganze vordere Drittel des Dampfers flog den Wolken zu. Der Hauptteil der Masse mit den Schornsteinen fiel wieder auf das Boot: ein Berg zertrümmerter, chaotischer Wrackstücke! Dann brach nach einer kleinen Weile Feuer aus.

Viele Leute wurden in beträchtliche Entfernungen geschleudert

und fielen in den Strom, darunter auch Herr Wood, mein Bruder und der Zimmermann. Der Zimmermann lag noch auf seiner Matratze ausgestreckt, als er fünfundsiebzig Fuß vom Dampfer entfernt ins Wasser fiel. Von Brown, dem Lotsen, und George Black, dem ersten Buchhalter, wurde nach der Explosion nichts mehr gesehen und gehört. Der Barbierstuhl mit dem unverletzten Kapitän Kleinfelter darin stand mit dem Rücken gegen einen tiefen Abgrund – das ganze Vorderteil des Schiffes war verschwunden, und der verblüffte Barbier, der gleichfalls unverletzt geblieben war, stand da, unbewußt das Messer am Streichriemen abziehend, dicht vor dem klaffenden Spalt, mit seinen Zehen über der Leere, ohne ein Wort zu sagen.

Als George Ealer die Schornsteine vor seinen Augen in die Höhe fliegen sah, wußte er, was los war; er hüllte sein Gesicht mit den Rockschoßen ein und preßte die Hände davor, um durch diesen Schutz zu verhindern, daß der heiße Dampf in seine Nase oder seinen Mund gelangen konnte. Er hatte Zeit genug, sich mit diesen Einzelheiten zu beschäftigen, während er auf- und abwärts flog. Bald darauf landete er vierzig Fuß unterhalb des früheren Steuerhauses auf einem der nicht explodierten Dampfkessel, in Begleitung seines Steuerrades und eines Hagels anderer Sachen und in eine Wolke siedend heißen Dampfes gehüllt. Alle, welche den Dampf einatmeten, sind gestorben; keiner kam davon. Ealer atmete aber keinen Dampf ein; er eilte so rasch wie möglich in die freie Luft. Mittlerweile begann das Feuer bedrohlich zu werden. Schreien und Stöhnen erfüllten die Luft. Sehr viele Personen waren verbrüht, viele andere verstümmelt; einem Manne – einem Geistlichen, glaube ich – hatte die Explosion eine eiserne Brechstange durch den Leib getrieben; er starb nicht sogleich, und seine Leiden waren ganz gräßlich. Ein junger französischer Seekadett von fünfzehn Jahren, der Sohn eines französischen Admirals, wurde fürchterlich verbrüht, ertrug aber die Qualen mannhaft. Beide Steuerleute waren arg verbrüht, blieben aber trotzdem standhaft auf ihren Posten. Sie brachten das Flachboot nach dem Heck und trieben mit dem Kapitän die rasende Schar der erschreckten Passagiere zurück, bis die Verwundeten dorthin und in Sicherheit gebracht worden waren ¹⁴⁰.«

Spät in der Nacht legt der Dampfer in Greenville, der nächsten Zielstation des Senators, an.

»Die blaue Armee hat außerhalb der Stadt ein Lager für die arbeitslosen Schwarzen eingerichtet, wo sie die ehemaligen Sklaven füttert und einigermaßen in Ordnung zu halten versucht; aber die Neger finden wenig Spaß am Lagerleben. Ihre Phantasie schlägt bunte Blasen; sie sind nun befreit und große Herren; die Regierung hat sie mit wunderbaren Kutschen ausgestattet, mit schönen Schlössern und Champagner tagein, tagaus... So meinen sie...

Die Soldaten und Zivilagenten aus dem Norden reden den Negern wunderbar nach dem Munde, das verstehen sie vorzüglich; aber menschlich wollen sie mit ihnen nichts zu tun haben; eine schwarze Haut nur anzurühren, das bringen sie nicht über sich...¹⁴¹«

Überall in den Südstaaten steht man dem Problem der Negeremanzipation hilflos gegenüber.

Nach einer lärmerfüllten Nacht, die er in einem der heruntergewirtschafteten Gasthöfe von Greenville verbracht hat, begibt sich Carl Schurz wieder auf den Steamer, der sich zischend und dampfend seinen Weg stromauf erkämpft. Als am Ufer die Gebäude einiger großer Plantagen auftauchen, verlangsamt das Schiff seine Fahrt und legt an dem verfallenen, kleinen Baumwollhafen »Port de Lis« an, um Feuerholz an Bord zu nehmen. Die Passagiere gehen indessen spazieren, auch Senator Schurz schlendert die von Gebüsch überwucherte, halbverfaulte Holzterrasse zum Hochufer hinauf.

Endlos weit müssen sich hier einst die Baumwoll- und Maisfelder erstreckt haben. Jetzt sieht man nur verfilztes Gestrüpp, ein paar schmutzige Kugelhütten im Schatten des Dschungels und einige Neger, die faul in der Sonne liegen. Die Bäume der alten schönen Allee, die zu dem einst weißen Herrenhaus führt, sind zum Teil gefällt, Schuppen und Lagerhäuser liegen in Schutt und Asche. Kein Pferd galoppiert über die verunkrauteten Koppeln, kein Vieh weidet auf den grünen Wiesen. Tiefes Schweigen verstärkt den Eindruck einer erschreckenden Verwunschenheit.

»Das Herrenhaus ist in ganz verwahrlostem Zustande. Die Fensterläden hängen aus den Angeln, die Fensterscheiben sind zerbrochen und Hof und Garten verwildert. Vor dem Haus bemerkt man frisch aufgehäuftes Brennholz und unfern davon einen alten Herrn, der mit der Axt einen alten Baum mit herrlicher Krone

fällt. Ein gewisser Adel in seiner Erstheining lenkt die Aufmerksamkeit auf ihn. Er hat ein vornehmes Antlitz, langes weißes Haar, schmale zarte Hände. Seine Kleider sind, wenn auch abgetragen, ursprünglich von feinem Schnitt und einem Tagelöhner nicht angemessen . . . ¹⁴²«

Schurz fragt den Alten, wem das Haus und die Plantage gehöre.

Der Holzfäller legt die Axt aus der Hand und wischt sich den Schweiß aus der Stirn.

»Dieses Musterexemplar einer Nachkriegsplantage ist vorläufig noch mein Eigentum – wenigstens solange es den Yankees auf dem Steueramt gefällt«, sagt er bitter. »Sie wundern sich, daß ich die schönen, alten Bäume fälle? Nun, Sie werden es nicht glauben, ich lebe davon. Meine Söhne sind im Kriege gefallen. Meine Dienstboten haben mich verlassen. Ich verkaufe Brennholz an die vorüberfahrenden Dampfer.«

»Ein Blick auf die ruhige Würde dieses Antlitzes zeigt, daß Mitleid verletzen würde – besonders das Mitleid des siegreichen Gegners . . .«

Der Alte nennt seinen Namen: Baron Rogier de la Roche, ehemals Besitzer großer Plantagen, Offizier der konföderierten Armee, wie alle die Nachbarn. Er hat seine Familie verloren, mit Ausnahme seiner Gattin und einer Tochter, die in Greenville wohnen und das letzte Familiensilber aus dem Stadthaus gegen Mehl und Fett vertauschen. Die beiden hoffnungsvollen Söhne sind gefallen, er selber trat in die bereits zusammenbrechende Armee der Konföderation als Hauptmann ein, nachdem der Krieg über seine Besitzungen hinweggegangen war und sie vernichtet hatte.

Aus der Gefangenschaft heimgekehrt, fand er nur noch Ruinen, ausgeplünderte Räume, verwilderte Felder und ein paar faulenzende Neger vor, durch die er schon ein halbes dutzendmal bei den Unionstruppen denunziert worden ist, weil er sie aufgefordert hat, entweder zu arbeiten oder seinen Grund und Boden zu verlassen.

Eine der Töchter ist in den ersten Tagen der »Befreiung« von schwarzem Mob überfallen und, als sie sich zur Wehr setzte, erstochen worden. Das neue Gericht – aus Negern zusammengesetzt – konnte die Schuldigen nicht ausfindig machen.

»Ich zweifle nach allem, was ich erlebt habe, manchmal an der Existenz eines göttlichen Wesens«, sagt der Baron und greift wieder zur Axt. »Wir sind aus dem Himmel in die Hölle verdammt!«

Nach Washington zurückgekehrt, schreibt Carl Schurz einen ausführlichen Bericht, der nichts beschönigt und die Mißstände der »Wiederaufbau-Regierungen«, die Korruption der Militärgouverneure, der Zivilagenten und Spekulanten offen beim Namen nennt. Im Geiste Lincolns schlägt der Senator vor, man solle dem Süden schnelle und großzügige Hilfe angedeihen lassen, die Hand zur Versöhnung reichen und die getretenen und mißhandelten Besiegten wieder zu Atem kommen lassen.

Lange Zeit bleibt Schurz ohne Antwort. Im Weißen Haus begegnet man ihm mit kühler Reserve, der Präsident weigert sich, ihn zu empfangen. Nach Monaten erst erhält er ein Schreiben des Kabinetts und ein paar formelle Dankworte. Seine Reformvorschläge werden abgelehnt.

Man legt in Washington keinen Wert darauf, zu erfahren, wie es im Süden aussieht, man will nichts wissen von den Machenschaften der Regierungsbeamten und den dunklen Geschäften der Finanzgruppen.

Da die politische Laufbahn für Carl Schurz unter dieser Regierung abgeschlossen zu sein scheint, tritt er als Chefredakteur zuerst in die »Detroit-Post«, später in die »West-Post« in St. Louis ein. Umsichtig und gewissenhaft bereitet er eine offene Pressekampagne gegen das »Beutesystem« vor, jene unselige Methode, nach einem Wahlkampf alle wichtigen Positionen im Staat durch die Freunde und Hintermänner des gewählten Präsidenten besetzen zu lassen. Zehn Jahre später wird er durch das Vertrauen des amerikanischen Volkes als Innenminister in die Regierung berufen.

Vorerst aber gehört das Feld noch dem »vornehmen und geringen Pöbel«, den der Krieg an die Oberfläche getragen hat.

Die riesigen Lager von Munition, Heeresgut, Waffen, Kleidern und Ausrüstungsgegenständen, für die nach Kriegsschluß kaum noch Verwendung besteht, sind willkommene Objekte für die Spekulation gewissenloser Geschäftemacher. Die Kanonen, Gewehre und Pistolen mitsamt der zugehörigen Munition werden schiffsladungsweise an aufständische Kubaner oder an den Dikta-

tor Porfirio Diaz in Mexiko verkauft. Wo kein Krieg ist, schüren ihn die Agenten, um Märkte für ihre Waren zu schaffen.

Der Kongreß hat den großzügigen Ausbau des amerikanischen Eisenbahnnetzes beschlossen. Privatgesellschaften erweitern mit staatlicher Unterstützung das Schienennetz in den Jahren 1865 bis 1873 um einundfünfzigtausend Kilometer. Vermessungstrupps ziehen in die Prärie und durch die Wüsten Nevadas und Arizonas, um die Bahnverbindung zwischen Atlantik und Pazifik herzustellen. Durch rücksichtslose Bodenspekulation und durch schamlose Ausnützung der politischen Beziehungen werden Riesenvermögen gewonnen. Die Bankiers und Industriekapitäne wissen, wo Eisenbahnstationen entstehen, wo bisher abgelegene Gebiete verkehrstechnisch erschlossen werden, und sie pressen den rechtlosen Konföderierten die wertvollsten Grundstücke zu Schleuderpreisen ab, um in kürzester Zeit mit öffentlichen Mitteln an den neuen Bahnlinien Farmen, Städte und Industrien aufzubauen.

Die gesetzgebende Körperschaft gerät durch die Verwicklung ihrer Mitglieder in Skandale und Korruptionsaffären mehr und mehr in die Hände von Gruppen bedenkenloser Unternehmer. Die dunklen Ehrenmänner haben sich in »Ringen« zusammengeschlossen, denen ein »Boß« vorsteht. Diese Ringe verfügen über eigene Leibgarden, über große Vermögen und politischen Einfluß. Stadtverwaltungen, Gerichtshöfe und Ministerien stehen im Schatten der unsichtbaren Bosse.

In New York entsteht der Tammany-Ring, so genannt nach der Tammany-Hall, einem vornehmen Klublokal, in dem sich seine Mitglieder treffen. In diesem Ring, den der Kongreßdelegierte William Mercy Tweed führt, haben sich vor allem eingewanderte Irländer zusammengetan, um sich gegenseitig die einträglichsten Ämter zuzuspielen und die öffentlichen Kassen für ihre persönlichen Zwecke auszubeuten. Während die »Tammany-Brüder« die Stadt New York mit einer Millionenschuld belasten, sorgen sie durch Bestechung und Terror dafür, daß ihre Leute immer wieder in die erstrebten Positionen gewählt werden. Es gibt eigene irische Schlägerkolonnen, die bei den Wahlmeetings keinen Gegenkandidaten zu Wort kommen lassen.

In St. Louis blüht der »Whisky-Ring«, in dem sich Zollbeamte und Schnapsbrenner – geschützt durch Boxer und Revolvermänner – zusammengefunden haben und den Staat um Millionen-

beträge betrügen. Der Ring hat Zweigstellen in einer Reihe von großen Städten.

Die Mißwirtschaft wird auch nicht beseitigt, als die Wahl des Volkes auf den Sieger des Sezessionskrieges, General Ulysses Grant, fällt. Der General versteht zuwenig von Politik, um sich in dem Labyrinth von Bestechlichkeit, Intrige und Geschäftemacherei zurechtzufinden.

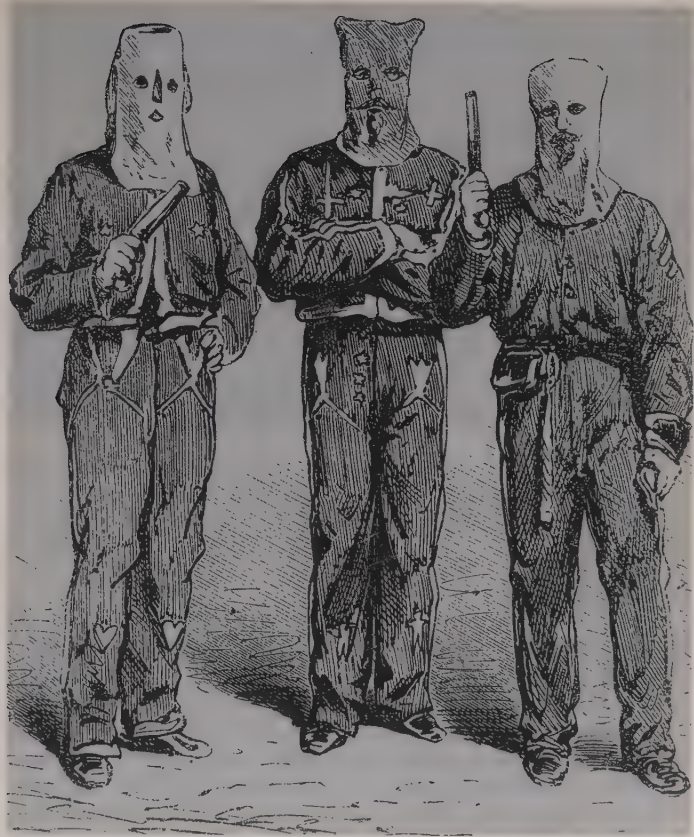
Das alte Spiel geht weiter. Auch im Süden ändert sich nichts. die »Carpet-Baggers« und ihre Freunde, die befreiten, moralisch verwilderten Neger, beherrschen das Feld. Aber allmählich macht sich hier und da die Empörung der unterdrückten Konföderierten in blutigen Akten der Selbstjustiz Luft...

An einem der schönen Spätherbsttage des Jahres 1870 ist ganz Greenville in Aufregung. Menschengruppen stehen auf den Straßen und besprechen das empörende Geschehnis, das sich vor wenigen Stunden ereignet hat: Miß Cynthia de la Roche, die einzige Tochter des alten Barons, ist von Negern überfallen und in letzter Minute von ihrem Verlobten gerettet worden. Das Mädchen hatte einen Spaziergang unternommen und war in die Nähe des Sammelagers der US-Armee für die befreiten Neger geraten. Ihr Verlobter, der ehemalige Leutnant der Konföderierten, Ralph Carpentier, hatte bei einem Besuch im Hause de la Roche von dem Spaziergang erfahren und war seiner Braut entgegengegangen. Er kam gerade noch zurecht, um das Schlimmste zu verhüten. Eine Horde betrunkenen Nigger aus dem Lager versuchte das schöne weiße Mädchen ins Gebüsch zu zerren.

Als Ralph auf die Hilferufe Cynthias in rasendem Zorn herbeieilte, lief das feige Volk davon. Er erkannte eben noch Coogie, den hochgewachsenen ehemaligen Kutscher der Carpentiers; später erfuhr er durch einen treu gebliebenen Hausneger die Namen von zwei weiteren, an dem Überfall beteiligten Schwarzen.

Schon gleich nach Kriegsende waren in Tennessee geheime Gesellschaften entstanden, in denen sich vor allem die jüngeren Offiziere und Soldaten der Konföderierten zusammenschlossen. Die einflußreichste dieser Gesellschaften nannte sich Ku-Klux-Klan.

Ihre Mitglieder versammelten sich nachts an abgelegenen Or-



Ku-Klux-Klan-Brüder

ten. Damit niemand den Nebenmann erkennen und später vielleicht verraten könnte, waren die Gestalten in Leinenhemden gehüllt, das Gesicht blieb hinter einer spitzen Kapuze mit Augenlöchern verborgen. Sie waren bewaffnet und meist gut beritten.

Abends am Lagerfeuer erzählten sich die Schwarzen furchtztitternd von dem nächtlichen Treiben des Geheimbundes – wie die

»Gespensterreiter« in donnerndem Galopp aus der Dunkelheit auftauchten, wilde, von Fackeln umloderte Umzüge in den Niggerkamps veranstalteten, um da und dort Neger, die sich Übergriffe gegen die Weißen erlaubt hatten, grausam zu bestrafen.

Von Tennessee aus hat sich der Bund des Ku-Klux-Klan rasch über die Südstaaten verbreitet. Die Behörden der Union sind trotz Verstärkung der Besatzungstruppen machtlos, da das Treiben der Ku-Klux-Klan-Männer vom Schleier tiefsten Geheimnisses umgeben ist. Die Mitglieder sind durch feierliche Schwüre gehalten, selbst in der Gefangenschaft und in höchster Not Schweigen zu bewahren.

In der zweiten Nacht nach dem Überfall auf Cynthia de la Roche treffen sich die Mitglieder des Ku-Klux-Klan von Greenville zur Strafaktion.

Auf einer mondbeschienenen Lichtung im Walde stampfen mehr als ein Dutzend Pferde. Die Reiter sind verumumt mit den weißen Kapuzenmänteln, an den Militärsätteln blitzen – trotz des strengen Waffenverbots – Gewehr- und Pistolenläufe, am Handgelenk hängen die schweren Ochsenpeitschen.

Immer noch treffen neue Mitglieder ein, die mit Kennwort und Handzeichen begrüßt und geprüft werden. Ein Highmaster gibt die nötigen Befehle aus, dann setzt sich der Trupp in Bewegung.

Dumpf trappeln die Hufe der Rosse auf der Straße zum Negerlager. Kurz vor dem Eingang zum Camp werden Pechfackeln entzündet, wilde Rufe ertönen, und die Rächer jagen im Galopp in die Gassen der Siedlung.

Eine Stunde später, als, vom Brandschein und Lärm alarmiert, die Unionstruppen aus Greenville anrücken, finden sie nur noch lodernde Baracken und am Ast der großen Eiche am Appellplatz die Leichen von drei Schwarzen; einer von ihnen ist der lange Coogie. Die Rücken der Gehängten sind von Peitschenhieben zerissen.

Im brennenden Lager wälzt sich ein halbes Dutzend Schwarze, deren Körper mit heißem Teer übergossen und mit den Daunen aufgeschnittener Betten gefedert wurden, heulend auf der Erde. Sie erzählen, kreischend vor Furcht, die Geisterreiter seien aus der Luft gefallen und – in feurige Lohe gehüllt – direkt zum Mond hinaufgeritten.



Die USA erwarben 1867 für 7,2 Millionen Dollar Alaska von den Russen. Unser Bild zeigt die Unterzeichnung des Vertrages

Während im Süden die Besiegten durch Terror und Bluttaten die verlorenen Positionen wiederzugewinnen suchen, beginnen sich andernorts stärker die Kräfte zu regen, denen Amerika sein Dasein, seine Unabhängigkeit und Größe verdankt: der verständige Bürgersinn, das Gefühl der Verantwortung für das Gemeinwesen und sein Wohlergehen, der Sinn für Gerechtigkeit und die Abscheu vor jeder Form der Gewaltanwendung.

Im Jahre 1872 gelingt es endlich, ein Amnestiegesetz durchzubringen, das den Männern der Südstaaten wieder das Recht zuerkennt, ihre politischen Angelegenheiten selbst zu ordnen, die Regierungsämter zu verwalten und sich selbst zu regieren. Nur dreihundertfünfzig Vorkämpfer der Sezession werden auch weiterhin von Verantwortung und Gemeinschaftsleben ausgeschlossen sein. Langsam kehrt das Land wieder zu normalen Verhältnissen zurück.

Mögen in den großen Städten des Ostens -- in Boston, New York und Philadelphia -- die Börsenjobber und Spekulanten den Ton angeben, mag die Forderung nach sozialer Neuordnung von Karl Marx erhoben und von der Industriearbeiterschaft auf-

genommen werden – die wahre Lebenskraft der jungen Nation erwächst im Mittelwesten und Westen. Dort, wo die Eisenbahnschienen in die letzten Indianergebiete vordringen, wo die Planwagen der Pioniere rollen, wo die kleinen Rancher, Farmer und Grenzer Länder in Besitz nehmen, die unberührt sind wie am ersten Tage der Schöpfung, dort, im goldenen Westen, ruht Amerikas Zukunft!

Der Pfadfinder geht voraus, der Pelzjäger folgt. Hinter dieser Vorhut treibt der Viehzüchter seine Herden – Schafe nach Arizona, Rinder nach Texas und Wisconsin. Doch auch den Ranchern, welche die Jäger und Fallensteller verjagt haben, wie diese vorher die Indianer, erwächst bald der Bedränger; denn hinter den Rinderzüchtern nahen die Bauern, die Prärie und Steppe umzäunen, umbrechen und dem Ackerbau gewinnen. Und im Rücken des Farmers rollt die Welt von übermorgen auf den eisernen Straßen heran: die Industrie, das Proletariat, die Stadt.

Doch das Land ist weit und kennt noch keine Grenzen . . .

Die USA gewinnen auch den Wettlauf nach dem Pazifik und wehren Asiens Angriff auf den Kontinent ab.

Im Jahre 1867 genehmigt der Senat sieben Millionen Dollar für den Kauf des Landes Alaska, das bisher in russischem Besitz gewesen ist. Nun weht auch über diesem endlosen Gebiet, das reich an Pelztieren, Fischgründen, Bauhölzern und Erzen ist, das Sternenbanner. Die Union hat ihre endgültige Form gewonnen; die Vereinigten Staaten erheben sich aus der Katastrophe des Sezessionskrieges mit neuer Kraft. Sie sind die beherrschende Macht der Neuen Welt, Großmacht unter Großmächten und das verheißungsvolle Land der Zukunft.

Ein neuer, hoffnungsvoller Abschnitt der Geschichte Amerikas hat begonnen . . .

ANHANG *Anmerkungen*

Begriffserklärungen • Zeittafel • Historische Karten

Quellen und Literatur • Quellenangabe der Bilder

Personen- und Sachregister

Anmerkungen

Zu Der ferne Westen

1-49

1 Aus E. H. Maurer, »Der schwarze Revolutionär« – 2 Aus A. Ramos, »Die Negerkulturen in der neuen Welt« (São Paulo 1946) – 3 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 4, 5 u. 6 Aus Moreau de Saint-Méry, »Description topographique, physique, civile, politique et historique de St. Domingue« (Philadelphia 1797) – 7 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 8 »Histoire des désastres de St. Domingue« (anonym, Paris 1811) – 9 Aus E. Burke, »Thoughts on a regicide peace« (London 1796) – 10 W. Jordan, »Geschichte der Insel Haiti« (2 Bde., Leipzig 1846/49) – 11 Aufruf Toussaint-Louvertures, zitiert bei E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 12 Bericht Jouberts vom 10. 8. 1793 – 13 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 14 Aus Placide Justin, »Histoire politique et statistique de l'isle Haiti . . .« (Paris 1826) – 15 Aus Gagnon-Lacoste, »Toussaint-Louverture . . .« (Bordeaux 1877) – 16 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 17 24. Dezember 1799 – 18 Schreiben Napoleons v. 25. 1. 1802 an das Londoner Kabinett – 19 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 20 Aus J. Claussion, »Précis historique de la révolution de St. Domingue« – 21 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 22 Aus J. R. Beard, »Toussaint-Louverture etc.« (Boston 1863) – 23, 24, 25, 26 u. 27 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 28 Aus C. W. Mossell, »Toussaint-Louverture, the hero of St. Domingo« (New York 1896) – 29 Aus E. H. Maurer (vgl. Anm. 1) – 30 Aus Roi Ottley, »Die schwarze Odyssee« (Hamburg 1949) – 31 Aus Morison-Commager, »Das Werden der amerikanischen Republik« (2 Bde., Stuttgart 1949) – 32 Th. Jefferson, »Bemerkungen über Virginien« (1781) – 33 Aus H. St. Commager, »Dokumente zur Geschichte der USA« – 34 Morison-Commager (vgl. Anm. 31) – 35 Aus Charles Gayarré, »History of Louisiana« – 36 Aus Roi Ottley (vgl. Anm. 30) – 37 Abraham Lincoln, der spätere Präsident der USA, wurde am 12. Februar 1809 geboren – 38 Abraham Lincoln, zitiert bei Morison-Commager (vgl. Anm. 31) – 39 Aus Heckewelder, »History, manners and customs of the Indian nations« (deutsch: Göttingen 1821) – 40 Das Sternbild des Großen Bären mit dem Polarstern – 41 F. Steuben, »Der Sohn des Manitu« (Stuttgart 1938) – 42 Brief Harrisons vom 10. 7. 1811 – 43 Aus Morison-Commager (vgl. Anm. 31) – 44 Aus »Magazine of American history«, November 1885 – 45 Charles Gayarré, »History of Louisiana« – 46 Lied der Pioniere von 1815 – 47 Aus V. Lecuna, »Adolescencia y Juventud de Bolívar« (Caracas, o. J.) – 48 Aus C. Hispáno, »Libro de Oro del Libertador« (Paris 1925) – 49 Aus J. Miller, »Memorias y la iconografía del Libertador« (Caracas 1916).

50–100

50 u. 51 Aus F. Kienzl, »Bolivar« (Berlin 1935) – 52 Aus A. v. Humboldt, »Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne« (Paris 1811) – 53 u. 54 Zitate aus V. Lecuna, »Cartas de Libertador« (Caracas 1929) – 55 Aus »Documentos para hist. del Libertador« (Caracas 1876) – 56 Aus O'Leary, »Memorias« (Caracas, o. J.) – 57 Aus F. Kienzl (vgl. Anm. 50/51) – 58 Aus Gonzalez, »Ribas« – 59 F. J. Yanes, »Relacion Documentada de los Principales Sucesos Occurridos en Venezuela« (Caracas 1943) – 60 u. 61 Aus V. Lecuna (vgl. Anm. 53/54) – 62 Aus J. F. Blanco, »Documentos para la Historia de la Vida Publ. del Libertador« (Caracas 1875/77), Bd. 8 – 63 u. 64 Aus F. Kienzl (vgl. Anm. 50/51) – 65 Aus Paez, »Autobiografia« (Caracas 1830) – 66 u. 67 Aus F. Kienzl (vgl. Anm. 50/51) – 68 aus G. Masur, »Simon Bolivar« – 69 u. 70 Aus V. Lecuna, »Cartas del Libertador« (Caracas 1929, Bd. 4) – 71 Aus J. F. Blanco (vgl. Anm. 62) – 72 Dieses und die folgenden Zitate aus »Congreso de Angostura« (hsrg. Cortazar u. Guerra, Bogotá 1921) – 73 Dieses und die folgenden Zitate aus »Proclamas y Discursos del Libertador« (Caracas 1939) – 74 Aus Samhaber, »Geschichte Südamerikas« – 75 u. 76 Aus »Cartas del Libertador« (vgl. Anm. 69/70) – 77 Aus Posada Gutierrez, »Memorias historico politicas« (Bogotá, 1929) – 78 Aus J. Semjonow, »Die Eroberung Sibiriens« – 79 Präsident 1825–1829 – 80 aus A. Nevins, »Geschichte der USA« (Zürich–New York, 1943) – 81 Weizenproduktion in den USA: 1840 = 2 Mill. t; 1850 = 3 Mill. t; 1860 = 5 Mill. t; Produktionsziffern von McCormicks Mähdreschern: 1840 = 100 Stück; 1850 = 500 Stück; 1860 = 100 000 Stück – 82 Entschließung des Gewerkschaftskongresses 1835 zu Philadelphia – 83 Harriet Beecher-Stowe, 1811–1896, die Verfasserin des weltberühmten Antisklavereibuches »Onkel Toms Hütte« – 84 Aus R. W. Emerson, »The American scholar« (Boston 1837) – 85 Aus A. B. Guthrie, »The way west« (New York, dtsh. b. Desch, München) – 86 Aus Stefan Zweig, »Die Entdeckung Eldorados« (Inselverlag) – 87 Aus A. Grix, »Umweg über Frisco« (Berlin 1943) – 88 Prosper Mérimée war ein langjähriger, väterlicher Freund und Lehrer der Gräfin Montijo, später nahm er die Stellung eines bevorzugten Günstlings in den Tuileries ein – 89 Zit. bei Conte Corti, »Die Tragödie eines Kaisers« (1953) – 90 u. 91 Aus der Korrespondenz Maximilians vom Jahre 1861 – 92 Aus Firmin Roz, »Geschichte der Vereinigten Staaten« – 93 Im Jahre 1850 haben die amerikanischen Arbeiter-Gewerkschaften bereits etwa 300 000 Mitglieder – 94, 95 u. 96 Zit. aus Roi Ottley (vgl. Anm. 30) – 97 Zit. aus A. M. Schlesinger, »Political and social growth of the United States« (New York 1939) – 98 Aus Roi Ottley (vgl. Anm. 30) – 99 Plakat aus Richmond vom Jahre 1854 – 100 Aus Roi Ottley (vgl. Anm. 30).

101–142

101 Das Folgende nach F. Bancroft, »Slave-trading in the Old South« (Baltimore 1931) – 102 Aus den »Erinnerungen eines ehemaligen Sklaven« (anonym, Washington 1855) – 103 Zit. n. Prof. A. Ramos – 104 Aus einer Rede Lincolns von 1858 (zit. n. Montgelas, »Lincoln«) – 105 Aus Carl Schurz, »Lebenserinnerungen« (Zürich, o. J.) – 106 Anekdote (nach Lincolns eigenem Bericht), mitgeteilt in Montgelas, »Lincoln« – 107 Aus Carl Schurz (vgl. Anm. 105) – 108 Aus Davy Muzzey, »The United States etc. . . .« (Boston 1924) – 109, 110 u. 111 Aus Carl Schurz (vgl. Anm. 105) – 112 Aus den Erinnerungen des Kriegsministers Stanton (New York 1877) – 113 Aus Conte Corti (vgl. Anm. 89) – 114 Aus Bancroft, »Memorial address of the life and character of Abraham Lincoln« (New York 1866) – 115 Aus Conte Corti (vgl. Anm. 89) – 116 Rede Lincolns v. 14. April 1865 – 117 Zit. bei Conte Corti (vgl. Anm. 89) – 118, 119, 120, 121, 122, 123 u. 124 Salm-Salm, »Maximilian von Mexiko« (Freiburg 1928) –

125, 126 u. 127 Aus Conte Corti, »Die Tragödie eines Kaisers« (1953) – 128 Aus F. v. Hellwald, »Maximilian I.« (Wien 1869) – 129 Am 18. Juli 1872 – 130 u. 131 Aus Carl Schurz, »Lebenserinnerungen« – 132 Verfassung der USA, Zusatz 13 vom 18. 12. 1865 – 133 Aus Carl Schurz (vgl. Anm. 105) – 134 Aus Morison-Commager (vgl. Anm. 31) – 135 Aus Firmin Roz (vgl. Anm. 92) – 136 u. 137 Aus Carl Schurz (vgl. Anm. 105) – 138 Aus Mark Twain, »Das Leben auf dem Mississippi« – 139 Hinter dem Pseudonym Mark Twain verbarg sich der Schriftsteller Samuel Langhorne Clemens (1835–1910) – 140 Aus Mark Twain (vgl. Anm. 138) – 141 Aus Gwen Bristow, »Die noble Straße« – 142 Aus Carl Schurz (vgl. Anm. 105).

Begriffserklärungen

Zu Der ferne Westen

Abolitionismus (neulat.), eine im 19. Jahrhundert entstandene Bewegung, vor allem im Norden der USA, welche die Abschaffung der Negersklaverei erstrebte. Später Bekämpfung der Prostitution.

Audienzia (span.), Gerichts- und Verwaltungsbezirk in den Kolonien.

Blues, melancholische, in langsamem Rhythmus gesungene Lieder der Negersklaven; später von den Weißen zum Gesellschaftstanz abgewandelt.

Boss (holl.-amerikan.), Chef, Anführer; der Ausdruck bezeichnete ursprünglich das Haupt einer der nach den Sezessionskriegen in der Union entstehenden Partei-Interessenverbände; er wurde ebenfalls angewandt für die Führer der »Ringe«, in denen sich Schmuggler, Schieber und Verbrecher zu gegenseitigem Schutz zusammenfanden.

Calzones (span.-mexikan.), mexikanische Trachtenhosen, oben eng anliegend, nach unten trichterförmig erweitert und an den Seitennähten mit Silberknöpfen besetzt; manchmal an den Oberschenkeln bestickt.

Carpet-Baggers (engl.), das »carpet-bag« war eine um die Mitte des 19. Jahrhunderts für »kleine Leute« moderne, bestickte Segeltuchreisetasche. Die Schieber und Geschäftemacher, die nach dem Sieg der Unionstruppen 1865 nach dem Süden kamen, trugen ihre wenigen Habseligkeiten meist in solchen »carpet-bags« bei sich und wurden daher spöttisch danach genannt.

Citoyen (franz.), Bürger; Anrede aller Stände während der Französischen Revolution. Auch auf Haiti wurden während der Revolution die Männer als C., die Frauen als »Citoyenne« angesprochen.

Claim (engl.), der abgesteckte Abschnitt eines Goldgräbers oder Goldwäschers, den er mit eingeschlagenen Pflöcken bezeichnet und später bei den Behörden registrieren läßt.

Colt, nach dem amerikanischen Erfinder benannter Revolver mit Mehrladetrommel (seit 1836).

Cortes (span.), die in spanischen Provinzen oder Ländern gewählten ständischen Landtage.

Dakota, indianische Stammesgruppe der Sioux-Sprachfamilie. Die Staaten Nord- und Süd-Dakota, die 1889 in die Union aufgenommen wurden, sind die ehemaligen Jagdgründe der D.

Digger (amerik.), Goldgräber, Schatzsucher.

Dixie (amerik.), volkstümliche Bezeichnung für die Südstaaten der USA nach einem Lied Emmetts aus dem Jahre 1859.

Dollar (engl., aus deutsch »Taler«), seit 1792 gesetzliches Zahlungsmittel der USA, besonders als Goldmünze zu 10 Dollar und als Silberdollar zu 1, 2, und 5 Dollar geprägt, wobei das Wertverhältnis von Gold zu Silber anfangs mit 15:1 festgesetzt war. Seit 1862 Papiergeld in Scheinen von 5, 10, 20, 50, 100 und 1 000 Dollar. Dollar als Zahlungsmittel ebenso in Kanada, China, Abessinien und Südafrika.

Embargo (span.), das Recht der Kriegführenden, die Verschiffung bestimmter Waren auch auf neutralen Schiffen zu verbieten.

Emissär (lat.), Agent, Abgesandter.

Gaucha (argent.-span.), der berittene Rinderhirt der Pampa Argentiniens, früher meist mit Lanze und Haumesser bewaffnet.

Général en chef (franz.), Oberkommandierender.

Greenback (amerik.), die grünen Kassenanweisungen (Papiergeld), welche die Union aus Hartgeldmangel während des Sezessionskrieges ausgab und deren volle oder teilweise Einlösung in Gold- oder Silberwährung noch jahrelang nach dem Kriege die wirtschaftliche Konjunktur der USA beeinflusste.

Guano (span.), der stark stickstoffhaltige Vogelmist, der sich in vielen Jahrtausenden auf den felsigen Inseln der peruanischen Küste abgelagert hat und der seit 1845 in verstärktem Maße abgebaut und auf die ausgelaugten Äcker Europas gebracht wurde. Später wurde der G. durch den Rohsalpeter der chilenisch-bolivianischen Wüste verdrängt.

Guerillakrieg (von span. guerra = Krieg), Kleinkrieg, Partisanenkampf.

Hazienda (span.), Großplantage.

Hidalgo (span.), Angehöriger des niederen Adels.

Ibero-Amerika, die Iberer waren ein – vermutlich keltischer – Volksstamm, der vor der römischen und karthagischen Eroberung die westliche Halbinsel Europas bewohnte; der Flußname Ebro erinnert noch an dieses Urvolk. Die Pyrenäenhalbinsel wird daher auch oft »Iberische Halbinsel« genannt. Da Südamerika fast aus-

schließlich von den Völkern dieser Halbinsel erschlossen wurde, entstand der Begriff Ibero-Amerika.

Indios bravos (span.), die wilden, noch frei lebenden Indianer Südamerikas.

Jazz (vielleicht abgel. von engl. jazz = hetzen, jagen), eine Musik, deren Synkopen-Rhythmus von mitreißender Kraft ist. Jazz hat sich aus den Überlieferungen afrikanischer Tanzrhythmen bei den Negern der Plantagen im Süden der USA schon zu Beginn des 19. Jh. entwickelt, wurde um 1900 in den Musiksalons des weißen Amerika heimisch und griff etwa 1914 nach Europa über.

Juaristas (mexik.-span.), Anhänger des Präsidenten Juarez.

Junta (span.), Rat, hohe Regierungsbehörde.

Kalumet (indian.), Friedenspfeife aus Ton.

Konföderierte, die verbündeten Südstaaten unter der in Richmond residierenden Regierung Jefferson Davis', 1861–1865.

Kreolen (span.), besonders in Lateinamerika übliche Bezeichnung für die in den amerikanischen Kolonien Spaniens oder Portugals geborenen, reinblütigen Weißen. Sie waren bis zur Lösung der Kolonien vom Mutterland politisch nicht gleichberechtigt, konnten vor allem nicht die hohen Beamten- und Offiziersstellungen einnehmen, die den im Mutterland geborenen Spaniern oder Portugiesen vorbehalten blieben. Durch ihren Reichtum und Einfluß waren die K. die Träger des Widerstandes gegen die Mutterländer und die Verteidiger der Unabhängigkeit der Kolonien.

Ku-Klux-Klan, politischer Geheimbund, der 1866 in Tennessee und Nordkarolina entstand und sich rasch über die Südstaaten ausbreitete. 1871 verboten, besteht er noch heute, ohne größeren Einfluß zu besitzen. Sein ursprünglicher Zweck war, das Volk der Südstaaten gegen Übergriffe der Neger und Carpet-Baggers zu verteidigen.

Leguan, Kammechse; amerikanische Echsenarten, die oft bis zu 2 m lang werden; 300 verschiedene Arten.

Libertador (span.), Befreier; Ehrentitel Bolivars.

Llanero (span.), die »Llanos« sind die Savannen und Steppen des halbtropischen bzw. tropischen Südamerikas. Als L. bezeichneten sich die berittenen Rinderhirten (siehe Gauchos). Diese Indianer, Mischlinge, Neger und verwilderten Weißen hatten als Lanzenreitertruppe in den Savannenkämpfen große Bedeutung und spielten in der Befreiungs- und Staatsgeschichte Venezuelas, Kolumbiens und Ekuadors eine manchmal entscheidende Rolle.

Lynchen (amerik.), eine wahrscheinlich nach den willkürlichen Gerichtsverfahren eines Richters Lynch aus Südkarolina benannte Art der schnellen Volksgerichtsbarkeit. Man verurteilte in abgekürzter Verhandlung oder sogar ohne Formalität vermutliche Verbrecher zu Leibes- oder Lebensstrafen.

Mahfisch (indian.), die Federschlepppe der indianischen Häuptlinge der Sioux-Sprachgruppe.

Mamaloï (Neger-franz.), die Zauberpriesterin des Vodukultes.

Maronen (Neger-span.), auf Haiti und Kuba die Banden entlaufener Farbiger und Neger, die als Räuber in den Wäldern und Gebirgen hausten.

Mestizen, Bezeichnung für indianische Mischlinge.

Morne, Gebirge im Innern der Insel Haiti.

Mulatten, Mischlinge von Schwarzen und Weißen.

Nuggetts (amerik.) Goldkörner, die von den Goldwäschern meist durch Aussieben des Untergrundes gewonnen wurden, in der Form häufig eirund und abgeschliffen.

Palisaden, Pfahlmauern aus oben zugespitzten Stämmen, die meist als Krone eines Erdwalls nebeneinander eingerammt wurden.

Pampa (argent.-span.), die Grassteppe im Süden des amerikanischen Kontinents.

Papaloï (Neger-franz.), aus den französischen Worten Papa und roi (Vater-König) zusammengesetzt, Bezeichnung des Oberpriesters des Vodukultes.

Pioniere, Bahnbrecher; Bezeichnung für die ersten Waldläufer, Auswanderer und Grenzbauern, die mit Büchse und Pflug das Land im Westen der Alleghanies eroberten.

Plebiszit, Volksabstimmung, Volkskundgebung.

Quarteronen, Mischlinge aus Weißen und Mulatten.

Rada (Neger-Dial.), Trommeln für Kultzwecke, meist aus hohlen Baumstämmen gefertigt.

Rancher (engl.), im Gegensatz zum Farmer (Bauern) der Viehzüchter des Mittelwestens. Die R. waren meist die ersten Siedler in den Prärieländern und Gebirgen des Westens. Sie brauchten für ihre Viehherden große Weidegebiete.

Sacatras, Mischlinge aus Schwarzen und Grifffen.

Scalawags (engl.), Gesindel; Schimpfname für die »Kollaborateure« des Südens, die mit den Yankees zusammenarbeiteten.

Schamane, Medizinmann primitiver Völkerstämme.

Sezession (lat.), Abspaltung, Teilung; die Sezessionisten waren die Befürworter einer Teilung der USA in Süd- und Nordstaaten.

Sklavenreihe, die Siedlung der Negersklaven auf den Großplantagen, die meist etwas abgesetzt von den Gutsgebäuden lag.

Sombrero (span.), »Schattenspender«; der breite Krempehut der Südamerikaner.

Spiritual, die geistlichen Negergesänge, die auf den Plantagen des Südens entstanden und die für die Entwicklung der modernen Musik von Bedeutung wurden.

Union Jack, die Flagge Großbritanniens mit den Wappen der drei vereinigten Königreiche (England, Schottland, Irland).

Vodu oder *Vaudoux*, Negerkult auf Haiti, Jamaika und Kuba, zusammengesetzt aus afrikanischen, christlichen und karibischen Kultelementen.

Wampum (indian.), Gürtel mit besonderen Zeichen, der je nach Farbe und Ausschmückung Krieg, Frieden, Einberufung zur Ratsversammlung oder eine andere wichtige Nachricht bedeutete.

Yankee, ursprünglich Spottbezeichnung für Nordamerikaner, vor allem Neuengländer.

Zeittafel Zu Der ferne Westen

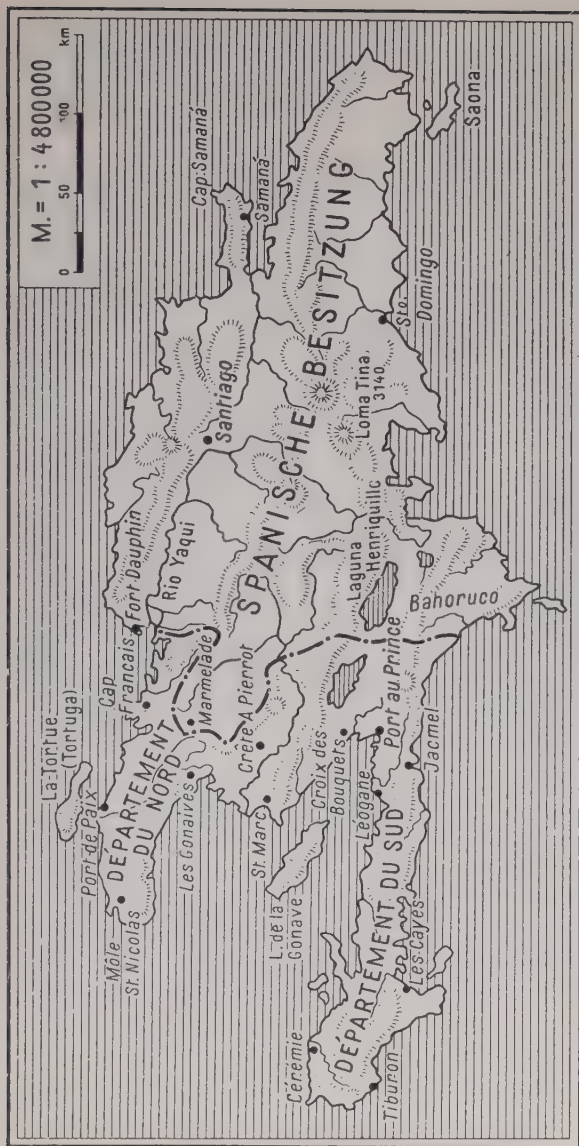
NORDAMERIKA	SÜDAMERIKA	MITTELAMERIKA UND WESTINDIEN	EUROPA UND DIE ÜBRIGE WELT
1799 George Washington † 1800 Sitz der Regierung nach Washington verlegt – Jefferson Präsident 1801 Spanien gibt Louisiana an Frankreich 1803 Napoleon I. verkauft Louisiana an die USA 1804 Hamilton fällt im Duell – Jefferson wiedergewählt 1807 Embargo-Gesetz 1809 Abraham Lincoln geboren 1810 Tecumseh gründet Indianerbund 1811 Niederlage der Indianer bei Tippecanoe 1812 Krieg der USA mit Großbritannien – Die Indianer in Chicago 1813 Sieg Harrisons über die Briten und die Indianer – Tecumseh fällt	1799 Bolivar fährt nach Europa 1804 Bolivar in Paris und Rom 1806 Aufstandsversuch Mirandas in Venezuela 1807 König von Portugal flieht nach Brasilien 1810 Argentinien wird unabhängig 1811 Venezuela wird unabhängig 1813 Bolivars »Krieg bis aufs Messer« – Kolumbien sagt sich von Spanien los 1814 Uruguay unabhängig – Die Spanier besetzen Venezuela – Bolivar in Kolumbien 1815 Bolivar flieht nach Jamaika und später nach Haiti	1791 Sklavenaufstand in Haiti 1797 Toussaint Obergeneral von St. Domingue 1799 Handelsabkommen Haitis mit England 1799–1800 Kampf mit der Mulattenrepublik 1801 Toussaint in Spanisch San-Domingo 1802 Landung der Franzosen – Kapitulation Toussaints 1803 Tod Toussaints 1804 Haiti wird unabhängig 1804 Kaiser Dessalines 1806 Ermordung Dessalines – Präsident Pétion	1795–1799 Direktoire in Paris 1799–1804 Konsularregierung in Frankreich 1800 Italienfeldzug Napoleons (Marengo) 1801 Friede von Luneville 1802 Friede von Amiens mit England 1803 Kriegserklärung Englands an Frankreich 1807 Dynastie Braganza flieht vor Franzosen aus Portugal 1808 Napoleon rückt in Spanien ein – Kronrat und Cortes gegen Franzosen 1810 Einmarsch der Franzosen in Sevilla

NORDAMERIKA	SÜDAMERIKA	MITTELAMERIKA UND WESTINDIEN	EUROPA UND DIE ÜBRIGE WELT
1814 Andrew Jacksons Sieg über die Indianer – Sieg über die Engländer bei New Orleans – Friede von Gent 1817 Seit dem Beitritt Mississippis zur Union Streit um Sklavenfrage 1820 Missouri-Kompromiß 1823 Monroe-Doktrin 1824 Vertrag mit Rußland – Abtretung der Ansprüche Rußlands in Kalifornien 1825 Vollendung des ErieKanals 1826 Kongreß zu Panama 1828 Jackson Präsident 1830 Baltimore-Ohio-Bahn begonnen 1831 Gründung der sklavenfeindlichen Gesellschaften – Erfindungen McCormicks 1833 Gewerkschaftskongreß in Philadelphia 1835–43 Marcus Whitman führt Auswanderer nach Oregon 1835 Morse erfindet Schreibtelegraphen 1840 Eisenbahnnetz 800 Meilen 1843 Gesetze zugunsten von flüchtigen Sklaven in Massachusetts und Vermont	1817 Argentinien frei, San Martin zieht nach Chile 1817 Chile frei 1819 Kongreß von Angostura – Bolivar Präsident 1822 Brasilien wird unabhängig 1819–22 Feldzüge Bolivars durch Venezuela, Neugranada, Kolumbien, Ecuador und Peru 1824 Sieg bei Ayacucho – Gründung Boliviens u. Groß-Kolumbiens 1826 Panamerikanischer Gedanke – Kongreß von Panama 1827 Bolivar Diktator 1829 Aufstand des Generals Paez 1830 Nationalkongreß von Bogota – Entlassung und Tod Bolivars	1810 Verschwörung in Mexiko 1812 Diktatur Morelos in Mexiko 1815 Morelos erschossen 1821 Mexiko wird unabhängig 1822 Kaiser Iturbide in Mexiko 1823 Abdankung – Staatsstreich General Santa Annas 1826 Panamerikanischer Kongreß in Panama 1830 Mexiko verboten von US-Bürgern in Texas 1833 Santa Anna Präsident Mexikos 1836 Texas unabhängig 1838 Frankreich erklärt Krieg an Mexiko	1812 Rußlandfeldzug Napoleons 1813–14 Freiheitskriege 1814–15 Wiener Kongreß 1814–30 Reaktion in Frankreich 1814 Beseitigung der liberalen Verfassung in Spanien 1815 »Heilige Allianz« als Hort der Reaktion 1818 Kongreß zu Aachen 1820 Liberale Revolution in Spanien 1821–29 Griechischer Freiheitskampf 1828–29 Russisch-türkischer Krieg 1830 Julirevolution in Paris 1830–31 Polnischer Aufstand – Polen russische Provinz 1833–47 Eroberung Algeriens durch Frankreich 1833 Gründung des deutschen Zollvereins 1834 Vierbund England, Frankreich, Spanien, Portugal

NORDAMERIKA	SÜDAMERIKA	MITTELAMERIKA UND WESTINDIEN	EUROPA UND DIE ÜBRIGE WELT
1845 Annexion von Texas	1830 Brasilien führt 100 000 Neger als Skla- ven ein	1846-48 Krieg zwi- schen USA und Mexiko	1841 Bosphorus wird neutralisiert – England Schutzmacht der Türkei
1846 Taylor besetzt Nord-Mexiko	1831 Kaiser Dom Pedro I. dankt ab – Pedro II.	1853 Santa Anna Diktator	1844-49 Endgültige Unterwerfung In- diens durch England
1847 Taylor in Mexiko-Stadt	1829-52 Diktator Rosas in Argentinien	1855 Sturz Santa An- nas und Generals- wirren	1848 Revolutionsjahr in Europa
1848 Goldfunde in Kalifornien – Taylor zum Präsidenten gewählt	1838-49 Krieg Argentinie- ens mit Frankreich	1861 Der republika- nische Präsident Juarez in Mexiko- Stadt – Säkulari- sierung der Kir- chengüter – Bo- denreform	1849 Sieg der Reaktion
1850 Kalifornien in der Union – USA In- dustriestaat – Gesetz gegen flüchtende Sklaven	1840 Dr. Francia, Dikta- tor Paraguays, gestor- ben	1861 Landung der europäischen Truppen in Vera Cruz	1850 England erklärt Sklavenhandel als Piraterie
1852 »Onkel Toms Hütte« (Buchausgabe)	1844-62 Diktator Lopez in Paraguay	1861 Kleinkrieg der Franzosen mit den Juaristen	1851 Staatsstreich Napoleons
1854 Partei der »Republikaner« gegründet	1851 Sturz Ramon Castil- los in Peru		1852 Kaiser Napoleon III.
1856 Buchanan Präsident	1852 Sturz des Diktators Rosas		1853-56 Krimkrieg Türkei-Rußland
1858 Lincoln und Douglas im Wahlkampf	1857 erste Eisenbahn in Argentinien		1858 Attentat auf Napoleon III.
1860 Lincoln Präsident – Südkarolina ver- läßt die Union	1862 Carlos Ant. Lopez † Nachfolger Solano Lo- pez		1859 Italienischer Krieg (Magenta-Sol- ferino)
1861 Beschießung von Fort Sumter bei Charleston – Schlacht von Bull Run			1861 Konvention von London zwischen England, Frankreich und Spanien (Mexiko)
1862 Zweikampf »Merrimack« und »Moni- tor« – Union besetzt New Orleans – Lincoln proklamiert Sklavenbefreiung			1862 Revolution in Athen – König Otto flieht aus Griechenland

NORDAMERIKA	SÜDAMERIKA	MITTELAMERIKA UND WESTINDIEN	EUROPA UND DIE ÜBRIGE WELT
1863 Niederlage der Union bei Chancellorsville – Niederlage Lees bei Gettysburg – Vicksburg durch Grant genommen – Unruhen in New York – Allgemeine Mobilmachung im Süden	1864 Regierungswirren in Uruguay – Paraguay unter Lopez besetzt brasilianisches Gebiet	1864 Kaiser Maximilian I. landet in Mexiko	1863 Polnischer Aufstand gegen Russen
1864 Grant Oberbefehlshaber des Nordens – Belagerung von Richmond – Shermans Marsch zum Meer	1865–70 Bündnis der Plata-Staaten gegen Paraguay	1865 Juarez nach Norden abgedrängt – Dekret Maximilians über Standgerichte	1864 Krieg Preußens und Österreichs gegen Dänemark
1865 Lee kapituliert bei Appomatox – Sheridan an Mexikos Grenze – Ermordung Lincolns – Vizepräsident Johnson bildet Regierung	1865–70 Krieg Uruguays, Argentiniens, Brasiliens gegen Solano Lopez von Paraguay	1866 Napoleon III. verweigert weitere Hilfe für Maximilian – Abzug der Franzosen	1866 Auflösung des Deutschen Bundes – Krieg Preußen–Österreich
1865–73 Eisenbahnnetz der USA um 51 000 km erweitert		1867 Gefangennahme und Erschießung Kaiser Maximilians I. in Queretaro	1867 Kanada wird Dominion des Commonwealth – Garibaldis Marsch auf Rom
1866 »Amt für die Befreiten« der Südstaaten und »Gepanzter Eid« – Beseitigung der Sklaverei – Ku-Klux-Klan in Tennessee			1869 Eröffnung des Suezkanals
1867 Kauf Alaskas von Rußland	1869 Volkszählung in Argentinien ergibt 2 Mill. Einwohner	1867–72 Juarez Präsident Mexikos	1870–71 Deutsch-Französischer Krieg – Sturz Napoleons III.
1868 Grant Präsident		1872 Porfirio Diaz rebelliert – Juarez †	
1869 Arbeiterorganisation in Philadelphia gegründet		1876 Porfirio Diaz erobert Hauptstadt Mexiko	
1870 Allgemeines Stimmrecht für Neger – Bildung von »Ringen«			
1870–80 Drei Millionen wandern in die USA ein			

Historische Karten



Haiti zur Zeit des großen Negeraufstandes



Das Gebiet der Großen Seen



Südamerika um die Mitte des 19. Jahrhunderts



Mexiko



Der Sezessionskrieg – Östlicher Kriegsschauplatz

Quellen und Literatur

zu Der ferne Westen

Südamerika

Blancó, J. F., »Documentos para la Historia de la Vida Publica del Libertador« (Caracas 1875/77). – Cortazar, R., »Libro de Actas del Congreso de Angostura« (Bogota 1921). – Davila, V., »Archivo del General Miranda« (Caracas 1930). – Dietrich, W., »Simon Bolivar« (Hamburg 1934). – Friedenthal, A., »Musik, Tanz und Dichtung bei den Kreolen Amerikas« (Berlin 1913). Gutierrez, P., »Memorias historico-politicas« (Bogota 1929). – Kienzl, F., »Bolivar« (Berlin 1935). – Larrazabal, F., »Vida y Correspondencia General del Libertador Simon Bolivar« (New York 1901). – Lecuna, V., »Cartas del Libertador« (Caracas 1929). – Leturia, P. Pedro, S. J., »La acción diplomática de Bolivar ante Pio VII.« (Madrid 1925). – Levene, R., »Historia de America« (Buenos Aires 1940). – Masur, G., »Simon Bolivar und die Befreiung Südamerikas« (Albuquerque, N. M. 1949, deutsch: Südverlag 1949). – Mendonca, R., »A influencia africana no Portugues do Brasil« (São Paulo 1935). – Mitre, B., »Historia de San Martin y de la Emancipacion Suramerica« (Buenos Aires 1890). Navarro, E. N., »Diario de Bucaramanga« (Caracas 1935). – Palma, R., »Tradiciones Peruanas« (Barcelona 1893). – Quelle, O., »Geschichte von Ibero-Amerika« (Leipzig 1942). – Ramos, A., »Die Negerkulturen in der Neuen Welt« (Erlenbach-Zürich 1946). – Rivas-Vacuna, F., »Las Guerras de Bolivar« (Bogota 1934). – Robertson, W., »The Life of Miranda« (Chapel Hill 1929). – Samhaber, E., »Geschichte Südamerikas« (Frankfurt 1955). – Spix, J. B., und Martius, C. F., »Reise in Brasilien« (München 1823). – Valdés, I. P., »El Negro Rioplatense y otros ensayos« (Montevideo 1937). – Vargas, C., »Participacion de Columbia en la Libertad del Peru« (Bogota 1924). – Vejarano, J. R., »Origines de la Independencia Suramerica« (Bogota 1925).

Mittelamerika und Westindien

Alaman, J., »Historia de Mexiko« (Mexiko 1849/52). – Beard, J. R., »Toussaint-Louverture etc.« (Boston 1863). – Beckwith, M., »Jamaica Folklore« (New York 1928). – Berl, H., »Napoleon III.« (München 1946). – Boyer-Peyreleau, »Histoire des Antilles« (Paris 1931). – Conte Corti, C., »Die Tragödie eines Kaisers« (Fischer-Bücherei 1953). – Hardy, J., »Correspondence intime du General Hardy de 1797 à 1802« (Revue des Deux Mondes, Jahrgang 1900, S. 161). – Jordan, W., »Geschichte der Insel Hayti« (Leipzig 1846/49). – Labédollière, »Histoire de la guerre de Mexique« (Paris 1866). – Maurer, E., »Der schwarze Revolutionär« (Meisenheim-Glan 1950). – Maximilian von

Mexiko, »Aus meinem Leben« (Leipzig 1867). – *Mora, F.*, »Documentos para la historia de Mexiko« (Mexiko 1853/57). – *Mossell, C. W.*, »Toussaint-Louverture; The Hero of Saint Domingo« (New York 1896). – *Otten, K.*, »Der schwarze Napoleon etc.« (Berlin 1931). – *Philippson, M.*, »Die äußere Politik Napoleons I.« (Leipzig 1913). – *Roloff, G.*, »Die Kolonialpolitik Napoleons I.« (München-Leipzig 1899). – *Rüsch, E.*, »Die Revolution von Saint Domingue« (Hamburg 1930). – *Salm-Salm, Prinz F. v.*, »Mexikanisches Tagebuch« (Freiburg i. B. 1928). – *Scherr, J.*, »Das Trauerspiel in Mexiko« (Leipzig 1868). – *Schoelcher, V.*, »Vie de Toussaint Louverture« (Paris 1889).

Nordamerika

Bancroft, »Memorial address of the life and character of Abraham Lincoln« (New York 1866). – *Brawley, J. G.*, »A short history of the American negro« (New York 1917). – *Brown, I. C.*, »The story of the American negro« (New York und London 1936). – *Cendrars, B.*, »Gold« (deutsch v. Eckstein, Berlin 1936). – *Dela Bédoyère, M.*, »The drift of democracy« (London 1931). – *Drake, J.*, »History of the Indians« (Boston 1852). – *Fenner, T. P.*, »Religious folk songs of the American negro« (Hampton 1909). – *Friederich, W. P.*, »Werden und Wachsen der USA in 300 Jahren« (Bern 1939). – *Gagern, F. v.*, »Das Grenzerbuch« (Hamburg-Berlin 1954). – *Hamm, W. A.*, »The American people« (Boston 1939). – *Hanser, R.*, »Der andere Abraham Lincoln« (1951). – *Heckewelder*, »History, manners and customs of the Indian nations« (New York 1876, deutsch: Göttingen 1881). – *Herskovits, M. J.*, »The American negro« (New York 1928); »Social history of the negro« (Clark University 1935). – *Johnson, J. W.*, »Negro-American, what now?« (New York 1935). – *Lamon, H.*, »Abraham Lincoln« (Boston 1872). – *Lincoln, A.*, »The political debate between Abraham Lincoln and Stephen Douglas in 1858 etc.« (New York 1912). – *Montgelas, A. Graf*, »Abraham Lincoln« (Hamburg 1947). – *Morison-Commager*, »Das Werden der Amerikanischen Republik« (deutsch von Dr. P. Schmidt, Stuttgart 1949). – *Nettels, C. P.*, »The roots of American civilization« (New York 1938). – *Nevins, A.*, »A brief history of the United States« (Oxford-Press 1942). – *Ottley, R.*, »Die schwarze Odyssee« (Hamburg 1949). – *Pickett, W. P.*, »The negro problem« (New York 1909). – *Randall, R. P.*, »Mary Lincoln: Biography of a marriage« (Boston 1953). – *Roz, F.*, »Geschichte der Vereinigten Staaten« (Paris und Leipzig 1930). – *Sandburg, C.*, »Abraham Lincoln – The war years« (New York 1939). – *Schlesinger*, »Political and social growth of the United States 1852–1933« (New York 1939). – *Schoolcraft*, »History of the Indian tribes« (Philadelphia 1851/54, 5 Bde.). – *Schurz, C.*, »Lebenserinnerungen« (Berlin 1906). – *Tarbell, I. M.*, »Life of Lincoln« (New York 1900). – *Wagner, F.*, »USA, Geburt und Aufstieg der Neuen Welt« (Sammlung von Zeitdokumenten) (München 1947). – *Waitz*, »Die Indianer Nordamerikas« (Leipzig 1865). – *Wilson, J. G.*, »The presidents of the United States 1789–1894« (New York 1895). – *Work, J. W.*, »Folk songs of the American negro« (Nashville 1915). – *Zweig, Stefan*, »Die Entdeckung Eldorados« (Inselverlag, Leipzig).

Quellenangabe der Bilder

Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin: 7
Historisches Bildarchiv, Bad Bernegg: 16

Personen- und Sachregister

Addams, amerikanischer Präsident 32, 61
Adams, John Quincy 158
Alexander I., Zar 80
Amiens, Friede von 69
Augustin I. von Mexiko 143, 145

Bazaine, General F. A. 232, 242, 243, 244, 253, 254, 258
Beecher, Harriet 167, 168, 195, 250
Bering, Vitus 157
Bolivar, Simon 108, 109, 110, 111, 112, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 187, 268
Boukman 9, 10, 21
Brock, General 102
Bryant, William Cullen 194
Buchanan, James 208, 213
Burke, Edmund 18
Burr, Aaron 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77

Cockburn, Admiral 104
Code Napoléon 71

Code noir 20
Cooper, James Fenimore 170
Cornstalk, Indianerhauptling 88
Davis, Jefferson 160, 217, 222, 249
Dessalines, General 12, 13, 14, 15, 17, 35, 40, 46, 48, 50, 52, 54, 55, 56, 57, 116
Diaz, Porfirio 232, 234, 258, 260, 261, 266, 267, 283

Emerson, R. Waldo 169, 194
Eugénie, Kaiserin 183, 185, 186, 187, 188, 189, 238, 247

Follenius, Karl 161, 162, 164, 168, 170
Forfait, frz. Marineminister 19, 20, 23, 24, 26, 27, 30, 31, 32, 33, 34
Fouché, frz. Polizeichef 18
Franklin, Benjamin 165
Fulton, Robert 161, 168

Gibson, General 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89
Glotow 157
Grant, General Ulysses S. 228, 229, 235, 238, 245, 248, 249, 252, 253, 284

Hamilton, Alexander 60, 61, 71, 72, 141
Harrison, Gouverneur 87, 88, 89, 97, 99,
103
Hédouville, General 27, 30
Hidalgo, José 183, 185, 186, 188, 189,
190, 191, 237, 238
Humboldt, Alexander von 118, 129

Iturbide, siehe Augustin I.
Irving, Washington 170

Jackson, General Andrew 73, 106, 158,
159, 220, 231
Jacques I. von Haiti, siehe Dessalines
Jefferson, Thomas 32, 45, 46, 57, 58, 59,
60, 61, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 70, 71,
76, 77, 78, 79, 80, 91
Johnson, Andrew 255, 272, 273, 274
Juarez, Benito 181, 182, 186, 188, 190,
192, 231, 232, 233, 234, 245, 246, 258,
264, 265, 266, 267

Kamehameha I. von Hawaii 157
Ku-Klux-Klan 284, 285, 286

Laveaux, frz. Gouverneur auf Haiti 26,
27
Leclerc, General 45, 46, 47, 49, 50, 51,
52, 53, 62, 68
Lee, General 220, 221, 229, 231, 234,
235, 238, 245, 248, 249
Lincoln, Abraham 82, 107, 159, 160, 173,
199, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215,
216, 218, 219, 222, 223, 224, 230, 235,
250, 251, 252, 253, 255, 271, 272, 282
Logan, Indianerhäuptling 88
Lopez, Don Miguel 239, 259, 262, 263
Lopez, Solano 268, 269
Lowell, James Russel 164, 194
Ludwig XIV. von Frankreich 20

Madison, James 80, 88, 101, 137
Marquez, General 258, 261
Maximilian I. von Mexiko 190, 191,
232, 233, 236, 237, 238, 239, 240, 241,
242, 243, 244, 245, 246, 247, 254, 255,
256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263,
264, 265, 266, 267
Mejia, General 232, 257, 258, 261, 263,
265, 266

Merimée, Prosper 185, 187
Miramon, Miguel 184, 189, 257, 260,
263, 265, 266
Monroe-Doktrin 148, 149, 156, 247
Monroe, James 68, 70, 137, 148, 156,
167
Moyse, General 46

Napoleon Bonaparte 18, 19, 30, 32, 33,
38, 43, 44, 45, 46, 48, 49, 53, 55, 59,
62, 64, 65, 68, 69, 78, 80, 188
Napoleon III. 189, 190, 231, 232, 238,
247, 255, 256

Pedro I. von Brasilien 155, 156
Pedro II. von Brasilien 190, 243
Pétion, Mulattengeneral 12, 17, 116, 117,
119, 121, 125, 126, 127, 128
Poe, Edgar Allan 170
Pontiac, Indianerhäuptling 88

Raynal, Abbé 10, 26
Rigaud, Mulattengeneral 11, 12, 21, 26,
28, 35
Rijswijk, Friede von 19
Roume, Citoyen 11, 16

San Martin 142, 143, 144
Santa Anna 145, 180, 181, 182
Schurz, Carl 208, 209, 210, 212, 215,
218, 274, 275, 276, 277, 278, 280, 282
Sherman, General 245, 247, 248, 251
Sonthonax 22, 23, 24, 25, 27
Sucre, General 150, 152
Sutter, Johann August 170, 172, 173,
174, 175, 176, 178, 179

Talleyrand 18, 68, 69
Taylor, Zachary 160, 173, 180, 229
Tecumseh, Indianerhäuptling 87, 88, 89,
90, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 100,
102, 103, 104, 107
Thomas, General 247
Toussaint, François Dominique 9, 10, 11,
12, 16, 17, 18, 22, 23, 24, 26, 27, 28,
29, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 37, 38, 39,
41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50,
51, 52, 53, 57, 62
Twain, Mark 278

Villaret-Joyeuse, General 45
Vodu-Kult 12, 13, 14, 15, 17, 37

Washington, George 59
Wayne, General 88

Whitman, Walt 7
Wilberforce, William 77
Wilkinson, General 76
Wolfe, General 157

Inhalt

GESCHICHTE AMERIKAS III

Vision in Schwarz	7
Expedition nach Haiti	34
Der verkaufte Traum	56
Die offene Tür	78
»Es ist Zeit, das Tau zu kappen«	107
Für die Freiheit des Kontinents	127
Die goldene Peitsche	153
Vulkanische Erde	180
Onkel Toms Hütte	192
Jahre der Entscheidung	218
Der Tod hält die Bank	247
Das Leben geht weiter	266

ANHANG

Anmerkungen	291
Begriffserklärungen	295
Zeittafel	301
Historische Karten	307
Quellen und Literatur	313
Quellenangabe der Bilder	314
Personen- und Sachregister	315

